1895. 10094.

Neue Volkssagen

der

Böhmen

von

Karoline von Woltmann.

Halberstadt,
in H. Vogler's Buch- und Kunsthandlung.
1821.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Vorrede.

Die weiße Frau ist der Versuch, einer auch in Deutschland allgemein verbreiteten Sage, einen Ursprung unterzulegen, welcher dem darin enthaltenen Mythischen besser entspräche, als die hier, wahrscheinlich nur zufällig damit verknüpfte Geschichte der Gräfin von Orlamünda. Die weiße Frau, als Schatten einer ehebrecherischen Kindermörderin gedacht, ist ein Spuk, mit dem die meisten Züge der Erscheinung nicht zu reimen sind, welche auf liebevolle Theilnahme an Leid und Freude des Geschlechtes, dem sie angehört, deuten. Denkt man sie als Frau und Mutter,

deren Gericht Uebermaaß der Zärtlichkeit für Gemahl und Haus einzig veranlaſſt, werden dieſe erklärlich und an die Stelle des Spukhaften tritt etwas Mythiſches.

Einen böhmiſchen, wenigſtens einen ſlawiſchen Urſprung muß man, ohnerachtet der allgemeinen Verbreitung dieſer Sage in Deutſchland, derſelben doch zuſchreiben. Einmal, weil ſie in Böhmen, wie in Deutſchland, an mehr als ein beſtimmtes Geſchlecht und eine beſtimmte Localität gebunden iſt; dann, weil das darin enthaltene Mythiſche der großen Aeltern- und Kindesliebe, die ein ſehr hervortretender Zug des ſlawiſchen Nationalgemüthes überhaupt und beſonders bei der böhmiſchen Nation iſt, durchaus entſpricht; endlich, weil ſie ſich vorzüglich in dem nördlichen Deutſchland verbreitet findet, deſſen Be-

wohner theils slawischen Ursprungs sind, theils an slawische Länder grenzen und mit deren Bewohnern, vor Alters, in noch lebhafterem Verkehr standen, als in unsern Tagen.

Bei der Eiche des starken Ritters habe ich zwei Sagen aus derselben Begebenheit verschlungen, die uns Hagek überliefert. Es ist ein erhebender Anblick, wenn schon hienieden in einem menschlichen Geschick eine Vollendung liegt, wodurch es sich zu einem befriedigenden Ganzen ründet. Allein selten ist dies der Fall, ja das Abgerissene vom Schicksal der trefflichsten Individuen scheint auf eine höhere, ihm bestimmte Vollendung hinzuweisen, als in den Schranken des Irdischen Erfüllung gewinnen kann. Ist jener Stoff dem Dichter nicht gegeben, so wird von

seiner Darstellung sich doch das Gemüth mit der Befriedigung wenden, die er ihm schuldig ist, wenn er bei diesem das Letztere hervorhob.

Mir scheint, es giebt nur zwei Arten, dergleichen Volkssagen, wenn anders das Talent es verstattet, mit Glück zu bearbeiten; entweder sie ganz so zu erzählen, wie sie im Munde des Volkes leben, oder das darin enthaltene Mythische zur Seele einer eignen Dichtung zu machen, der sie als Umrisse dienen. Auf die eine Weise wird mehr die Nationalität des Volkes, dem sie angehören, auf der andern mehr das darin verschmolzene Historische und Poetische bewahrt.

K. v. Woltmann.

Inhalt.

Seite

Die weiße Frau 1

Die Eiche des starken Ritters 119

Die weiße Frau.

Söhne und Töchter eines erlauchten Hauses
Böhmen, waren zusammengekommen auf
n Schlosse R**, einem alten Besitzthume
es Geschlechtes, das jetzt der ältesten der
chter angehörte.

Sie standen sämmtlich in dem Alter und
rhältniß des Lebens, wo Trachten und
ffnung der Jugend, befriedigt durch das
ck der Ehe, wo freier Gebrauch von Reich-
m und Hoheit, neuerdings erlangt, allen
fungen, allem Trachten der reiferen Jahre
liche Befriedigung verheißen.

Da war es, an einem schönen Maimorgen, als Bertha, die Neuvermählte Otto's, des Stammherrn, mit Verwandtinnen und Gespielinnen über einen Saal ging, durch welchen der Weg von ihren Wohngemächern nach den Zimmern führte, in denen die Familie zum Frühstück sich zu versammeln pflegte. Der Sonnenschein fiel heiter auf die Gemälde, welche dessen weiße Wände zierten, und ließ die Gestalten eines uralten, verschwärzten Bildes deutlicher erkennen, das ob seiner räthselhaften Komposition Bertha oft angezogen hatte. Während sie wieder vor dasselbe trat, übersahen die andern Frauen, mit flüchtiger Neugier, andre Familiengemälde, die in der Morgensonne wie neubelebt von den Wänden herablächelten. „Sieh nur, welche Aehnlichkeit jenes alte Frauenbild dort mit deinem Otto hat!" rief ihr ein Bäschen zu, und winkte sie vor eine andre Wand. „Nur nicht in Miene und Haltung," versetzte eine Zweite, welche sich ihr zugesellte. Bertha hatte sich bei dem Namen ihres Gemahls von der alten Tafel, die sie aufmerksam durchforscht,

zu den Beiden gewendet, und auch ihr fiel die Aehnlichkeit auf, welche das Matronengesicht, vor dem sie standen, nicht nur mit ihrem Otto hatte, sondern auch mit der Hauptfigur auf jener alten verschwärzten Tafel, welche dort in vielerlei Beziehungen abgebildet, immer auf andre Art dargestellt, erschien.

In einer schwarzsammtnen, mit Pelz verbrämten, Haustracht, das Haupt mit einem weißen Tuche in vielen Falten umwunden, saß hier eine Frau von ohngefähr funfzig Jahren, auf einem Sitze, der einem Betstuhle ähnlich sah, und dessen getäfelte Seitenlehne, hoch und weithingestreckt wie eine Chorwand, den Hintergrund des Gemäldes bildete. Sie saß, wie wenn sie nie sich zu erheben, nie sich zu regen begehrte, ganz aufgelöset in Beschaulichkeit und Befriedigung. Ruhe und Liebe waren der beseelende Ausdruck, wie der Haltung, so der Gesichtszüge. Sie blickte, als empfände sie alles Vergangne und Zukünftige im Augenblick der Gegenwart, und dächte an keinen mehr.

Mit vergnügtem und wehmüthigem Staun-

nen verweilte Bertha auf Gesichtszügen, die ihrem Otto angehörten, bei einem Ausdruck, der seiner Miene entgegengesetzt war. Die vielfachen Augenblicke der Angst wurden ihr gegenwärtig, welche sie überstanden, wenn bei gleicher Fülle von Innigkeit und Wohlwollen seine Gesichtsmuskeln nur Verwegenheit und Vordringen schwellte. Den Grund ihres Herzens bewegte die Ahnung eines Glückes, welches sie genießen würde, wäre zu seiner männlichen Kühnheit und Güte, ihm diese Ruhe verliehen. In Folge einer Gedankenkette, die, ihr selbst nicht deutlich ward, kehrte sie dann zurück zu dem alten Bilde, es genauer zu durchspähen.

Es stellte den inneren Raum einer Kirche dar, die Aehnlichkeit zu haben schien, mit der Kirche des Ortes, wo sie sich befand. Im Vorgrunde zur Rechten, erkannte sie deutlich die Matrone; aber jugendlich, im purpurfarbnen Kleide, einen Kranz von Edelsteinen auf dem Haupte, war sie abgebildet, an der Hand eines prächtigen Ritters, und hielt einen Ring zwischen den Fingern. Links zeigte

sie sich wieder, in minder-prächtiger Tracht, ein kleines Kind auf den Armen haltend, minder jugendlich, dem andern Bilde schon ähnlicher; fast gleich wie auf diesem erschien sie im Mittelgrunde, knieend zwischen vielen knieenden Gestalten. Dann lag sie weiterhin, weiß angethan, auf einem Bette und schien tod; die Nebenfiguren waren unkenntlich; ebenso nächstdem eine Reihe von Scenen gegen die Tiefe des Gemäldes: man unterschied nur noch eine weibliche, jugendliche Gestalt mit langflatterndem blonden Haar, in einem engen Bogengang, welche vor derselben Matrone floh. Der Hintergrund stellte unverkennbar die Kirche des Ortes von Außen dar, für deren inneres Gewölbe, Bertha den Vorgrund hielt; man sah dort einen Zug mit Windlichtern, eine weiße Gestalt in den weitaufgethanen Kirchthüren; aber sowol diese, als die Figuren des Zuges, waren verwischt durch die Zeit, und auch heute, in der Sonnenbeleuchtung, nur zu errathen, so wie man bemerkte, daß ohne Verknüpfung, ohne trennende Umrisse die verschiedenen Räume und Scenen zusammen-

gestellt wären: dagegen entdeckte Bertha durch das Licht, in einer Ecke des Vorgrundes die Jahrszahl 1520. Das Gemälde schien ein zusammengefasster Lebenslauf. Wessen? — davon gab es keine Spur; die Vermuthung, es sei der jener Matrone, deren Gesichtszüge sich auf ihren Otto vererbt, erhöhte ihre Theilnahme an seinen Räthseln.

Schon hatten die Gespielinnen den Saal verlassen, und vermissten sie in einem der entfernteren Gemächer. Ein munteres Kind sprang zurück, steckte den Kopf durch die Thür und rief: „wie gedacht! wo etwas nur dem Otto ähnlich sieht, davon ist sie nicht hinwegzubringen;" hierauf hüpfte sie zu Bertha und zog sie rasch fort von dem Gemälde zur Gesellschaft.

In den Versammlungszimmern verweilte diese nun schon lange in mancherlei Gespräch, und Otto erschien noch immer nicht.

„Als ich gestern zur Ruh ging," sagte Bertha, auf die Frage seiner Schwestern, nach ihm, „wollte er noch am Fenster des Korridors, der längs dem alten Hof läuft, die schöne

Frühlingsnacht und den Mondenschein genießen. Heute früh, als ich erwachte, schlief er noch."

Indem trat er selbst ein, und wurde mit lautem Necken ob seiner Schlafseligkeit begrüßt.

„Daran ist Niemand schuld, als die Hausfrau, die ihr Frauenzimmer nicht in Ordnung hält," gab er seiner Schwestern Spott zurück.

„Wie das?" rief die Prinzessin.

„So ist es!" fuhr er fort. „Die Nachtluft wehte so mild; der Mond schien so hell in den alten Korridor, daß ich mich gestern Abends nicht enthalten konnte, noch dort ein wenig am Fenster zu verweilen, und in den wüsten Hof zu sehen, der bis an den Fuß des verfallenen Thurmes mit Mondlicht angefüllt, und worin alles tief still war. Ich hatte noch nicht lange gestanden, als sich unvermerkt Gesellschaft eingefunden. Mir gegenüber, auf dem großen Stein an der Wallmauer, saß im Hof eine weißgekleidete Dame. Ihr Gesicht konnte ich nicht unterscheiden, weil der Schatten der Mauer von oben darüber

war, und der Schleier des Tuchs *) es bedeckte; aber sie sah mich so frech und starr an, daß ich dachte: wir wollen doch einmal sehen, wie lange das kecke Ding das Ansehn aushält, wenn ich sie wieder ansehe. Sie ließ sich nicht irren, und so blieben wir, bis ich voll Unwillen endlich das Fenster zuwarf, und mich niederlegte."

Die Prinzessin erblaste während dieser Erzählung. „O schweig, schweig!" rief sie. „Der Hof ist verschlossen; es kann keine meiner Frauen gewesen sein, und von dieser Erscheinung höre ich gar nicht gern reden; denn so oft sie sich gezeigt hat, hat es unsrem Hause Unheil bedeutet."

„Du machst die Schöne zum Gespenst, und denkst, du hast gewonnen Spiel," lachte Otto; „aber mit nichten; die mich anstarrte, war kein Geist und keine Aeltermutter, am wenigsten unsre wohlbekannte."

---

*) Die Frauen geringeren Standes tragen fast ohne Ausnahme in Böhmen ein dreieckigt zusammengelegtes Tuch, auf Art eines Schleiers, über den Kopf, wenn sie ausgehen.

„Was ist das?“ fiel hier einer der Schwäger ein. „Von solcher Sage war noch nie die Rede.“

„Sie gehört auch nicht über die Rockenstuben hinaus!“ versetzte Otto leicht hin.

„Sie besteht allerdings,“ sagte der Prinz, „und wir haben eben in diesen Tagen wahrscheinlich einigen Aufschluß über ihren Ursprung entdeckt.“

„Wie so? Wo? Wie das? erhuben sich eine Menge neugieriger Stimmen auf einmal.

„Man bemerkt an der hiesigen Kirche, wenn man den äußeren Umfang mit dem inneren, verbauten Raum vergleicht, daß dieser jenem nicht entspricht, daß in der Gegend der Thürme eine Kapelle sich befinden müsse, zu welcher es keine Thür mehr giebt. Als in diesem Frühjahr der zweite Hauptthurm ausgebessert und der Knopf herabgenommen war, fand sich darin, nebst einigen Gold- und Silbermünzen, aus der Zeit Wladislaws, ein Pergament, das diese Vermuthung bestätiget, und auf die erwähnte Sage Bezug hat.“

Lebhaft bestürmt von den meisten der

Gesellschaft, klingelte der Prinz, bezeichnete seinem Kammerdiener ein Fach seines Arbeitstisches, wo das Pergament sich vorfände, und befahl es herzubringen. Voll Neugier drängte man sich um ihn, als er es aus der Hand des Zurückkehrenden empfing und auf dem Tische ausbreitete. Die Buchstaben waren nicht überall mehr lesbar auf dem braungelben Grunde; an vielen Stellen hatte Feuchtigkeit alles geschwärzt und verwittert. Die Schrift enthielt in böhmischer und lateinischer Sprache Folgendes:

„Im Jahre des Heyls unseres Herrn, da man zählte 1520, zur Zeit Wladislaws aus Polen, Königs in Böhaimb, am Tage St. Philippi Jakobi, hat Gescheck Herr von R** die Kapelle unter diesem Thurm, worin zwölf seiner Voráltern, nebst andern Gesippen ihre Urstätt erhalten haben, vermauern, jenen aber zu Ehren und Gedächtniß diesen Thurm darüber aufführen und vollenden lassen. Sie, welche dort ruhen sind" — Hier folgten die Namen der Begrabenen, deren lesbare Reihe

Przibislawa von R**, die Braut des Odolenus von Chisch, im Jahre 1157, beschloß. Darauf fuhr der Bericht fort:

„Solches ist geschehen, aus Ursach einer großen Furcht unter dem Volke. Denn, als im Jahr 1157 Herr Markwart von R. auf seinem Zuge mit Herzog Wladislaw von Böhmen, zur Feier der Vermählung Kaiser Friedrichs Barbarossa von Hohenstaufen, mit Fräulein Beatrix, Tochter des Herzogs von Burgund, nach Würzburg gezogen war, ist er daselbst, am Tage Johannis des Täufers, in dem Herrn entschlafen, dieweil, daheim, allhier, auch sein Ehegemahl, Frau Juditha, verstorben ist."

„Da man nun den Leichnam, zu seiner Ruhestätt, in die Gruft dieser Kapelle beigesetzt zu werden, anhergeführt; und die Thüren der Kapelle weit geöffnet standen: sahe man Frau Juditha daraus, in ihrem Sterbekleide hervor- und dem Leichenzuge entgegen gehen, gleich, als wolle sie ihren Herrn bewillkommen und empfangen. — Die Geleiter des Zuges sind — vor großem

Schrecken" — — — Auf diese Lücke folgte eine beträchtliche, durchaus verwischte Stelle; und erst am Schluß wurde wieder Folgendes lesbar:

— — Der Kirchner nicht mehr in der Nacht, in der Frühe, ja bei Tag, sich zu läuten getrauete; auch Niemand aus der Gemeinde mehr in der Nähe des Einganges zur Kapelle, wegen großer Furcht, während des Gottesdienstes, stehen wollen. — — — — — — — — — Herr Gescheck, die Schicksale seiner Ahnfrau fleißig abzubilden befohlen. Das Bild ist am heutigen Tage aufgestellt, in einem kostbaren Schrein, vor dem zugemauerten Eingang. Friede in Gott und ewige Ruhe allen Todten. Amen.

Die Entzifferung der unlesbar gewordenen Stelle, der Schrein in der Kirche, theilten jetzt die Aufmerksamkeit. Man erinnerte sich recht wohl desselben und seiner Stelle: Einige eilten hin, ihn zu untersuchen; da kein Schlüssel dazu sich vorfand, wurde er aufgebrochen;

t er war durchaus leer, zur großen Freude
's, dem viel mehr an dem Morgenritt lag,
an Aufklärung über die Schickſale ſeiner
rau und der Urſache ihrer Raſtloſigkeit
Grabe; der die Neugierigen nur zur
e begleitet hatte, um ſie recht ſchnell
annen zurück, in das Schloß, zu treiben,
ie Pferde bereits geſattelt im Vorhofe
ubten.

Immer bläſſer, war während des Leſens
Urkunde, die gewöhnliche Bläſſe von
a's Angeſicht geworden. Ihr Haupt, das
wenig ſeitwärts geſenkt zu tragen pflegte,
b die Laſt des lichtbraunen Lockenhaars
derdrücke, ſenkte ſich immer tiefer gegen
Bruſt, die ſich beklommen hob. Stumm
ie mit zur Kirche gegangen, und ſchau-
als ſie den leeren Schrein und ſeine
ſah. Sie wuſſte wohl, wohin das alte
ekommen war, daß es jenes räthſelhafte
ißen Saale ſei; aber ſie vermogte nicht,
ſagen.

etzt entſtand viel Berathſchlagung, ob
e Kapelle wieder ſolle aufbrechen laſſen?

Die Prinzessin verweigerte es schlechterdings.
„Lasst ruhen die Todten," sprach sie, „und
störet sie nicht durch frevelhafte Neugier!"
Bertha sah sie innig dankbar an, und athmete
ein wenig auf bei diesen Worten.

„Erbrecht die Kapelle, oder lasst sie ver-
mauert; aber kommt endlich zu Pferde, eh'
der schöne Morgen verstreicht!" rief Otto, sich
ungeduldig aus der Kirche hinweg wendend.
Man folgte seiner Mahnung. Als er in den
Hof stand und sich aufschwingen wollte, um-
schlang ihn Bertha und sagte leise, an ihn hinauf
in seine Augen blickend: „reite nicht so wild,
lieber Otto." Er sah sie an, sah Thränen in
ihren dunkelbraunen Augen, und erwiederte
halb wild, halb weich: „da haben wir's!
Sie haben dich mit ihren Spukgeschichten zu
Thränen geängstiget. Fürchte nichts, Mai-
glöcklein." So nannte er sie im Scherz, und
es gab kein passenderes Bild für sie, wenn
sie, das Haupt an sich niedergesenkt, still,
frisch, zart und rein, dastand. Er küsste
sie bei diesen Worten, schwang sich in den
Sattel und sprengte auf seinem lichtbraunen

Hengst dahin. Hat er ihn doch so lange sicher getragen, dachte Bertha bei sich selbst, als sie ihn auf dem Rosse sah, mit dem er so manche Schlacht bestanden, warum sollte ihm eben heute ein Unglück widerfahren? Bei diesen Gedanken erhob sie ihre tiefen blauen Augen in den tiefen blauen Himmel; doch eine festig dunkle Ahnung überschattete auch von dort herab sogleich wieder diese augenblickliche Beruhigung.

Noch keine Stunde waren die Männer hinweg und die Frauen beisammen gewesen, da rief man die Prinzessin heraus. Sie ging, und kam lange nicht wieder; eine zweite der Frauen wurde nachgerufen; sie kehrte zurück mit verstellter Heiterkeit; flüsterte nach einer stummen Pause einer dritten einige Worte zu. Eine Spannung, ein Schweigen, ein Ab- und Zugehen entstand; Bertha ertrug es eine Zeit lang mit wachsendem Entsetzen. „Was ist," rief sie endlich, „was ist geschehen? Ich weiß, es geht mich an, Otto" —

Indem kam die Prinzessin zurück, bleich, zitternd, entstellt. „Sage, sage!" bebte sie ihr entgegen, — „Otto!" —

„Fassen sie sich," antwortete der Prinz, der seiner Gemahlin auf dem Fuß in das Zimmer folgte," er ist gestürzt. Es hat nichts zu sagen, er wird sogleich hier sein."

„Er ist gestürzt, er ist todt," schrie Bertha, und sank besinnungslos zu Boden. Es giebt kein Vorgefühl des höchsten Schmerzes; er durchreist und verwüstet das Leben über alle Ahnung."

Das ganze Haus der Freude hatte nun plötzlich eine andre Gestaltung bekommen; alles Thun und Treiben der Herren und Diener eine andre Richtung; Niemand dachte mehr an Wohlleben und gesellige Lust; Klagen, Jammer und banges Bemühen erfüllten die Gemächer, und übertäubten selbst das geheime Grauen, das sie begleitete.

Otto war nicht in's Leben zurückzurufen. Ein unbedeutender Sturz war ihm tödtlich gewesen; sein Leichnam wurde in die Familiengruft der Kirche beigesetzt. Bertha rang wochenlang mit dem Tode, der äußersten Sorgfalt nur konnte ihre Erhaltung gelingen,

dieſer, und noch einer Hoffnung, welche ſie an das Leben knüpfte; ſie fühlte ſich Mutter. Dem Kinde, das ihrem Gemahl durch Vorgefühl von Vaterfreuden ſeine letzten Lebenstage glücklicher gemacht, das ſeiner Liebe nie genießen ſollte, war ihre Seele noch zugewendet.

Der Sommer hatte den Frühling abgelöſet, als ſie zum erſten Mal wieder in die Natur trat. Alles lebendige Anathmen derſelben war für ſie dahin. Einzeln ſtanden ihr Luft, Berge, Wald und Grün, keines mit dem andern mehr verbunden, mehr durch das andre verſchönt, keines durch irgend eine Hoffnung, eine Phantaſie, die ſich damit verſchlänge, mehr in Beziehung zu ihr gebracht. Und dennoch gab es, außer dieſem Gute keinen Ort auf der Welt, wo leben zu können, ſie fühlte.

Hier, wo ſie das letzte Glück mit Otto erfahren, wo er beſtattet lag, ſein Kind unterm Herzen, umfing ſie eine Heimath von Schmerz und Glück, deren Gegenwart ihr wohlthat. Nur zuweilen wurde die Stille

dieses Gefühls durch den Gedanken an die weiße Frau gestört.

Der Prinz und seine Gemahlin wünschten dagegen, diesen Aufenthalt schnell zu verlassen und Bertha mit sich hinwegzuführen; indessen konnten sie, als es darüber zum Gespräch kam, der Innigkeit nicht widerstehen, womit sie zu bleiben drang. Sie verstatteten es ihr, überzeugt, sie von hier loszureißen, würde ihr so tödtlich sein, als einer zarten Blume, sie aus dem Grunde reißen, wodurch ihr Leben ernährt wird.

Ihre zahlreiche Dienerschaft, einen Theil der Dienerschaft Otto's, auch dessen Marstall, behielt sie bei sich; dennoch war es wie ausgestorben in dem weiten Schlosse, als sie es nun allein bewohnte. Sie hatte ihre Zimmer weit weg von dem alten Korridor, dem weißen Saal und jenem ganzen Revier genommen; dennoch schauderte sie oft zusammen, wenn eine Thür leise aufgethan wurde, oder sie Nachts beim Lampenschein ihr Schlafgemach übersah, die Matrone werde je und je eintreten. Es war ihr zu grausenhaft, ihre

Gedanken lange bei jener Vorstellung verweilen zu lassen, um bei sich zu irgend einer Entscheidung zu gelangen, ob jene ihrem Geschlecht eine unheilbringende Erscheinung sei, oder welche Bewandniß es damit habe? Den Tod ihres Otto brachte sie oft mit dem Umstand in Verbindung, daß auf dem alten Gemälde eine jugendliche, weibliche Gestalt abgebildet erschien, die vor der Matrone floh, und daß 1157 Przibislawa, die Braut des Odolenus von Chisch, die lesbare Reihe der in der vermauerten Kapelle Begrabenen schloß; also kurz nach jener gestorben sein musste, wenn sie Juditha war, die Gemahlin Markwarts von R**? worüber das alte Bild und die verwitterte Urkunde kaum einen Zweifel gestatteten. Erinnerte sie sich dann aber des Ausdrucks im Gesicht der Matrone auf dem neueren Bilde, der Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge mit den Zügen Otto's, so konnte sie an keine mörderische Bösartigkeit derselben glauben, augenblicklich wol gar wünschen, daß sie ihr sich zeige, und, über ihre Arbeit hinweg, die Augen auf der Thür ruhen lassen, ob sie

nicht einträte? bis plötzlich ein Grausen sie befiel, der Wunsch könne unvorhergesehen erreicht werden, sie nach einer ihrer Frauen zur Gesellschafterin klingelte, deren sich eine geheime Furcht bemeisterte, weil, wenn sie auf hastiges Schellen ihrer Frau eintraten, diese mit verstörtem Angesicht vor ihnen stand, und nichts zu begehren hatte, als daß sie bei ihr blieben. Allein die Matrone erschien weder Bertha, noch sonst Jemand im Schlosse; in der Kirche, im Garten, in Höfen und Zimmern sahen sie nichts, als lebendige, natürliche Dinge, und die Furcht Aller legte sich, durch vollkommene Abwesenheit des Wunderbaren.

Der Herbst war nun schon weit vorgerückt. An einem hellen Oktobermorgen stand Bertha einst am Fenster und schaute hinaus über die Gegend. Um die Berge sank der Nebel, ihre Kuppen und die alten Trümmer darauf, glänzten schon im Sonnenlichte, und Duftstreifen, wie Schleier, wehten daran hin und vorüber. Schaaren dunkler Raben kreisten mit unersättlich frohem Gekrächz in der reinen Luft um die Trümmer, über die Felder, die

von Thau flimmerten, über den ausgestorbenen, mit Gras bewachsnem Schloßhof, um die Zinnen der Schloßthürme. Die Rüden Otto's schlugen an in den Ställen, sein lichtbrauner Hengst wieherte; bald ritt sein Stallmeister darauf hervor, die Hunde sprangen bellend vorauf; doch kein Hundegebell, kein Wiehern von Pferden weiter, kein frohes Jagdgefolge, das sich anschloß, keine Genossen, wie im vergangenem Jahr, als er dieses Pferd ritt, diese Hunde rief, sie ihm als Braut nachschaute, und sich eines langen Lebens mit ihm getröstete. Lautweinend warf sie sich in den Sessel, der am Fenster stand; in ihr war ein unaussprechliches Verlangen, Otto nur noch ein einziges Mal zu sehen. Alle Bilder, welche die Phantasie ihr von ihm vorstellte, waren nicht deutlich, verschwammen immer undeutlicher, je mehr sie sich mühete, sie festzuhalten; sie sehnte sich sehr nach einem Gemälde, welches den Sinnen zu Hülfe käme, einer Büste. Allein Otto hatte nie bewegt werden können, sich malen oder sonst abbilden zu lassen. Der Ungestüm dieses Verlangens, die Wirklichkeit

des heftig aufgeregten Schmerzes, die sonnenhelle Morgenstunde, wo Luft und Erde, von Lebendigem, von Tönen erfüllt waren, rissen sie hin zu dem Entschluß, das Bild der Matrone zu sehen, Otto's Züge in diesem Bilde aufzusuchen.

Sie ließ den Kastellan des Schlosses bitten, den weißen Saal aufzuschließen, nahm eine ihrer Frauen zur Begleitung, und ließ sich hinführen.

Der Weg ging aus dem von ihr jetzt bewohnten Theil des Schlosses nicht durch Gemächer, sondern über die breite Hauptstiege nach dem Saal. Weit auf standen dessen schwarze, mit Vergoldung alterthümlich geschmückte, hohe Flügelthüren; die Sonne fiel von einer andern Seite hinein, als im Frühling, gelbes und rothes Laub spielte vor den geöffneten Fenstern; der alte Kastellan stand mit entblößtem Haupte ihrer wartend; nichts war dem Bilde jenes schrecklichen Frühlingsmorgens mehr ähnlich, und tief erschüttert sahe sie wieder in der Wirklichkeit die Züge ihres Geliebten sie anschaun. Sie trat dicht

vor das Bild, einen Thränenstrom zu verbergen; der Alte und ihre Dienerin hielten sich still und schweigend im Grunde.

Endlich, nach einer langen Pause, als jener bemerkte, sie weine nicht mehr so heftig, nahete er sich. Sie wandte ihre bethränten Augen stumm auf ihn. „Ja wohl, durchlauchtige Frau," sagte er, „bei dem Bilde müssen Sie wohl weinen! Ach, und hätte unser junger, gnädiger Herr so gelassen ausgesehen, und nicht so kriegerisch, wie es ihm gut stand, so mögten wir Gott danken, und Sie und Viele jetzt nicht weinen."

„Für mich, mein guter Franz, giebt es nun keine andre Freude mehr auf der Welt," antwortete sie, „und wenn ihr mit mir weinet, so thut ihr's um Einen, der's verdient."

„Es wird schon wieder Freude geben, durchlauchtige Frau, die auch uns mit froh machen wird. Ich habe bisher nicht gewagt, anzufragen, ob Sie nicht die Zimmer sehen mögten, welche im Seitengebäude an die Ihrigen stoßen, die wir für die künftige junge Herrschaft zurichten wollen. Es braucht

nur eine Thür im Schlafgemach von Euer Durchlaucht hergestellt zu werden, so können Sie daraus in dasjenige treten, welches der junge Herr, oder das junge Fräulein bewohnen soll; die zwei folgenden wären für die Dienstleute; das Vierte steht durch einen Gang in Verbindung mit der Hauptstiege im Flügel, die zu Euer Durchlaucht führt, es könnte zum Vorzimmer dienen; eine lange Reihe folgender schließen wir ab. Ich würde schon Sorge tragen, daß die Herstellung der Thür Sie keine Nacht aus dem Schlafzimmer vertriebe."

„Recht gern," antwortete Bertha. „Aber wisst Ihr, wen dieses Bild vorstellt?"

„Ich weiß es nicht. Es ist seit uralter Zeit im Schlosse."

Bertha's Augen fielen jetzt unwillkührlich auf das räthselvolle Bild; doch sie lenkte sie besorgt ab, wie von einem Geheimniß, worüber das Schicksal wohlthätig den Schleier hält, und wandte sich selbst so, daß auch die Blicke des alten Kastellans nicht darauf kämen, und er ihr einen Aufschluß gäbe, den sie vermeiden wollte. Demohnerachtet wurde er es

gewahr, und sagte: „jenes Bild ist unter dem hochseligen Fürsten, unseres gnädigsten Herrn Aeltervater, aus der Kirche hieher gebracht.“

„So lasst uns die Zimmer sehen, lieber Alter!“ unterbrach ihn Bertha, und verließ den Saal, besorgt, er möchte fortfahren; aber er schien nichts weiter haben sagen zu wollen, und folgte ihr beflissen.

Die Zimmer fanden sich, wie der Alte sie beschrieben. Eine lange Reihe, die durch das ganze Seitengebäude hinstrich, geweißt, verödet; einzelne verschimmelte Gemälde, sparsamer, zerfallener, uraltmodiger Hausrath an den Wänden; allein die Räume waren heiter, und aus den Fenstern überschaute man das weite Feld. Ein Gang lief gegenüber der Aussicht hinter der Rückwand hinab, dessen Fenster auf den Schloßhof blickten, welchen Bertha übersah. Aus dem letzten Gemach der Reihe trat man auf einen Balkon, welchen die Oberfläche eines halb abgetragenen Thurmes bildete, von dem ein Wall sich seitwärts um den hinteren Theil des Schloßgebäudes umherzog, welcher in regelmäßiger Entfernung

mit gleichen Thürmen ehemals besetzt, dem Bau zur Schutzwehr gedient hatte. Nur dieser verstümmelte und sein nächster Nachbar, der verfallene in dem wüsten Hof, waren davon übrig. Das Ganze machte einen unheimlichen Eindruck; doch die Gelegenheit war so augenscheinlich; der Alte betheuerte, dies sei das geheuerste Revier im ganzen Schlosse; sie sollte ihn nur für das Weitere sorgen lassen; sie bezwang ihren Widerwillen. Auch widerstand der erneuerte Eindruck vom Gesicht der Matrone, jeder Regung von Furcht. Wer weiß, dachte sie, ob es endlich einmal das Bild jener weißen Frau ist? ob nicht einem der Väter gefiel, eine Schwester, eine Mutter in dieser Tracht abbilden zu lassen; vielleicht, weil bei ihr eine Aehnlichkeit mit jener obwaltete, wie zwischen ihren Zügen und denen meines Otto war? Das Gemälde ist offenbar aus einer späteren Zeit.

Dieser Gedanke machte es ihr noch viel vertrauter. Schon am folgenden Tage, am dritten und vierten, ließ sie den alten Franz auf den weißen Saal bescheiden, und hing

nit der größten Innigkeit an dem Gemälde. Doch je befreundeter es ihr ward, um so mehr stieß das alte, räthselvolle sie zurück; s überwältigte ihre Phantasie mit solchem Grausen, daß sie einige Mal dadurch aus den Saal getrieben wurde. „Könnte man denn ieses Bild, das meinem Gemahl so ähnlich st, nicht von hier weg und in eines meiner Zimmer hängen?" fragte sie endlich den Alten.

Er sah sie bedenklich an, sah umher, nd sagte, als er Niemand in der Nähe emerkte: „wenn Sie es befehlen, so muß es eschehen; aber seitdem das Schloß steht, ist eine solche Versetzung unternommen worden. Die todten Vorfahren hausen zusammen im Bilde hier auf dem Saal; die lebendigen Nachkommen haben allzeit zusammen dort nten gewohnt."

Bertha schauderte bei diesen Worten, die r mit einem Ausdruck sprach, der ganz von einer gewöhnlichen schlichten, stillfreundlichen rt abwich. Sie stand am folgenden Tage ne Zeitlang an, ihn auf den Saal zu beheiden; indem sie zauderte, ließ er um Verunst bitten, mit ihr allein zu sprechen.

„Durchlauchtige Frau," sagte er, „es steht einem alten Diener nicht an, von den Familiengeheimnissen seiner Herrschaft zu sprechen; zu Ihnen darf ich es, da Sie selbst meine Herrschaft sind, und wol auch darum wissen; allein, ich sehe, nicht so viel als ich. Alle meine Voráltern waren hier im Schlosse Kastellan; mein Vater war es, ich bin hier geboren, ich bin's. Ich kenne dessen Offenbares und Geheimes; mich schreckt es nicht; ich bin schon nahe bei den Todten; allein ich bitte Sie, machen Sie sich nicht soviel mit jenem Bilde zu schaffen; für Ihre Jugend taugt das nicht."

„Lieber Franz," antwortete Bertha, „ich weiß, worauf du deutest; aber glaubst du, daß diese Züge, von denen mir all' mein Leben das Liebste widerfahren ist, mir Unheil zufügen könnten?"

„Unheil — das will ich nicht behaupten. Doch zwischen den Verstorbenen und Lebenden ist eine Kluft, das hat Gott durch die Natur so verfügt; davon kommen viel Thränen, und viel Friede. Für jene Frau da ist keine, das

weiß ich; darum habe ich Sie in diesem Theil des Schlosses untergebracht, wo man jene seit Menschengedenken nicht gesehen hat. Wohnen Sie hier getrost, lassen Sie die Todten ruhen, und locken sie durch Gedanken nicht zu sich. Ich weiß nichts vom Leben jener; das Bild, welches davon zeugt, hat die Zeit ausgelöscht; doch ein solches Gericht ist nicht ohne schwere Schuld."

„Franz! mein Otto — weißt du auch, was ihm am Vorabende seines Todes widerfuhr?" rief Bertha grausend.

„Ich weiß es, ich weiß noch andere Dinge," antwortete er, „das wollen wir in Gottes Hand stellen. Thun das Ihr Durchlaucht, und sein beruhigt, und vertrauen mir. Diese alten Mauern, und was damit zusammenhängt, und ich, wir sind durch die Zeit wie eine Natur. Jene Frau zeigt sich mir oft. Ihr Angesicht habe ich nie genau erspäht, es ist leichenblaß, soviel sah ich unter ihrem Schleier. Ihre Hände sind bleich, wie einer Todten; sie nickt mir, wann sie mich erblickt; ich grüße sie ehrerbietig, als die Ahnfrau

meiner Herrschaft; mit niedergeschlagenen Augen bleibe ich stehn, sehe ihr nicht nach, und weiß nicht, von wannen sie kommt, wohin sie fähret."

„Wollen Sie jetzt nicht die neuen Zimmer schauen?"

Es waren eine Unerschütterlichkeit, ein Feuer und Ernst in dem Alten, während er von den geheimnißvollen Dingen sprach, daß Bertha ihn kaum wieder erkannte und hingerissen ward, ihm zu vertrauen. Sobald er aber die letzten Worte anhub, hatte er auch dies ganze Wesen abgelegt; sich heiter und unbefangen nach ihr umsehend, schloß er die Thür auf, und ein Anblick eröffnete sich ihr, der ganz geeignet war, das Graun zu zerstreuen, welches sie gefasst hatte.

Das Zimmer ihres Kindes war mit lichtgrünen Tapeten ausgekleidet, dunkelgrün seidene Umhänge verdeckten das Bett der Wärterinnen, dazwischen auf einem schön geschnitzten hölzernen Würfel, stand ein länglicht runder, grün seidener Korb, überall mit künstlichen Ranken von Epheu, Rosen und

Myrthenlaub und Lorbeer, dicht umflochten, und mit einer seidenen Decke überbreitet, um die ein Kranz von Frühlingsblumen, mit allen lachenden Farben, gestickt war; die Wiege des Zukünftigen. Durch die geöffneten Fenster blickte man in sonnige Weiten; in zierlichen Schränken geordnet, lag alles, was ein Kind zu Kleidung und Wartung bedarf, zugerüstet, um einer Hoffenden das lieblichste Vorbild der Erfüllung, einer Traurigen den heitersten Eindruck zu gewähren, eine an Vieles Gewöhnte noch zu überraschen.

Auch verfehlte es diese Wirkungen auf Bertha nicht. Aber zunächst durchdrang sie wie ein Schwert der Schmerz, daß dies Kind, dem ein so freundlicher Empfang in's Leben bereitet war, des allgemeinen, unersetzlichen Gutes entbehren müsse, und sie weinte heftig über den Verlust, durch den alle ihre Freuden die Art des Grames angenommen. Allein das Dasein ihres Kindes, sein fürderes Schicksal traten ihr näher, das Muttergefühl entwickelte sich bestimmter beim Anblick jener Gegenstände. Ihr war, nach dem voran-

gegangenen Gespräch, in dem heitern, geheuern Zimmer zu Muth, als ob sie aus einer düstern, geheimnißvollen Fluth auf ein lachendes Eiland gerettet sei. Sie bat, daß es von nun an offen bleibe, setzte sich an's Fenster und ließ die Herbstluft an sich hinstreichen. Der Gedanke an die Matrone, der Zweifel über ihr Wesen, hatten sie in den letzten Tagen so beschäftiget, sich so mit der Vorstellung Otto's verwebt, daß sie jetzt Mühe hatte, sie davon zu trennen. Was sie in Wunsch und Ahndung von dem Schicksal ihres Kindes, mit Schmerz von Otto's vorzeitigem Tode und ihrer frühen Wittwentrauer empfand, lenkte sie gleichfalls auf die Ahnenfrau. Das Wort Schuld, das sie noch kaum gedacht, erhielt für sie Wirklichkeit und Bedeutung, und beängstigte sie; aber bald vereinte ein instinctartiger Trieb nach Harmonie dies Alles, was ihr Herz bewegte, in die Vorstellung von Gott und seiner Waltung, die sie noch nie mit solcher Freudigkeit und Selbstvergessenheit, empfunden.

Dergleichen Betrachtungen hing sie nach, als der alte Franz zu ihr einen Korb mit

üchern hereintrug. Er nahm eines derſelben, hlug es an einem Zeichen auf, hielt es ihr fgeſchlagen dar, und las:

„Im Anfang war das Wort, und das ort war bei Gott, und Gott war das Wort."

„So iſt es noch immer;" ſagte er, „wo n Wort iſt, da iſt er ſelbſt; darum iſt es t, es nahe haben, und darum bringe ich es nen her. Er reihete nach dieſen Worten Bücher in einem Schrank auf. Nebſt der bel waren es lauter heilige Schriften; die en der Einſiedler, des heiligen Hieronymus, Bekenntniſſe und Briefe des heiligen guſtinus, die Schriften des heiligen Chry- omus. Bertha hatte wenig gedacht, und nicht geleſen. Ihr liebevolles Herz, ihr tes Urtheil, waren in keuſcher Einſamkeit ihrem Leibe natürlich erwachſen und wickelt. Sie nahm die Bücher mit Scheu Hand, erſtaunte bald, ſie ſo verſtändlich finden: und wie der Blinde, ſobald die te von ſeinen Augen genommen iſt, ſich Vermögens zu ſehen, zugleich mit der

reichen Welt des Sichtbaren bewusst wird, wurde sie ihrer eignen geistigen Kräfte, der Welt, der Lage, worin sie versetzt war, sich zugleich bewusst.

Diese neue Beschäftigung, worin sie sich oft Tagelang vertiefte, war das beste Gegenmittel wider den Stachel des Schmerzes. Der Schmerz selbst verschmolz damit: Otto, ihr Kind, die Matrone, blieben die Gegenstände, von denen ihre Betrachtungen vorzüglich ausgingen, auf welche sie sich bezogen. Nach dem weißen Saal ging sie nicht mehr, nicht sowohl aus Furcht vor der Erscheinung der weißen Frau, als, weil sie keinen Beruf fühlte, an das ernste Geheimniß zu tasten, das er umschloß; und auch, weil über das ängstliche Haschen nach sinnlicher Gegenwart der Züge des Geliebten, sich das wahre Bild von ihm nur verwirrt hatte, welches jetzt, in der Ruhe der Betrachtung, oft unvermuthet, wie auf einem hellen Spiegel, in ihrer Seele erschien.

So rückte der Winter heran, und die Zeit kam, da sie ihres Kindes genesen sollte,

s ihr einſt Nachts träumte, ſie ſähe durch
e Thür ſeines Gemaches, welche ſie immer
öffnet hielt, die Matrone darinnen, neben
ner Wiege ſtehen, ganz wie Franz ihr die-
be geſchildert, wie ſie auf dem großen
emälde abgebildet war, nur daß durch das
leierhaft ihr ums Haupt gewundene Tuch
Geſicht verdeckt ward, das leichenblaß
z unten hervorſah; ihre Hände waren
nfalls bleich, wie die Hände einer Todten,
am Zeigefinger trug ſie den Ring,
chen ſie auf dem alten Bilde in der Hand
t. Starr ſtand ſie, und blickte auf das
tlein hernieder, ſtarr blickte ſie dann her-
auf Bertha, erhob die Hände über das
tlein, wie zum Segen, ſtreckte ſie aus
n Bertha, wie zum Segen, und war
chwunden, als die Erwachte ſich empor-
ete, und ſich überzeugen wollte: ob ſie
äumt habe oder wach ſei?

Die Erinnerung an jene Erſcheinung,
he Otto in der letzten Nacht ſeines Lebens
en, beunruhigte dieſe heftig; ſie verlangte
dem Morgen, um dem Alten ihr Geſicht

zu vertrauen; indem fühlte sie die ersten Schmerzen der Geburt, indem auch trat eine ihrer Frauen ein, und antwortete auf die Frage: wer sie hergerufen? der Kastellan habe sie erweckt und herbeschieden. Der überhandnehmende Schmerz verhinderte Bertha, dem Allen weiter nachzudenken, und in wenigen Stunden hielt sie einen Sohn in ihren Armen, und ein Strom von neuen Empfindungen riß sie hin, in dem der Gedanke an das Traumgesicht gänzlich verschwemmt wurde.

Sie fand sich an dasselbe erinnert, als nach einigen Tagen der Alte, der aus dem Zimmer des Kleinen, das den Tag über nicht leer wurde von begrüßenden Landleuten und Dienern, gar nicht wegkam, um Erlaubniß anhielt, zu ihr eintreten und ihr Glück wünschen zu dürfen.

„Sie haben nicht nur die Lebendigen erfreut, durchlauchtige Frau," sagte er, „sondern auch die Todten. In der Nacht, als der junge Herr geboren wurde, flüsterte es über mein Lager, wie ein schwaches kaltes Lüftchen, das durch ein weites Zimmer streicht, daß ich

avon aus meinem leiſen Altersſchlafe erwachte.
nd vor mir im Zimmer ſtand die Matrone,
ie ich ſie noch nimmermehr geſehen, und
rutete mit hocherhobener Rechte nach der
hür. Ich ſprang auf, und heraustretend
h ich ſie, nach mir umſchauend, raſch her-
ärts zu den Zimmern wie ſchweben; dann
i der Thür eines Gemaches verſchwinden.
ch bebte vor Schrecken, was ſie meine?
ber nun habe ich erlebt, daß ſie auch Gutes
rkündiget, Euer Durchlaucht liebt, und um
ie beſorgt war, wie wir alle."

„So ſollte wol mein Traum mehr als
raum geweſen ſein?" dachte Bertha. „Und
nn die Todten von mir wiſſen, warum
ſcheinet mir mein Otto nicht? Ich wollte
ch nicht fürchten."

Weder Otto erſchien ihr, noch zeigte die
atrone ſich fürder. Unter der Freude, ihr
önes Kind nach jeder Nacht, wie eine Blume,
hr entfaltet zu ſehen, Veränderungen an
n zu bemerken, die nur das Auge der Seele
ſpähet, genaß ſie ſchnell, und beſtimmte das
eihnachtsfeſt, ihren Kirchgang zu halten.

Der Alte rieth, es in der Schloßkapelle zu thun; aber sie verlangte in die Kirche, wo auch ihr Sohn, wo Otto war getauft worden.

Die hellen Weihnachtsglocken klangen freudig durch die sternvolle Morgenfrühe, über die weißbeschneiten Felder, als sie ihre Frauen erweckte und Alles zu ihrem Kirchgange zu rüsten trieb. Während diese damit beschäftiget waren, stand sie am Fenster und sah durch die Dämmerung der Schloßbewohner dunkle Gestalten über den knirschenden Schnee des Vorhofes, die Schaaren der Landleute an dessen Eisengitter vorüber, nach den Zimmern ihres Kindes jene, diese zur Kirche ziehen, und fühlte eine unruhige, schmerzvolle Freude, mit ihrem Sohne an dem Grabe seines Vaters zu stehen; als sollte sie diesen selbst wiedersehn. Es dämmerte noch, da sie wohleingehüllt, wohleingehüllt den Kleinen auf den Armen, aus ihren Zimmern ging. Der alte Franz wartete im Vorgemach an der Spitze der Diener und Schloßleute; sein silberweißes Haar glänzte im Scheine der Kerzen, die mit dem anbrechenden Tageslichte halb vermischt,

lb im Streit, einen zwitterhaften Schimmer
breiteten, wie Hoffnung und Ersterben ver-
t, und eine ähnliche Stimmung erfüllte
ch die Gemüther. Die Kirche, von Kerzen-
nz erfüllt, der einige Theile hervorhob,
ore in tiefere Schatten hüllte, sah dem
alten Bilde heute so seltsam gleich, daß
ertha, als die Landleute niederknieten, sich
um der Täuschung erwehren konnte, sie sähe
Matrone unter ihnen, wie dort; und je
d je hoffte, nun werde auch ihr Otto aus
engen Thür des Gewölbes hervortreten,
d sie und ihren Sohn mit bleichem Gesicht
lächeln, und einstimmen in die alten Me-
dien, die hier, so viele Jahrhunderte die-
ben, derselben Raum erfüllt, dieselben Ge-
hle erweckt hatten. Sie weinte heftig, und
hlte doch mit Freuden alle Zeiten in dieser
ämmerung, wie eine Zeit, verschmolzen und
h und kurz.

Die Messe war zu Ende, der Tag draußen
gebrochen; der Anblick der Stelle im Schloß-
fe, wo sie ihren Gemahl, wie jetzt, aus der
irche hervorgegangen, zum letzten Mal um-

armt hatte, vermehrte ihre Erschütterung so sehr, daß sie, einem Ausbruch vorzubeugen, die Augen davon hinweg, gegen die Seitenflügel aufschlug, zu den Fenstern des Ganges, welcher längs den Gemächern ihres Sohnes hinlief. Da gewahrte sie oben, an einem derselben, die weiße Frau, die hinter den Scheiben stand. Kein Schleier bedeckte ihr Gesicht; doch die Züge verschwanden undeutlich hinter dem Glase; sie unterschied nur die Bläße. Ihre erste Bewegung war, sich nach dem alten Franz umzusehen; der Ausruf seines Namens schwebte auf ihren Lippen; doch sie fasste sich, sah noch einmal empor und nichts mehr war sichtbar, so daß sie selbst zweifelte, ob nicht die Phantasie sie getäuscht habe?

Es war in der folgenden Nacht, wo sie zum ersten Mal nach der Geburt ihres Sohnes, ihre Frauen aus ihrem Zimmer entfernt hatte, und wieder allein schlief. Ein Fest der Diener und Landleute im Schlosse, feierte ihre Genesung; dumpf drang der Schall der Freude zu ihrem Gemach, ihr wie aus vorigen Tagen herüber. Erinnerungen säumten dabei, wie

n goldener Lichtstreif, die Gegenwart, welche
nsam und düster um sie lag, und doch innig
eelt durch das leise Athmen ihres Kindes,
f welches lauschend, sie neben dessen Bettlein
ß, die Augen bald auf dasselbe, bald in die
ben der Einsiedler gesenkt, die aufgeschlagen
r ihr lagen, und ihre Gedanken, von ihrem
gnem Schicksal hinzogen, in eine Welt voll
nfalt, Begeisterung und Wunder. Die
ärterin des kleinen Otto hatte schon ein
ar Mal sehnsuchtsvoll auf die entfernten
änge der Musik, das herschallende Gelächter
auscht. Bertha bemerkte es, über ihr
ch hinblickend; sie hieß sie, die Wiege des
des in ihr eigenes Schlafgemach tragen,
auskleiden, die Nachtkerzen anzünden, und
den übrigen gehn.

Es war geschehen, und sie lag im Bette,
der Gedanke: wie, wenn die weiße Frau
ieser Einsamkeit erschiene? sie mit Schauer
llte; indessen war Niemand mehr zu er-
n, es regte sich nichts Geheimnißvolles,
erschöpft von den Eindrücken des Tages,
ank sie in Schlaf.

Kaum war die Wirklichkeit um sie vergangen, bemächtigte sich ihrer der holdeste Traum. Sie sah ihren Otto vor ihrem Lager stehen, ganz wie im Leben, nur ernster und schöner. Er lächelte auf das Kind und küsste es. Er lächelte über die Wiege hin, auf sie, steckte ihr mit leiser, bleicher Geisterhand den Ring an, welchen die Matrone am Zeigefinger trug und küsste ihre Stirn. Sein Athem wehte dagegen, wie ein kühler Hauch, den sie zu empfinden, von dem sie zu erwachen, sich emporzurichten wähnte. Ihr dünkte dann im Schlaf, sie wache, sehe die Matrone aus der Thür des Zimmers gehen; doch der Schlaf hielt sie umwunden; sie schlummerte weiter, ununterbrochen bis an den lichten Tag. Ihr erster Blick beim Erwecken, suchte ihr Kind. Das Bettlein war schon wieder auf seine Stelle getragen; allein wie ihr Auge zufällig auf ihre rechte Hand fiel, mit welcher sie den Vorhang zurückgeschoben hielt, da schauderte sie zusammen; denn an ihrem Zeigefinger steckte der Ring der Matrone.

Sie wusste nicht, sollte sie ihn abziehen,

ihn aufbehalten? Thränen des Entsetzens fielen darauf. Es war ein glühender Rubin, an dem nicht Zier, noch Zeichen sichtbar waren, in schlichtes Gold gefasst. Endlich, zog sie ihn vom Finger. Inwendig stand eingegraben: M. a R. 1129. Am Tage der Frühlingstag- und Nachtgleiche." Ein Trauring also schien er. Aber welche Deutung sollte sie diesem Geschenk geben? Rief es sie zu ihrem Gemahl, der ihr den Ring im Traume angesteckt, zu dem ein so starker Trieb sie hinzog, als sie hinwieder bei ihrem Kinde festhielt? oder hatte sie im Schlaf die ähnlichen Züge Otto's und der Matrone verwirrt, und setzte es sie in Verbindung mit dieser? Von solchen Betrachtungen beunruhigt, vollbrachte sie den Tag in gespannter Erwartung; allein er verstrich einförmig, wie der gewöhnlichste. Die Nacht kam, kein Traum unterbrach ihren Schlummer, der ihr Aufschluß gäbe über das geheimnißvolle Geschenk.

„Kennst du diesen Ring wol?" fragte sie am nächsten Morgen den alten Franz. „Das ist der Ring der weißen Frau!" rief

dieser, und sahe sie gespannt und fragend an. „Er ist es," antwortete sie ihm. „Sie hat, oder mein Mann hat ihn mir im Schlafe angesteckt; im Traume sah ich beide. Rathe mir, was damit zu thun? Oder ruft er mich wol hinweg von meinem Kinde?" —

Der Alte schüttelte den Kopf und schwieg. „Wer kann sagen, was die meinen, die uns nicht Rede stehn?" sprach er nach einer Pause. „Aber," fuhr er fort und sein Gesicht erheiterte sich; „so wie mir die weiße Frau zur Stunde der Geburt des jungen Prinzen erschienen ist: möchte ich nicht fürchten, daß sie Ihnen den Tod durch diesen Ring geweissaget hätte. Ich glaube, sie weiß von Ihnen, liebt Sie, und der Ring ist ihr Geschenk für die junge Stammesmutter zum Kirchgang. Rathen, was damit zu thun sei? das wage ich nicht."

„Du sagst, was ich zu glauben wünsche, lieber Alter," antwortete Bertha; „und in dem Sinn hab' ich mich auch entschieden, daß ich den Ring nicht von der Hand lassen will, und ihn heilig halten. Das kann mir und meinem Kinde keinen Schaden bringen, sollte

jenem auch nicht so sein. Für das Weitere folge ich deinem ersten Rath; befehle es Gott und entschlage mich aller Gedanken darüber, bis mich ein unverkennbares Zeichen anders lenkt."

Es ward indessen Bertha nicht so leicht, diesen letzten Entschluß auszuführen. Der Ausdruck in den Zügen der Matrone, die Aehnlichkeit derselben mit Otto's, die Theilnahme, welche die Erscheinung für sie und für ihr Kind angedeutet, das furchtbare Gericht der Todten, bewegten oft innigst ihre Gedanken; ein geheimer Zweifel wich nicht daraus, ob nicht der Tag der Frühlingstag- und Nachtgleiche dennoch ihr letzter sein werde? Beides um so mehr, da sich die weiße Frau seitdem weder ihr, noch sonst im Schlosse gezeigt.

Der Winter verstrich, die Tag- und Nachtgleiche nahete, als der alte Kastellan, der jeden Morgen Stunden lang bei der Wiege des kleinen Otto zubrachte, ihn umhertrug, und seine Freude hatte, wenn das Kind mit den erstgeübten Griffen der derben Händchen seine Silberlocken faßte, einst nicht erschien.

Bertha fragte nach ihm, und hörte, er sei krank; gleich darauf trat auch sein Tochterenkel, ein verwaister Knabe, den er aufzog, zu ihr in's Zimmer, und bat sie, zum Großvater zu kommen; er sitze im Lehnstuhl, und sage, er werde nimmer mehr aufstehen, und verlange sehr nach ihr. Sie ging sogleich mit dem Knaben. Der Alte saß in seinem altväterischen, höchst reinlichem Gemach am offenen Fenster und blickte hinaus in den Frühlingsnebel, der sich weich um Berge und Baumwipfel gelagert hatte. „Wenn die jungen Blätter kommen, dann wirft der Stamm die letzten alten ab, die sich über die Zeit daran erhalten hatten," sagte er, und deutete hinaus.

„Lieber Alter, was meinst du!" rief Bertha. „Du wirst uns doch nicht sterben wollen."

„Nicht wollen," versetzte er; „man bliebe gern, wo man es so lange gut gehabt hat. Aber es wird Zeit, und ist schon Zeit geworden. Ich habe gestern einen Wink bekommen; heute fühl' ich schon, daß er recht gehabt hat; deshalb muß ich Euer Durchlaucht

sprechen. Die weiße Frau ist mir erschienen. Sie stand in der Gallerie, durch deren Fenster man die Kirche und den Kirchhof sieht, als ich eintrat. Nach meiner Gewohnheit hielt ich mich still, und wollte still meines Wegs gehn, da vertrat sie mir den Weg; deutete nach dem Kirchhof lange, wandte sich, und ging langsam fort, mit gewendetem Haupt, die Augen starr auf mich geheftet. An der Thür stand sie still, erhob ihre Hand gegen mich, gen Himmel, schüttelte schwer das Haupt und schritt hinaus. Ich verstand, daß es ihr Abschied sei für mich von der Erde. Ich bin bereit. Meines Berufes habe ich, Gottlob, treu gewartet; nur noch Eines bleibt mir zu thun."

„Hier dies Kästchen; das haben meine Vorältern einander sterbend anbefohlen, der Vater dem Sohn. Wir haben keinen Schlüssel dazu; wissen nicht, was darin enthalten ist, noch woher es stammt. Aber der Sterbende befahl jederzeit, daß es Dinge enthalte, von großer Heiligkeit für das erlauchte Haus, und ohne seinen Schlüssel nicht dürfe geöffnet

werden, wenn nicht einem sehr wichtigem Gliede von jenem, das schwerste Unheil drohen solle. Sie wissen, wie hier nicht alles leichthin zu betrachten ist, das leichthin betrachtet werden könnte. Mein Tochterenkel, der mir der Nächste hinterbleibt, ist ein Bube, noch ohne Vernunft, somit übergebe ich das Kästchen Ihnen."

Der Kleine stand neben dem Aeltervater und sah ängstlich zu ihm hinauf. Der Alte gab das Kästchen in Bertha's Hand, streichelte jenem über die blonden Locken und wollte zu ihm hinablächeln. Sein Kopf sank auf seine Brust, er athmete tief, und der Frühlingsstrahl schien über seine im Lächeln gebrochenen Augen.

Bertha verstand, was sein letzter Wunsch, dem der Tod zuvorkam, von ihr würde gebeten haben. Sie nahm den Knaben mit sich auf ihr Zimmer, tröstete ihn und suchte ihn zu erheitern, unterdessen man Anstalt traf, ihn, nach ihrer Anordnung, der besten Sorgfalt im Schlosse zu überantworten. Darauf verwahrte sie das verhängnißvolle Kästchen,

lcht mit leichtem Herzen, weil ſie muthmaßte,
ſtehe in Zuſammenhang mit dem Schickſal
er Matrone, und an ſeine Obhut knüpfe
h ein geheimnißvolles Band mit dieſer. Es
ar von Ebenholz, koſtbar mit Golde, Perl-
utter und bunten Steinen ausgelegt; die
beit byzantiniſch uralt, doch wohlerhalten.

Indeſſen zeigte die Beſorgniß, welche
Beſitz des Käſtchens ihr erregte, ſich ſo
el, als diejenige, welche ihr das Geſchenk
Ringes veranlaſſt. Das Begräbniß des
en Franz, die Frühlingstag- und Nacht-
iche gingen vorüber: ſie lebte, und der
f ihrer Tage blieb ſo natürlich und unun-
rochen, daß in dieſer ſichern Einförmigkeit
ſt ein Verlangen ſie zuweilen anwandelte,
weißen Saal aufſchließen zu laſſen, und
Räthſeln der uralten Tafel nachzuſpähen,
aber ein tieferes Grauſen nicht aufkommen

Um jene Zeit wurde ihr kleiner Otto
k; und bald ſiechte das blühende Kind
Rettung dahin. Immer ſeltener wurden

die Augenblicke, wo es gelang, ihm durch ein Spielwerk, eine Blume, ein vorübergehendes Lächeln abzugewinnen. Sie trug es in ihren Armen umher; hielt seinen matten, heißen Kopf an ihre Brust, und rang stumm und freundlich mit dem entsetzlichen Schmerz, daß auch dieses liebste Leben sollte von ihr losgerissen werden. Eine Nacht schien es den Morgen nicht mehr erleben zu können; sie saß neben seinem Bett und betrachtete es unverwandt; ihr ganzes Herz war zermalmt; halb wünschte sie, es möchte vollendet haben und schon ohne Schmerz ein Engel sein, halb schauderte sie vor dem, was alsdann aus ihr geworden sein müsste. Das Frühlicht brach an, als die Erschöpfte auf ihrem Sessel ein Schlummer überfiel, und wie sie nach wenigen Augenblicken emporschreckend, umherblickte: da saß nahe bei ihr, jenseit neben der Wiege des Kindes, die weiße Frau. Entsetzt von dieser Nähe, durchdrungen von Schrecken im Gedanken: nun sei der Knabe todt! saß sie starr und sah auf ihr Kind. Und es lag da mit freundlich aufgeschlagenen Augen, und

ſah ſie an, und hielt in den Händchen, ſpielend einen ſeltſamen Kranz von Rosmarin, Perlen und Geſtein.

„Kenne mich, wenn Du willſt!“ hauchte eine leiſe, leiſe Stimme. „Du ſiehſt mich nicht, bis Du mich ſuchſt!“ Bei dieſen Worten richtete die weiße Frau ſich empor, und ſchritt mit unhörbarem Gange aus der Thür. Bertha blieb zitternd; Entſetzen und Freude hielten ihre Glieder, ihre Zunge gebunden. Dann fiel ſie auf die Kniee, hob ihr Kind empor, hielt es gen Himmel mit einem Strom von Thränen, jauchzend, betend, ſchluchzend.

Die Wärterin ſchlief feſt. Bertha kam nach und nach zu ruhigeren Gefühlen; ſie wollte das ermattete Kind niederlegen: da bemerkte ſie fremde, friſchgepflückte Kräuter auf dem Kiſſen ſeines Hauptes; und es lächelte erquickter, als ſein Kopf denſelben nahete.

Sorgſam legte ſie es darauf nieder, und betrachtete nun auch den Kranz, indem der Kleine danach langte. Er beſtand aus einem einfachen runden Goldreif, an welchem in

abgemessenen Entfernungen große Perlen, massiv gefaßte Blumen von bunten Edelsteinen befestiget waren, den frischer Rosmarin durchwand. Während sie, ihn dem Knaben in die Händchen gebend, die Decke des Bettes emporschob, blickte ihr aus deren Falten ein goldener Schlüssel entgegen, von gleich alterthümlicher und prächtiger Arbeit, als ihr Ring, der Kranz und das Kästlein, zu dem er augenscheinlich gehörte. Bertha erblickte ihn voll Betroffenheit, und nahm ihn zu sich, mit geheimen Schauer, was für sie in der Zukunft sich an diesen Fund knüpfen möchte, wodurch ihr das Eröffnen des geheimnißvollen Schreines aufgetragen schien. Aber das Muttergefühl übertäubte zunächst noch jede Regung, die außerdem in ihrem Herzen aufschwoll; ganz in Freude vergessen und verloren, sahe sie nur auf das sichtbar von Augenblick zu Augenblick mehr genesende Kind, das bald ruhig unter ihren entzückten Blicken schlummerte.

Der Morgen war heraufgebrochen und stand triumphirend, von Vögelflug durchschwirrt, von Gesang und Tönen der Freude

und Thätigkeit durchhallt, über der blumenvollen Erde, den funkelnden Strömen. Die Wärterin erwachte und frohlockte über den neubelebten Knaben, ihr Jubel verbreitete sich im Schlosse, die Schloßleute kamen, ihre Freude und Theilnahme zu beweisen; ein frohes Gewühl riß Bertha aus der stillen Vergessenheit des Entzückens, worin die letzten Stunden ihr verflossen waren; aber Dank und Freude wogten zu mächtig und entgegengesetzt der gewöhnlichen Wallung ihrer an Schmerz gewöhnten Brust in derselben, als daß sie vermochte zwischen jenem zu dauern; sie musste hinaus in die Weite und Einsamkeit der Natur.

Sie staunte, wie alles in eigenthümlicher, lebensvoller Schönheit ihr hier wieder entgegentrat, beim Gefühl, daß die Erde noch ein Gut für sie habe, woher ihr so großer Schmerz, so große Freuden kommen konnten. Aber so wie allmählig ihr Herz beruhigter ward, nahm auch der Gedanke an die Matrone, an ihr Schicksal und Gericht, immer mehr Antheil an der Thätigkeit ihres Innern, und um so mehr bei dem wohlthätigen Gefühl der

Sicherheit vor ihrer Erscheinung, worin ihre Worte: „du siehst mich nicht wieder, bevor du mich suchst," Bertha versetzten. Ein Schauder, dem Geheimniß jenseits der Grenze des Lebendigen nahe zu treten, erfüllte sie, und sie hätte sich gern der Eröffnung des Kästchens enthoben gesehn, wozu der gefundene Schlüssel sie wahrscheinlich berief. Aber ohne Zweifel war die Matrone das heilige Glied der Familie, auf welches die Warnung des sterbenden Franz sich bezog; konnte derselben nicht eben jenes Unheil daher entspringen, wenn sie dessen Eröffnung unterließ, als wenn es vorwitzig eröffnet wurde? Und war sie ihr denn so fremd, jene Grenze, jenseit welcher ihre Gedanken Stunde für Stunde den geliebtesten Mann aufsuchten, an die sie eine Erscheinung freundlich und schonend berief, von der er stammte, welche die Züge seines Angesichts trug, die ihr, wie er, nichts als Liebe und überschwengliche Wohlthat erwiesen hatte? Je länger sie solchen Vorstellungen nachhing, je dringender fühlte sie die Nothwendigkeit, das Kästchen zu eröffnen, wohin dies auch führen

möchte, bald selbst mit einer Freudigkeit, daß an ihr stilles und abgeschiedenes Leben, ein solches Verhängniß sich kette, wodurch sie noch inniger dem Geschlechte ihres Otto verbunden wurde.

Sobald sie ihr Zimmer erreicht, verriegelte sie die Thüren desselben, erhob ihr Herz im Gebet, nahm den geheimnißvollen Schrein hervor, den goldnen Schlüssel, und versuchte ihn damit zu öffnen. Der Schlüssel passte, und ohne Widerstand sprang der Deckel auf. Das Inwendige des Kästchens war ganz mit Perlmutter bekleidet und enthielt ein Packet, in golddurchwirkte Seide gehüllt. Bertha nahm es hervor ohne eine Regung von Neugier, schlug die Hülle von einander, und ein wohlerhaltenes Pergament, mit leichten und schönen Zügen beschrieben, zeigte sich ihr; die Alterthümlichkeit der Schrift und Sprache hinderte sie nicht, ohngefähr Folgendes zu lesen und verstehn.

„Ich heiße Juditha, eine Tochter Prostibors, bin geboren, und habe mich als ein

Kind gefreut, wie andre Menschen. Auf dem Schlosse meines Vaters bin ich geboren, habe dort gelebt, bis in mein sechzehntes Jahr. Damals kam Herr Markwart von R.... zu uns; er war vier und zwanzig Jahre alt, fest, freundlich und schön; mir geschah das Liebste, als ich vernahm, ich sollte von dannen ziehn, mit ihm nach seinem Schlosse, dort mit ihm zu wohnen, und zu walten in Liebe und Frieden mein Leben lang, wie meine Mutter daheim. Es freuten sich mit mir und zogen mit mir Viele aus der Jugend unsrer Dienstleute, mir beizustehen in Allem, was ich Noth fände und thäte. Man hatte mir ein purpurfarbenes Kleid angelegt, mein gelbes Haar geringelt, und eine güldene Krone darauf gesetzt, als einer Jungfrau und eines Herren Verlobte und Kind."

„Vor der Kirche neben Herrn Markwarts Schloß hielt unser Zug. Sie war neu gestiftet, und prachtvoll, mit künstlichem Schnitzwerk geziert. Man hob mich vom Zelter; an Herrn Markwarts Hand trat ich ein, trat ich vor dem Altar; wie sah jener so schön

aus in seiner leuchtenden Rüstung, wie freuete ich mich sein und meines Schicksals vor Gott und Heiligen und Menschen, und thät von Herzen das Gelübde, ihm anzugehören mit Treue ewiglich. Da verehrte er mir einen goldenen Fingerreif, worin ein purpurfarbener Stein eingelegt war; sein Vater ha ihn heimgebracht von Hierosolyma, vom Grabe des Erlösers, wohin er zog mit Kreuz und Segen des Pabstes Honorius, der Ersten einer. Inwendig des Ringes las man das Jahr, den Tag, und Herrn Markwarts Namen. Das waren liebe Worte."

„Meines Eheherrn Schloß lag in schönem Lande. Viele Berge mit Burgen am Himmelsrand, viele weite Felder diesseit, Saatstücke und Waldflecken, mittenhin ein fluthender Strom. Uns deckten Gräben, ein hoher Wall und Thürme; alle waren bewohnt, das ganze Schloß innerhalb voll Bewohner; für sie alle hatte ich Sorge zu tragen. Sie trugen auch Sorge für mich!"

„Als ich meines ersten Töchterleins genesen war, fügte sich's, daß Mainhard, der heilige

Bischof von Prag) auf seiner Wallfahrt zum heiligen Grabe, bei uns einsprach, und willigte, es mit der Taufe zu versehn. Dabei erschienen, meinem Herrn zu Ehren, viele edle Herren und Ritter, und Fräulein und Frauen. Von den schwäbischen Herr Konrad von Beutelspach, Hermann und Wilhelm, die Brüder Grafen von Sulzbach, die das Kloster zu Wylemow gestiftet, das nun zerstört ist. Dort ruhen sie schon lange in Gott, und ihre Seelen sind mit den Seelen jener. Meine Seele hat nicht von der Erde gekonnt!"

„Auch meine Aeltern kamen und meine Brüder und Schwestern, die sich verwunderten, daß ich ein Häublein und Schleier trüge, und eine Burgfrau und eine Mutter wäre, und sich freueten über was die Fremden erzählten von der prachtvollen Stadt Byzanz jenseits des Meeres, von den Städten und Vesten der Ungläubigen im gelobten Lande, und am Nilstrom; von Wüsten, wo nur Erde sei, und Himmel, und Nacht und Tag; von ihrer eigenen fröhlichen Heimath am Neckar und Inn, in dem mit Böhaimb verschwisterten deutschen

eichsland.' Ich freute mich auch des reichen
eſprächs in unſeren Hallen, der Freude meines
ern unter ſeinen Gäſten, ſtahl mich doch
ber hinweg in das Gemach meines Kindes,
anzuſchaun; oder ſorgte in Kammern und
wölb, daß nichts der Freude ſeines Vaters
d dem Wohlſein der Gäſte gebräche. Freute
ch der Ehre tief im Herzen, die ihm wider-
hr, meinen Aeltern und auch mir, als ich
zur Kirche trug, in meinen Armen zum
uſſtein, es Gott zu weihn, vor ſo vielen
len Zeugen."

„Zwei Mütter, die mit mir in das Schloß
kommen waren, und zu gleicher Zeit, wie
, geboren hatten, die trugen an dem Tage
ch ihre Kinder zur Kirche mit mir, getauft
werden aus demſelben Bade mit meinem
nde, von demſelben heiligen Mann, vor
nſelben Zeugen. Sie waren hochvergnügt
rob, hochvergnügt auch die übrigen Dienſt-
nte, die uns geleiteten zur Kirche, hoch-
rgnügt auch ich. Mir geſchah ſo viel zur
eude damals!"

„Ich gebahr nach einander drei Kinder,

zwei Töchter und einen Sohn, süße Geschwister einander, immer neue Freude mir und dem Vater. Der Raum im Schlosse wurde enger und enger. Ich hatte viel zu schaffen und zu walten vom Morgen bis zur Nacht, und Tag für Tag wuchsen dazu mir Freudigkeit und Kraft. Berieth mich in Allem Herr Markwart so fest und getreu. Nun verlobten sich Dienstleute, denen musste fürder geholfen werden; nun war ein Bau zu vollbringen auf unserm Gebiet hier und dort; nun neuer Grund zu erwerben, nachdem gesorgt war für des Tages und der Jahrszeit Bedarf. Wir vollbrachten Alles nach einem Willen selbander; Herr Markwart, und ich; hatte nichts als Lust, lange, lange Jahre, wie ich zurückschaue, als ob die Sonne mir immerdar in's Herz geschienen."

„Als Herzog Sobieslaus gestorben war, zu Hostin-Hradek, auf seinem neuen Schlosse, zog Herr Markwart gen Prag, dort Rath zu halten mit den anderen Herren wegen des Nachfolgers im Reich. Als er fort war und es an die Zeit kam, da ich wusste, nun zöge

er durch Land, das ich nimmermehr gesehn,
da verlor ich alle Gedanken. Konnte nicht
mehr erwägen, was Noth wäre für den Tag;
meine Kinder, meine Leute waren mir nicht
dieselben; wurde ganz siech und matt. Wie
wohl that mir die Kunde, daß Wladislaw der
Andere zum Herzog erkoren sei, und mein
Herr zurückkäme; da lachten Grund und Boden
wieder, als ihr Herr wieder darauf stand; da
nahm Alles sein altes Angesicht an."

„Im folgenden Jahre habe ich mein letztes
Kind geboren. Ich habe keines nach diesem,
habe auch keines der vorigen so lieb, als dieses
gehabt. Wir nannten das Mägdlein Przibis-
awa. Es war ein Kind, wie aus einer
essern Zeit. Herrn Markwart sah's nicht
ähnlich, mir selbst sah's nicht ähnlich; nur
ich war es gleich auf der Welt. War immer
ernst und lächelte doch immer, hatte ein hold-
liges Wesen. Ihre Geschwister wurden groß,
und veränderten sich; ich kannte ihr Kinder-
angesicht in deren keinem mehr wieder; sie
wurde höher und schöner und blieb sich gleich.
Wenn ich sie als Jungfrau walten sah im

Schloß und Garten, oder sie in der Kirche sah, war mir, als sähe ich sie noch, wie sie als Kind zu mir hinaufgelangt und gelächelt. Ich ließ es ihr nicht merken, nicht den andern merken, wie das mich freuete; alle waren meines Herzens und Gemahls; ich hätte keines aus ihnen erwählen können, nur Herrn Markwart habe ich es vertraut. War nur auch nicht viel Zeit dem nachzusinnen. Ich konnte mein Herz nicht ruhen lassen in einer Freude; denn Vieles hatte ich zu berathen, und mochte des Keines versäumen. Ich kannte Mann und Weib und Kind, jedes Thier, jedes Vogelnest auf unsern Bäumen, sie und die Pflanzen schier alle auf unserm Gebiet; hatte jedes einzeln betrachtet, mit Freude meiner Augen, mit Sorge meines Herzens, es war alles Gottes und unser und lebendig!"

„Unsre älteste Tochter erwählte ein heiliges Leben zu vollbringen, fern von der Welt, im Kloster. Wir führten sie gen Prag, nach dem Kloster zu St. Georg, anzutreten ihr Noviziat, und schieden von ihr in dem heiligen Frieden der dämmrigen Hallen; und ich weinte

über sie vor Freude und Schmerz. Bald darauf wurde ihre Schwester verlobt, erkor auch unser Sohn ein edles Fräulein sich zum Gemahl. Wir wollten gern, daß sie frühe glücklich wären, wie wir. Da richteten wir ein Schloß ein, zum Empfang der neuen Tochter, für sie, daselbst zu hausen mit dem Sohne; da erhandelten wir Geschmeide und Hausrath, und ich erlas Gesind, das mitzöge meinem Töchterlein, und belehrte es für sie. Das waren lustige Sorgen! mir war, als pflanze ich mein Leben, zum zweitenmal zu grünen, in einen neuen Grund."

„Przibislawa erwählte Herr Odolenus von Chisch. Er war ihres Vaters Wille, ihr eigener Wunsch, herrlich und ohne Tadel. So jung erkoren schon die Besten vom Adel zum Austräger ihn, bei Fehde und Streit. Sein Sinn war hell und gerecht. Sein Aussehn stattlich; feurig sein Auge; ernst und hoch seine Stirn; selten und kurz die Rede seines Mundes aus vollen, jugendlich schwellenden Lippen. Schier war er allzugestreng für mein zartes Kind."

„Dem Hause brachten Enkel fast zu derselben Zeit, indem die Hochzeit Przibislawas herankam, und unsere älteste Tochter ihr heiliges Gelübde wollte weihen, Tochter und Schnur. Da begehrten die Geschwister alle zusammenzutreffen in der väterlichen Burg. Der Raum war beschickt, eng für so viele liebe Gäste. Und als nun dahergezogen selbander die Vermählten mit dem Neugebornen, in ihrem Geleit die Dienstleute, welche wir ihnen mitgegeben, heimzusuchen die Ihren bei uns; als wir sie empfingen in dem Vorhof, die jungen Mütter mir ihre Kinder entgegentrugen, die mir Herrn Markwarts, die mir meiner Kinder Züge zeigten; als ich sie hoch hielt in meinen Armen zum blauen Himmel, ringsum sich's drängte, grüßte, rief; jedweder sich der Seinen, unsrer und der Unsern freuete; als ich von den Aeltern der kleinen, in Lebensfreude blühenden Gesichter, schaute auf mein ältestes Kind, in deren Zügen der Ernst heiliger Betrachtung schon begonnen, die Spuren tiefer Ruhe einzugraben, die seine Begleiter auf Erden sind, wo die Freude der Jugend der himmlischen

eudigkeit wich; auf das frohe Gewühl um
s, das mir Alles angehörte; in Herrn
arkwarts edles und getreues Angesicht schaute,
in einen Spiegel, der mir eine lange
ihe seliger Tage zeigte, voll immer desselben,
ner neuen, wachsenden Glückes; da hatte
meiner Wonne nicht Maaß, noch Ziel!
ute mich mit den jungen Müttern schwester-
, freute mich mit ihnen mütterlich, freute
unaussprechlich der Zukunft."

„Hand in Hand saßen wir versammelt
den Steintisch im Schatten und Duft der
en des Zwingers, weitumschauend in die
endurchfluthete Landschaft. In der Ferne
elte Staub auf vom Wege: wälzte sich
ärts; eine Rüstung blinkte, Farben wehten
hin, Herzog Wladislaws Farben, der
nische Adler; des Herzogs Herold war es,
Herrn Markwart entbot, mit Söhnen und
men gen Prag binnen drei Tagen, von
zu ziehn mit dem Herzog gen Würzburg,
Hochzeit Kaiser Friedrichs von Staufen,
Fräulein Beatrix von Burgund. Die

Herren schauten einander an, fragend, zögernd; Herr Markwart gab zusagenden Bescheid dem Herold; in dem Augenblick war meines Glückes ein Ende."

„Es wollte mir nimmermehr hell werden zu Sinn, wie mir auch zusprechen mochten, und mich vertrösten auf die Rückkehr, mein Gemahl, die Eidame, meine Kinder. Ich konnte sie mir niemals gedenken. War der Freude ihr Tag anberaumt und wird ihr entzogen, nimmt sie keinen andern statt seiner mehr an."

„Am dritten Tage, der Tag der Verlobung Przibislawa's sollte er sein, als die Rosse vorgeführt waren, die Kinder von einander und von den Enkeln und Geschwistern Abschied nahmen; mein Herr, schon aufgesessen, mir die Hand vom Rosse reichte, meine Hand fasste und hielt, zu sprechen nicht wagte, vor Schaam der Thränen; mir in's Angesicht sehen wollte, das ich nicht zu erheben vermochte; ich ihn darauf anblickte, er mir lächelte, tröstlich und trübe; Herr Odolenus indem, rasch entschlossen, der erste, durch das Fallgitter

sprengte, Herr Markwart nun auch sein Roß langsam umwandte, meine Hand drückte, losließ, indem ich ihn ansah, zum letzten Mal; da brach mir mein Herz vor Schmerz in der Brust! O, hätte ich ihn nimmermehr wieder auf Erden gesehn!"

„In den weiten und leeren Gemächern war es öd und still; mir ward angst darinnen. Meine Kinder gehörten nur halb mir an, seit mein Herr sie nicht mehr mit mir erblickte. Meine Töchter waren feurig und jung, keiner brannte der Schmerz des Abschiedes ins Herz wie mir, der Mutter, der Langvermählten. Die Trennung lastete auf meiner Brust schwerer, denn in der Jugend. Mein Herz schlug matt und stockte unter der Last; mein Gang war schwer, mein Haupt war wüst, nichts in mir lebendig, als heißes Verlangen, den Tag der Rückkehr, die Zukunft zu erleben, wo mein Glück fortwährte, immer reicher und reicher; als die Angst, fürder zu walten und zu sorgen für Alle, die mir so innig waren an's Herz gelegt."

„Und mehr und mehr schwand mir hiezu

Hoffnung und Vermögen. Ich strengte meine Brust an, rüstig zu athmen, meinen Gang rasch zu schreiten, heiter und frisch das Nöthige zu bedenken, meinen Sinn, vergeblicher von Tage zu Tage. Immer näher kam der Tag der Rückkehr, immer mehr wich meine Kraft. Ich sah ihm entgegen wie einer Erlösung; ich hoffte, bis dahin zu bestehn."

„Eitles Hoffen! Wenige Tage waren übrig bis zu ihm, da erwachte ich auf meinem Lager, ohne Kraft, mich zu bewegen, und in mir pochte fort und fort, wie ein dunkler Spruch, heiß in Brust, in Hirn: du siehst die Entfernten nicht wieder! und erfüllte mich mit unendlicher Angst. Da traten meine Frauen ein, und erschraken bei meinem Anblick, und eilten hinweg und riefen meine Töchter herbei. Meine Töchter kamen, und knieten neben meinem Lager; nur mein heiliges Kind beherrschte ihre Bestürzung und Thränen. Ich weinte mit den andern, ich weinte heißer, als sie; ich konnte nicht sterben! Ich ließ die Enkel holen, die Dienstleute kommen, alle sich dicht um mein Lager schließen; ich klammerte mich an das Leben; sie hielten mich alle daran!"

„Und der Prieſter des Schloſſes trat ein, ſegnete mich und ermahnte mich: meine Stunde könne erſchienen ſein, zu ſcheiden von der Erde nach Gottes Gebot. Wenden ſollte ich meine Gedanken zu ihm, der auch dies, ſo es mich träfe, mir zum Heil und gnadenvoll geordnet."

„Ich hörte ſeine Rede nicht aus. Ich hieß ihn ſchweigen, und nicht Gnade nennen, wenn ich fortgeriſſen würde in Fülle des Lebens von ſo vielen Lieben, ohne den letzten Abſchied von dem theuren Gefährten meiner Tage, von meinen Kindern allen."

„Da warf meine älteſte Tochter ſich nieder neben meinem Bett, faltete ihre Hände gegen mich und redete inbrünſtiglich von der Sterblichen beſchränktem Auge. Wie ich auch dieſes Schickſal bald ſegnen würde, und mit Lächeln, glückſeliger denn je, auf ihren Vater, auf ſie und ihre Geſchwiſter, auf mein Haus und dieſe Stunde ſchaun, wenn ich beherzt von Gemahl und Kindern die Seele wendete zu Gott und nichts dächte, nichts hoffte, als ihn."

„Ich hörte nur den süßen Ton ihrer Stimme, ich fühlte nur die Freude ihrer Heiligkeit. Ich rief: bete, daß ich lebe! Ich spürte mich ermatten innerlich, mehr und mehr ermatten, im Kampfe gegen das Hinscheiden, mit unsäglicher Angst."

„Da reichte der Priester mir das Bild des Erlösers auf der Hostie dar, den Kelch seines Blutes und Todes, von dem auch er gefleht, daß er möge vorübergehen, und betete, er wolle mir helfen, das Leben besiegen, und offenbaren meinem Geist das Entzücken der Seligen im Anschauen Gottes."

„Sein Gebet erfüllte mich mit Wuth. Ich schleuderte die Hostie und den Kelch von mir; ich gebot ihm zu schweigen; ich entsagte im Herzen aller Seligkeit außer der, wiederzuschauen meinen Herrn, bei meinen Kindern und Enkeln, meinen Getreuen zu bleiben, in den Räumen, die ich durchwaltet in Zufriedenheit Jahrelang, auf der schönen Erde zu sein; meine Gedanken wandten sich mit Abscheu von allem Andern."

„Immer schwächer wurde die Kraft meines

Athems. Ich ſtrengte mich an, ſie aufrecht zu halten mit Gewalt. Der Prieſter betete laut für mich um Ergebung. Ich verfluchte ſein Gebet; mir war, als zögē es mir den Tod herbei. Ich gebot ihn zu entfernen, ich betete mit der äußerſten Anſtrengung nur um Leben, Leben, Leben." —

„Das Gebet war mein äußerſter Gedanke. Und ein tiefer Schlaf rieſelte nieder, unwiderſtehlich über mein Bewuſſtſein. Langer, unausſprechlicher Friede der Ruh, nicht zu athmen, und doch zu ſein; ohne Bewegung fortzuſchießen, wie auf Flügeln des Lichtes; nicht zu denken, und doch in Urſprung, Werden und Wirkung Alles zu ſchaun, mit unendlicher Klarheit der Betrachtung. Der Erde, mit ihrem Tage, ihrer Nacht, ihrem Schatten und Licht, ihrem blauen Himmel, ihrem Geſichtspunkt der Geſtirne, ihrem friſchen Pflanzengrün, ihren lebendigen Geräuſchen, mit der ſich immer neu gebährenden Wechſelliebe ihrer Geſchöpfe, des Zuſammenhanges der Erden-Natur und Unſchuld mit Gott, innig, wie einer holden Erinnerung, voll hoher

Ruh, wie eines geoffenbarten Gedankens der Gottheit, gegenwärtig und bewusst, sie nicht mehr durch langsame, einzelne, auf einander folgende Erfahrungen der Sinne mit Schmerz, Lust und Angst, stückweise erkennend, verlangte ich nicht nach jener hingeschiedenen, beklommenen Gegenwart."

„Nun hob eine Gestalt sich mir entgegen, menschlicher, männlicher Bildung, doch viel höher als diese und größer, von unendlicher Klarheit leuchtend Körper und Angesicht, von einer Klarheit, gegen deren Helle das Sonnenlicht düster, gegen deren Milde das Mondlicht nur ein unreiner Schatten war. Sie hielt die Augen auf mich geheftet, voll durchdringenden Ernst des Gerichtes. Sie sprach nicht; ich wusste ihren Willen. Du flehtest um Leben, erging er gegen mich, mit dem Gebet der Erhörung: lebe frei vom Tode, bis" —

„Hier zerfloß mein Todestraum in Schlummer des Lebens. Ich vernahm den Schluß des Spruches nicht mehr. Die Erscheinung wurde trüber und trüber vor mir. Der Zug des Athems bewegte wieder meine

Bruſt, und hob und ſenkte die Laſt des irdiſchen Daſeins. Ich hörte dumpfe Klänge der Erde, einzelne, wieder und wieder; mich umfloſſen trübe, feuchte Schatten, ein röthlicher Funke flimmerte oberhalb."

„Ich ſchlug die Augen auf; ich erkannte die Ampel in unſrer Familiengruft über mir leuchtend; ich lag mit Leichengewanden angethan im Sarge; der Sterbeglocken Geläut ſchwoll oben im Thurme für mich. Ich lebte wieder. Schwer drückte mich das Leben im Nachgefühl des kaum ergangenen Daſeins; aber der erſte Herzſchlag, ein Gedanke an meinen Gemahl, meine Kinder, an alles das Meine, und raſch und voll Wonne richtete ich mich auf, und verlangte nur aus dem Gewölbe der Kirche bei ihnen zu ſein."

„Des Grabgewölbes Pforte, die Flügelthore der Kirche ſtanden weit aufgethan; ein ungekannter Zug führte mich hindurch, ich ſtand im Freien. Still ſchwamm die Weite in des Mondnebels Fluth; das Grabgeläut ſcholl fort und fort; ein dunkler Zug, von Fackeln umgeben, nahete langſam. Ein Schau-

der in meinem Innern, was dies bedeute? ein Verlangen, zu sehn, wer auf der Bahre lag, und ich stand neben derselben. Die Träger ließen sie hastig nieder und entflohn; die Begleiter warfen die Windlichter von sich und entflohn, wie sie mit Gebehrden des Entsetzens, der Zug war bei meinem Anblick im Augenblick zerstreut; ich stand allein neben der Bahre. Ich riß das Tuch hinweg, das sie bedeckte, und im Schein des Mondes, der am Boden verglühenden Fackeln, erblickte ich meinen Herrn, sah ihn vor mir todt, ich, die Neubelebte! Ich stürzte nieder an den Sarg. Ich preßte meine athmenden Lippen, mein Schmerzenschlagendes Herz an seinen ruhenden Mund, an seine stille Brust: o Leben, Leben, Leben!" —

„Die Morgensonne stand über der Erde; die Lerchen schlugen einander den Gruß des erwachten Daseins entgegen; der Thau träufte vom Himmel auf die Kräuter, die sich ihm aufthaten mit Duft; jedes Lebendige begegnete dem Seinigen; ich hatte noch Kinder und Enkel, mein erster Gedanke war mein Kind

Drzibislawa. Und in dem Augenblick ſtand
ch in ihrem Gemach, zu den Füßen ihres
agers, auf dem ſie ruhete; angekleidet ent-
hlummert über ihren Schmerz, ihre gefaltenen
ände vor der Bruſt erhoben, mit derſelben
ebehrde, womit ſie als Kind, über ein kin-
ſches Herzeleid entſchlummert lag. Doch
r Antlitz glühte nicht wie dann; es war
eich und voll Weh, daß es mir durch die
eele ſchnitt; auf ihren Backen waren Spuren
on Thränen. Ich ſahe ſie lange an, ohne
e zu erwecken, wollte ſie nicht aus ihrer
uhe ſtören, bis ich den ſchmerzvollen Aus-
uck ihres Geſichtes nicht mehr ertrug, und
ren lieben Namen unwillkührlich ausgerufen
atte. Sie ſchrie: Mutter! mit geſchloſſenen
ugen, und neue Thränen ſtürzten hervor.
ie richtete ſich auf, ſaß eine Weile, mich
ar anſehend, erwachte völlig; ich breitete
eine Arme aus, ſie zu umſchließen; aber mit
nem Schrei des Entſetzens ſprang ſie auf
om Lager, und ſtürzte aus dem Zimmer,
n Gang entlang mit Angſtgeſchrei."

„Meine Gedanken folgten ihr; ich ſehnte

mich, sie zu beruhigen, und der vorige, unbekannte Zug hatte mich in den Gang versetzt, riß mich ihr nach; ich stand dicht bei ihr, ich schloß sie in meine Arme; da stürzte sie vor mir nieder, leblos auf den Boden. Einige Pförtlein gingen auf, meine Kinder traten hervor, meine getreuen Leute; aber auch sie wandten sich ab von meinem Anblick; keines kam Przibislawa zu Hülfe. Ich rief vergebens. Ich wünschte nur bei meiner ältesten Tochter zu sein, und ihr zu sagen, ich sei fern, sie sollten mich nicht erblicken. Kaum wallte das Verlangen auf in meiner Brust, so stand ich neben ihr in der Mitte ihrer Geschwister, im Familiensaal. Ich sah die Theuren meines Herzens alle an der gewohnten Stätte, in Trauerkleidern, um ihren Vater, um mich. Aber keines flog an meine Brust; alle starrten mich bleich an, mit Schauder; mein ältestes Kind schlug das Kreuz über sie, über sich. Mich entsetzte ihr Schrekken, mir brach mein Herz vor Jammer; ich wünschte mich weit hinweg in das entlegenste Gemach des einsamsten Thurms, und der

Gedanke hatte mich dorthin versetzt. Seit Herrn Markwarts Vater hatte Niemand in dem Zimmer gehaust. Ich lebte; doch die irdischen Bande waren gelöst; kein seliger Geist und keine Sterbliche. Ich enthielt mich mit Gewalt des Verlangens nach meinen Kindern, das mich in ihre Mitte trug. Angehören konnte ich ihnen, konnten sie mir nicht mehr; die Zeit unsrer Vereinigung war vorüber, das Grauen des Todes war zwischen uns getreten für immerdar. Ich liebte sie doch mit lebendigem Herzen. Wer hat ein Gericht erfahren, wie ich? Der Vorsehung Rechnung war noch nicht geschlossen."

„Und um Mitternacht, als alles ringsum schwieg, die alten Sterne mit einander leuchtend am tiefen dunkeln Himmel standen, da wuchs mein Verlangen unbesieglich, zu erfahren, wie Przibislawa geschähe, nur an der Pforte ihres Gemachs zu lauschen, zu hören, ob sie ruhig schliefe, nur ihren süßen Athemzug zu hören. Und der bekannte Zug hatte mich gefasst und dorthin versetzt. Ich hörte Aechzen, Flüstern in ihrer Kammer, ich hörte plötzlich

ihre Stimme aufschreien; ihre Stimme war es und auch nicht ihre Stimme; sie klang abgebrochen, wild und hohl."

„Mich fasste Entsetzen; ich war nicht Herr mehr des Verlangens, sie zu sehen, und die unglückselige neue Kraft meiner Natur hatte es erfüllt; ich stand wieder in der Mitte meiner Kinder, vor Przibislawa's Bett. Sie saß aufgerichtet, entstellt; sie erblickte mich, sie schlug die Hände mit Angstgeschrei vor die Augen, sie stürzte zurück auf das Polster, sie lag starr mit gebrochenen Augen. Ich wünschte mich tausendmal von hinnen, und war in dem vorigen Gemach des Thurms. Eine Viertelstunde stummer, unendlicher Angst ging über mich dahin; und plötzlich schlugen die Sterbeglocken an, schlugen wieder an und wieder mit demselben dumpfen Klang. Sie war todt. Mein süßes Kind Przibislawa! Ich, die Mutter, hatte sie getödtet!"

„Kein Verlangen nach meinen Kindern regte sich in mir. Wohin meine Seele sich hob, dahin trug mich kein Zug. Und jeden Mittag, wenn die Sonne hoch am Himmel

ſtand, und jeden Abend, wenn ſie in Dämmerung verſank, ſcholl wieder das Grabgeläut und weckte mich aus ſchwerer, ſtarrer Betäubung; und am dritten Abend klang es fort, wieder und wieder aufſchwellend wie Fluthen über mich; nun wurde mein Kind zu Grabe getragen.„

„Als nun die Mitternacht gekommen, und es verſtummt war, da wünſchte ich von Herzen, in der Kapelle zu ſein, in dem Gewölbe, dem ich kaum entſtiegen; und ſahe mich darin, und ſahe, ſie ruhn nebeneinander, Gemahl und Kind, und leer meinen Sarg neben beiden, in dem ich ſchlummern ſollte, nach Gottes Gebot, dieweil in der Seligkeit, die ich erprobt, ſich licht und hehr, wie jene dort erblickte Geſtalt, mein Gemahl mir entgegengehoben hätte mit Gruß des Willkommens; allein mit mir, wie, ehe ſie unſ geworden, unſre Kinder ſegnend auf Erden, die kamen und kamen eines nach dem andern, bis ſich das alte Erdenglück vollſtändig und verklärt im Himmel wiederholte, unendlich wachſend durch der Zeiten Lauf. Solch gnadenvolles Loos hatt' ich verſtoßen!“

„Ich setzte mich nieder zu den Füßen der Särger, ich schaute mit unerschöpflicher Lust die theuren Züge meines Herrn, die süßen meines Kindes in dem stillen, seligen Todesschlaf. Ich sann dem Willen Gottes nach; das Herz zermalmet und erhoben. Ich begehrte nicht von hinnen, mich reizte kein Hunger, mich brannte kein Durst, ich unterlag keinem Erdenbedürfniß."

„Doch mehr und mehr verfielen die geliebten Bilder. Immer tiefer sanken die Augen in den Höhlen hinab, die Wangen ein; und eines Morgens, als ein Sonnenstrahl schrägeinfallend durch des Gewölbes enges Fenster je mir wiederum zeigte, da schwebte ein bläuliches Wölkchen über ihre Lippen und breitete, wie ein Schleier, sich sanft aus über ihr Gesicht. Ich sank auf meine Kniee. Ich folgte dem Wink der Natur, nun von ihnen zu scheiden, und nicht zu belauschen, das, was sie verhüllt; versetzte mich zurück in des Thurmes Gemach, das ich erkor zum Aufenthalt mir, bis der Spruch des Gerichts über mich würde vollendet sein."

Bis hieher hatte Bertha gelesen, ohne sich selbst von ihren Thränen unterbrechen zu lassen, die ihr Auge verdunkelten. Hier hielt sie inne und blickte im Zimmer umher mit Grausen, ob kein Gedanke an sie die Matrone hereingeführt; aber jeder Raum war leer, und sie gedachte mit einem Gemisch von Beruhigung, ehrfurchtsvollem Mitleid, ja fast von Verlangen nach ihr an ihre Worte: Du siehst mich nicht wieder, als bis Du mich suchst. Dann schlug sie ein neues Blatt der Handschrift auf und las weiter:

„Aber das Mutterherz rastet nimmermehr. Allmählig, nach Monden, regte sich wieder ein Verlangen in mir, nach meinen theuren, lebenden Kindern. Zu dem abgelegenen Thurm, worin ich hauste, drang kein Laut aus des Schlosses bewohntem Revier, der mir Kunde von ihnen gegeben. Das Verlangen wuchs und wuchs; und einst, spät in der tiefen Stille einer mondhellen Nacht, wagte ich mein Zimmer zu verlassen, sie nur einmal, mit unerwiedertem Anblick, im Schlummer zu betrachten und zu segnen."

„Mit klopfendem Herzen, mit Freudenthränen, mich ihnen zu nahn, schlich ich die wohlbekannten Gänge entlang, die zu den Familiensälen und Kammern führten. Mein Herzschlag tönte, mein leiser Fußtritt widerhallte durch das Schweigen der Nacht, die Fenster der Gänge malten im Mondschein sich hell auf dem Boden, kein Geräusch kam mir entgegen. Das erste Zimmer that sich mir auf, wo ich gehauset in Fülle der Freude und Geselligkeit; es war stumm und leer. Ich stand in dem zweiten, dem dritten, dem vierten; aus keinem Bett ein Athemzug des Schlummers, nirgendher ein lebendiger Laut. Truhen und Schreine standen offen, halb ausgeleert, halb angefüllt, wie ich selbst in ihnen die Haabe geordnet, das Geräth stand und lag in Verwirrung umher. Ich durchwandelte das ganze Revier; überall dieselbe Oede und Zerstörung, nur aus dem Fensterlein der Kammer des Thorwarts kam der Schein einer Lampe. Das Grausen vor mir hat meine Kinder und die Meinen verjagt, den Sitz ihrer Jugend, meines Glücks verödet. Mein

Verlangen, sie zu sehen, mein Hoffen, erstarbenin Schmerz; ich gelobte ihnen im Herzen, sie nicht mit Schrecken zu verfolgen; ich sammelte und ordnete ihre zerstreute Haabe; ich sperrte Schreine und Truhen, und waltete bis der helle Tag schien an den alten Stätten."

„Jahre vergingen. Und einst, als mein Verlangen mich wiederum dorthin versetzt, da fand ich sie nicht leer, das Weib des Thorwarts stand darinnen. Sie war mit mir in das Schloß gekommen, sie hatte mit mir ihr erstes Kind zur Taufe getragen; unsäglich war meine Lust, sie, eines der Meinen, zu erblicken; doch sie erbleichte, sie starrte, und ich sahe den Augenblick nahn, da auch sie mich entsetzt würde fliehn, wie alle Lebendigen. Aber sie floh nicht; sie blieb stehen, gefasst, mit gesenktem Blick, verneigte sich still, und schien meines Begehrens gewärtig. Wie erquickte die Gemeinschaft eines Lebendigen mein Herz. Ich nickte ihr dankbarlich und hob mich hinweg, sie nicht lange in Bangen zu erhalten."

„Seit ein lebendiger Mensch meinen Anblick ertragen, zog es mich wieder mächtig zu

meinen Kindern hin. Ich wehrte dem Verlangen nicht mehr, das mich versetzte, wohin meine Gedanken begehrten auf Erden, und stand vor dem Lager meiner Tochter. Sie war hager und bleich; aus ihren Zügen waren Jugend und Schönheit gewichen; doch sie schlummerte süß im härenen Kleide, auf hartem Lager, mit himmlischer Zufriedenheit einem vorzeitigen Tode entgegen. Ich weidete mich an ihrem Anblick, mit langen Zügen. Mir näher als ihr, reichten die Entschlafenen vom Himmel die Hand, sie zu segnen, denen sie näher, als ich, entgegenzog, indeß ich selig zugleich und verdammt, eine Angehörige des Himmels, eine Verbannte daraus, auf Erden bleiben mussfte, bis der Spruch meines Gerichtes Erfüllung erlangt; das wusste ich, sollte mir Rettung sein, von meinen Kindern mussfte sie kommen!"

„Nun stand ich im Schlosse, in der Schlafkammer meines ältesten Sohnes. Er ruhete zur Rechten seiner abgelegten Rüstung mit ehrenfesten Zügen, die Linke gefalten, wie zum Gebet, in die Rechte seines Weibes, deren

Züge ernſter waren und milder, als ſeit ich ſie geſehn. Ich begehrte in die Kammer des Enkels. Drei Betten ſtanden darinnen; er ruhete in dem größten, mit offener Stirn, keck ausgeſtreckt im Schlaf; im zweiten ein Mägdlein, ſo gleich meinem heiligen Kind, als ſähe ich ſie wieder in der Wiege, ſo ſelig, als trüge jeder Athemzug die Seele zurück, in den kaum verlaſſenen Himmel. Das Kind im dritten war ohnlängſt geboren; mir doch ſchon nach den kaum ſich geſtaltenden Zügen vertraut!"

„Der Schwung des Verlangens, verſetzte darauf mich in das Schloß meiner vermählten Tochter. Ihr Eheherr war fern, ſie ſchlummerte allein, neben ſich ihren Sohn, den erſten, den einzigen; im ſchon anbrechenden Morgenſchein betrachtete ich beide. Ruhig und gerade ſchlief der Knabe, die kleine Fauſt geballt auf der Bruſt, das offene Antlitz gen Himmel. Ich ſchaute ihn an mit unausſprechlicher Luſt. Er regte ſich, er ſchlug die Augen auf, weit und blau, wie Przibislawa's Augen; er rief, und die Angſt, ſeine Mutter zu erſchrecken, hatte mich in den Thurm verſetzt."

„Mir konnte das Herz vor Wonne ſchlagen, ſo lange gehörte ich der Erde noch an, als dieſe Züge noch auf Erden waren. Viel, oftmals nächtlich, verſetzte ich mich zu ihnen. Aber ich ſahe ſie nur im Schlaf, wie lebloſe Bilder von ſich ſelbſt. Wie verlangte ich, ihre Blicke zu ſehn, ihre Bewegungen, wie ihre Stimme zu hören. Den Wachenden zu erſcheinen, habe ich nimmermehr gewagt."

„Die Enkel wuchſen heran, und wurden jugendlich, meiner Kinder Antlitz alterte und erbleichte; ihre Zeit, ich ſah es, kam, von der Erde zu ſcheiden, mit Angſt rückte ich den Stunden entgegen. Eine Nacht, als ich die Zelle meiner älteſten Tochter betrat, da fand ich ſie leer, von Nachtluft durchſtrömt. Mein Herz wallte auf voll Schmerz, ob ſie wohl ſchon im Grabe ruhte? und ich ſtand in der Kirche des Kloſters, und mir zu Füßen lag ein Grabſtein, der meines Hauſes Wappen und ihren Namen trug. Ich ſahe ſie auf Erden, ich ſahe ſie im Himmel nicht wieder!"

„Nicht lange, da ſchlief auch die Schnur im Wittwenbett allein; dann war die Schlaf-

kammer der Tochter und des Eidams leer; endlich hatte auch jene die Erde verlaſſen. Den Schmerz des Todes aller meiner Kinder habe ich erfahren."

„Jahrelang hielt ich mich ſtill in den Mauern unſers Schloſſes, in Hallen und Kammern, den Zeugen meiner Tage, die einſam und ſchweigend dauerten, wie ich. Von allen, die jugendlich mit mir gelebt, war nur das Weib des Thorwarts noch übrig. Je näher dem Grabe, je weniger ſcheuete ſie mich; ſie betrachtete mich oft mit Bedauern. Ich empfing auch ihren letzten Blick; an ihrer Stelle waltete ihr Sohn, und von dem Geſchlecht meiner Zeit lebte Niemand mehr außer mir."

„Nach langen Jahren, als einſt die Morgenſonne meinen Thurm beſtrahlte, erſcholl ein Geräuſch von fern her aus des Schloſſes Bau, Roſſegewieher, Hundegebell, Stimmenſchall, wie es vor langen, langen Jahren darin gehallt, wie von vielen lebendigen Bewohnern. O, Rückkehr der Zeit in dem gegenwärtigen Laut! Wie ſchlug mir mein nimmer

zu raſten verdammtes Herz, dabei wieder aus eigener Wallung, wie ſchwellte es die Liebe zu meinen Kindern, ihre Nähe!"

„Verlangen und Scheu, in mitten jenes regen Gewimmels zu treten, verſetzte mich in Nebenkammern, in Hallen des Dienſtgeſindes. Koſtbaren Waffenſchmuck, Kleinodien und Frauengewande erblickte ich ausgebreitet, und Becher und Schaalen und Krüge aufgeſtellt. Ein kunſtreiches Panzerhemd, das einſt mein Herr getragen, war unter den Rüſtungen; unter den Kleinodien ein Bruſtgeſchmeide, das mich ſelbſt zur Stätte an feſtlichen Tagen geſchmückt, das meine Mutter beſeſſen, das ich meiner längſt verſchiedenen Tochter zur Hochzeitsgabe verehrt. Ich nahm aus den Schreinen im Thurm eine Schaale aus Onyx geſchnitten, eine Armſpange von feinem Golde, den Bruſtharniſch von blankem Stahl, worauf Herrn Markwarts Schildzeichen kunſtvoll eingelegt war, in Silber getrieben, der zu dem Panzerhemd gehört. Ich legte ihn dazu, die Spange zu dem Bruſtgeſchmeide, ſtellte unter den Bechern die Schaale, den Enkeln zum Gruß des Willkommens."

„Und als das Geläut zur Messe erscholl, da harrte ich am Fenster des Ganges, der zu meinem Thurm führt, und sah meine Nachkommen, die über den Hof zur Kirche gingen. Ein Mann, weit über das frühere Mannesalter hinaus, schritt voran, mit meines Gemahls ruhigem, aufgerichteten Gang, sein Auge zeigte mir Przibislawa's Auge; er war der Sohn meiner Tochter; ihn hatte ich als Knabe wie oft, im Schlummer, mit Wonne betrachtet. In den ältern Paaren, die folgten, erkannte ich nach und nach auch die übrigen Enkel wieder. Männer und Frauen, ihnen zur Seite, blieben mir unbekannt. Junge Fräulein, Ritter und Edelknechte folgten paarweise; ich erblickte in ihren Gesichtern die Züge von jenen mit den Zügen der Meinen vermischt; es waren ihre Männer und Frauen und Kinder, sie gehörten mir alle an. O unsterbliches, immer reicheres Glück der Mutterliebe!"

„Was man beging, war ein Hochzeitsfest. Mein ganzes Haus war versammelt. Ich sah meine Urenkel vor dem Altar, wo ich mit dem Herrn Markwart gestanden, Gottes

Weihe zu empfangen, zu gleichem Glück, als ich erlebt, im Angesicht ihrer Aeltern, ihrer Geschwister, ihrer Angehörigen und edler Zeugen, wie ich; ringsum, den unveränderten, ungealterten Bau, dessen Gewölbe sich über mich ründete wie damals, dessen Grund längst bedeckte, was damals gelebt und was in späteren Tagen erblüht war. Und meine Augen fielen auf einen Seitenaltar, da lagen meine Gaben, der Kirche geweiht. Die Enkel hatten sie von sich gethan; sie kannten mich nicht, sie fragten nicht nach mir, sie hatten kein Gefühl für mich, als Grausen. Ich konnte den Lebenden keine Freude mehr machen."

„Das neuvermählte Paar blieb im Schlosse zurück. Ich sah es nur von fern, freute mich seiner Nähe dennoch; trug Sorge und Leid mit ihm, nahm seiner Haabe wahr, freuete mich seines Gedeihens, seiner Kinder, die wiederum auf andere Weise lebendig die Züge meiner Geliebten mir vergegenwärtigten, liebte sie in jedem derselben gleich und auf andere Weise. Inniger und inniger wurde mir, was

Schloſſe ihnen angehörte vertraut; ſie
uſſten meine Fürwaltung ſpüren; ich hoffte,
ſollten daran allmählig mich erkennen,
ch mir forſchen, vom Grauſen vor meiner
ſcheinung befreit, ſich mir nahn. Ich fühlte
es Herzens Schlag an meiner Bruſt, er
tte die raſtloſe Lebensunruh des meinen
ſtillt, und mich auf ſanften, gewaltigen
chwingen der Freude verſetzt in Seligkeit
meinem Gemahl, zu ſo vielen Geſchiedenen
ſeres Blutes."

„Der nie vernommene Hall von Tritten
oll in meinen Thurm, er nahete meinem
mach; ich erhob die Seele voll Dank und
onne ſchon leichter unter des Körpers Laſt.
r Pfortenring klirrte, der roſtige Riegel
iſchte rückwärts, das Pförtlein that ſich
f, mein Urenkel trat in mein Gemach. Er
mich, ſchauderte, bebte, erblaſſte, entfloh;
chend hinter ihm ſchloß ſich die Thür; ſie
t ſich ſeitdem nicht wieder auf den Angeln
egt."

„Von nun an verließ ich den Thurm nicht
hr. Still über mich dahin rollen ließ ich

die Zeit, von den Todten, von den Lebendigen geschieden. Und abermals drang das Getöse des Lebens verstärkt aus dem Schlosse zu meinem Revier, ungleichförmig, unruhvoll von Waffenlärm durchhallt. Sturmgeläut antworthallend, von Veste zu Veste, von Dorf zu Dorf; Trommelschlag dröhnte über das Land, Schaaren von Gewappneten zogen über die Ebene zum Schlosse herauf; die Sorge brachte mich den Menschen wieder nahe."

„Meine Enkel waren längst von hinnen geschieden, so Mann als Weib, und jenseits vereint, mit meinem Gemahl, meinen Kindern. Von den Urenkeln lebte im hohen Alter nur noch des Schlosses Herr."

„Ein wildes unchristliches Volk aus Nordosten, in zahllosen Schaaren, strömte daher wider die Länder der Christenheit, vertilgte die Bewohner, trieb ihre Heerden hinweg, raubte ihre Haabe, zerstörte Dörfer und Städte und hinter ihm blieb Oede. So hatte es sich fortgewälzt, von Volk zu Volk, unaufgehalten von Bergketten und Flüssen, von Menschengewalt bis zu den Gränzen des

heiligen römiſchen Reiches. Die chriſtlichen Ritter des Reichs, die beſten und tapferſten und vom edelſten Blut, ſo jung als alt, thaten ſich zuſammen, an die Gränze zu ziehen, dem greulichen Volke entgegen zu ſtehn, und in Gottes Namen dort ſeinen unbändigen Strom zu hemmen."

„Der Jammer des lebenden, zagenden Geſchlechts; meiner Nachkommen Angſt und Gefahr, mein eignes Gericht, ſo ich lebte, ſie alle grauſam vertilgt zu ſehn, umgeſtürzt die Mauern unſers Schloſſes, die mich bargen in Abgeſchiedenheit vor der Lebendigen Graun; die Veſten vom Himmelsrand verſchwunden, den Anblick der geliebten, gewohnten Gegend unkennbar in Oede verkehrt, ausgeſtorben, verjagt mein Volk, ſeine Sprache vergeſſen, und verhallt, und verdammt wäre, zu irren heimathslos unter viehiſchen, unchriſtlichen Horden, ich, der Erdenſchooß und Himmel verſchloſſen waren; das riß mich wieder in der Lebendigen Kreis, mit unwiderſtehlichem Verlangen, ſie zu ſchauen; das vertilgte die Furcht, ſie durch meinen Anblick zu entſetzen."

„Meines Hauses Frauen und Töchter und Kinder beteten um Rettung, und zagten in ihren Schlössern daheim; das Verlangen, auch bei meinen Heldensöhnen zu sein, trug mich in ein weites Feld an der Grenze. Ich saß auf einem Stein, am Rain eines Ackers, im Morgenthau, dicht vor einer dreifach getheilten Heerschaar, hinter mir die Thürme einer Stadt und leere Ebene. Der Schatten der Heerhaufen, vor sie hingestreckt, deckte ihre Vorderreihen und mich; geröthet blickten die Helme der Krieger in den hintersten Reihen, von den Strahlen der aufsteigenden Sonne. Die Führer waren vorgetreten mit Rittern und Edelknechten; sie standen im Kreise mit unbehelmten Häuptern vor den Schaaren versammelt, wie zu einer vorbereitender Feier. Ich sah unter den Rittern meinen Urenkel, den Herrn des Schlosses, mit weißem Haar, und unter den Jünglingen zunächst ihm, Herrn Markwart, meinen Gemahl, noch einmal jugendlich auf Erden, sein Wesen, sein Angesicht, wie ich ihn zuerst bei meinen Aeltern gesehen. Der Jüngling hielt die Hand erhoben, gegen

den Führer ausgestreckt, der ein Banner entrollte, es schwenkte, ihm reichte und rief: „ich breite Euer Banner aus, Gott mach' Eure Ehre daraus.“ Mit freudiger Miene empfing es jener, hielt es hoch im Morgenstrahl, und trug es zu dem letzten der Heerhaufen. Flattern in der Luft sahe ich wieder Herrn Markwarts Farben und Zeichen. Zwei andre Jünglinge folgten dem Banner, ein wenig hinter ihm schreitend. Ich sahe meiner vermählten Tochter Züge, die Züge meines Sohns, auch wieder. Ihre Pferde wurden den Jünglingen zugeführt, sie schüttelten einander die Hände und saßen auf; der neue Bannerherr gab das Banner einem seiner Ritter; man brachte ihre Helme daher; sie setzten sie auf, sie reiheten sich in den vordersten Zug, behielten den Helmsturz geöffnet, ich konnte noch ihr Angesicht sehn, und über sie wehte hoch im Tageshauch das Banner unsers Hauses.“

„Da hallte ein wüstes Getöse und Geschrei mir im Rücken. Ich schaute hinter mich, und aus der Tiefe des fernsten Gesichtskreises

heran, stürmte dunkel ein wildes ausgebreitetes Gewimmel, die Helmgitter vor mir fielen, und entzogen mir den glückseligen Anblick der Meinen. Die Heerhaufen bewegten sich, schlossen sich dichter, und steckten die Speere vor. Das Getöse mir im Rücken wuchs wilder und vielstimmiger an; ich schaute noch einmal hinter mich; ganz nahe heran schon stürmten ordnungslos, truppenweise die Tartarn, mit höllischem Geschrei, mit aufgelegten Pfeilen, von viehischem greuelvollen Ansehn. Mein Herz verzagte. Die christlichen Heerhaufen standen regungslos. Ich sah auf meine Kinder, auf unser Banner, und befand mich in tiefer Stille zu den Mauern meines Thurmes, in dem einsamen Kerker meines Leibes und Gemachs, der Kunde von den Meinen, ihrem Anblick entzogen."

„Starkes, angstvolles Verlangen, den Hergang des Kampfes zu wissen, trieb mich nach dem Schlachtfelde; starkes Graun und Zagen, ihn zu schaun, zu hören, hielten mich davon zurück. Die Sonne stand über meinem Thurm, und wandelte darüber hinweg und

Lange Schatten zogen über die röthlich
nde Erde. Die Schlacht musste geschlagen
ich begehrte, nur von fern die Heerhaufen
haun, bei denen meine Nachkommen ge=
en; und mir vorüber, herwärts auf freiem
zog eine einzige dünne fliehende Schaar
lter, bestäubter, blutbespritzter Männer,
eiferbedeckten, erschöpften Rossen. Wenig
zte Banner wehcten über sie; meines
es Banner war nicht mehr darunter.
unterschied Feldzeichen und Rüstungen
u; ich konnte meine Kinder nicht ent=
n."

„Langsam dahin gingen die Stunden der
t. Und als das Tageslicht still herauf=
nd, die Gegenstände sichtbar machte, da
and an dem Schlachtfelde. Zerwühlt lag die
Ebene vor mir, daß kein Kraut am Boden
lebte, schweigend und leer, kein Vogel
erte darüber hinweg. Von fern sah ich
en von Männern und Rossen zerstreut;
und dorther klang grauenvoll ein Aechzen
die Stille. Mich schreckte nicht mehr

der furchtbare Anblick der Leichen; ich begehrte, so sie hier lägen, bei meinen Sprößlingen zu sein. Und mit Entsetzen und Schmerz fühlte ich von dem wohlbekannten Zuge mich gefasst, und mitten auf das Schlachtfeld getragen, wo die Erde zerwühlter war, wo die Todten dichter lagen. Ich schloß die Augen vor Grausen und Weh; und ein mattes Aechzen vom Boden herauf drang in mein Ohr, von einer geliebten, wohlbekannten Stimme. Ich schaute auf, und dicht vor mir im Grunde lag mein Urenkelsohn, mit geschlossenem Visir, dahingestreckt, auf seinem Banner. Er hielt mit der sterbenden Hand, die Hand seines jüngern Verwandten, der neben ihm todt lag mit geöffnetem Visir; mit unbehelmtem Haupt, auf seinem Schenkel erblaßt, ruhte der jüngste. Ich warf mich nieder zu ihm, ich faßte seine Hand, löste ihm Helmsturz und Halsschienen; da quoll mir schwarz entgegen vom Halse seines Blutes Strom; er schlug die Augen auf, er lächelte dem Tag, er drückte meine Hand und war verschieden. Ich schaute über ihn hin, und sah auch meinen Urenkel, den Herrn des

Schlosses, wie zur Hülfe herbeigeeilt im
Kampf, ohnfern von ihm erschlagen — alle
Söhne meines Stammes waren in Schmerzen
rtilgt. Mein unverwüstliches Leben ertrug
n Jammer!"

„Die Wehklage aus dem Schlosse drang
s zu dem Gemach meines Thurms. Noch
mal hörte ich das Sterbegeläut über meinem
aupte dumpf unablässig ertönen. Eine lange
ihe von Särgen schloß in unsrer Familien-
ust schon dem Sarge abwärts sich an, in
n mir zu ruhen bestimmt war. Die Be-
hner flohn aus der Gegend umher; dumpfe
ille trat im Schlosse ein, Oede und Schwei-
breiteten sich aus über das Land, keine
ocke rief zur Andacht, zur Ruh, keine Zeit
mehr Menschen verkündet. Ich sahe der
lendung meines Gerichtes entgegen Tag
Tag; den Flammen, aufschlagend von den
östlichen Burgen und deren Sturz, mir
Ruin unserer Veste verkündend; das Ge-
e überströmt von dem greuelvollen, un-
tlichen Volk. Das Schreckbarste sollte mich
treffen!"

„Die Burgen dauerten am Himmelsrand, die Landschaft füllte allmählig sich wieder mit den alten Bewohnern, mit Heerden und Geräusch der Lebendigen an; das Schloß blieb leer und verlassen."

„Ich suchte nicht mehr die Lebendigen auf. Das Geschlecht, so mit mir diese Tage des Entsetzens gesehn, ging vorüber; ich sah ein anderes, und noch eins und ein drittes erblühn und vergehn. Was damals mich erschreckt, trat allmählig ein: die Umgegend wurde verwandelt. Nur theilweise noch dauerten die Vesten und Gotteshäuser meiner Zeit. Wenige Eichen auf den Bergen, die ihre Wurzeln tief in den Felsenkern geschlagen, sogen Dauer aus ihm, und trotzten der Zeit. Ich lebte mit ihnen, mit der Erde, mit den Gestirnen, die immer wieder da waren, wie ich. Ihre unzählig oft erblickten Wege am Himmel lernte ich kennen, das Verhalten der Erde zu ihrer Wiederkehr darauf, die Natur des Wolkenzugs und der Luft; und wie Einer, der oftmals das Jahr gesehen, wenn der Baum Augen gewinnt, weiß, er werde grünen, die Zeit

iner Blätter kennt, und an dem ſich falben-
en Laube entnimmt, nun falle es ab, ſo lernte
h an den vielen mir vorübergegangenen Men-
hengeſchlechtern die Dauer der Blüthe, die
eit des Hinwelkens des Einzelnen, voraus-
hn."

„Das Schloß blieb über ein Jahrhundert
bewohnt; dann ſchien auch ihm der Umſturz
n denen zu drohn, deren Stammhaus es
ar. Mauern wurden eingeriſſen, Hallen und
ammern, in denen ich gelebt, lagen zerſtört;
r meinen Thurm berührte kein Hammer-
lag. Das Eingeriſſene ſtieg nun aus dem
chutte empor. Lichter und weiter wölbten
h Gemächer und Hallen. In dem Saal,
dem ich mit Herrn Markwart, zu unſerer
eit, viel Gäſte bewirthet, waren unſre Bild-
ſſe, die Bildniſſe meiner Kinder und Enkel
fgeſtellt, all der geliebten Hingeſchiedenen
r vorigen Tage, und eine Reihe von Bild-
ſſen Nachgeborner, die ich nicht kannte, deren
nblick viel Mal mein Herz mit der alten,
mer neuen Luſt erfüllte; mein Blut ver-
ugnete ſeinen Urſprung in keinem Angeſicht
nz."

„Bei ihrer Betrachtung lebte ungestüm in mir das Verlangen wieder auf, sie im Leben zu sehen, und zog mich zu ihnen hin. Weit verbreitet in vielen Geschlechtern sah ich meinen Stamm. Ich kannte die Namen der Länder, die Städte und Schlösser nicht, in denen sie lebten, ihre Namen nicht mehr. Dann und wann rief wohl ein Wappenschild mir bekannte Geschlechter zurück. Ihre Tracht war mir fremd, ihr Geräth, ihre Sprache sogar war nicht mehr die Sprache meiner Tage. Sie gedachten der meinem frischen Schmerz kaum Verlornen, als Namen altes Gedächtnisses; mein eigenes Schicksal war ihnen eine zweifelhafte Sage uralter Zeit; aber ihre Züge waren dieselben, der Klang der Stimme derselbe, die Gebehrde hin und wieder, die ich einst so lebendig geliebt."

„Zu dem erneuten Bau kehrten Bewohner zurück, Vater und Sohn. Als nach ihrer Ankunft ich zum ersten Mal die Kirche betrat, gewahrte ich Herrn Markwarts Brustharnisch, die güldene Spange, die Schaale, meine Gaben, nicht mehr auf dem Altar. Eine Hoffnung,

daß die Meinigen sie zu sich genommen, und mir wieder sich näherten, versetzte mich zu ihnen; keinem meiner Nachkommen habe ich mich jemals so nahe gefühlt. Wenn ich des Vaters mildes und trübes Angesicht sah, so ähnlich einst dem meinen, der die Gemahlin betrauerte, in dessen Blick nur Freude kam beim Anblick des Sohnes, der von hinnen begehrte, wie ich; wenn in dem Sohn mir Przibislawa, mein geliebtestes Kind, wieder erschien, so war mir, als sende sie ihn selbst. Damals hoffte ich mit Zuversicht auf nahe Erlösung."

„Eines Tages vernahm ich am Fuße meines Thurms, wo selten Jemand ging, viel hastige Schritte, Angstgeschrei des Vaters um den Sohn, Wehklage der Diener, und von Mund zu Mund den Ruf, daß der Knabe in den Strom gestürzt sei und verloren; denn ihre schleunigste Hülfe nahe zu spät. Im Schwunge des Verlangens war ich mitten in der Fluth, hart neben dem sinkenden Knaben. Ich hielt ihn gefasst, wir standen am Strand; o glückseligster Augenblick der wunderbaren

Sabex: die Jahrhunderte meines Gerichtes waren vergolten durch ihn. Mein Sprößling lag an meiner Brust, mein gerettetes, wie einst mein getödtetes Kind. Sein Gesicht war bleich, sein Auge geschlossen; doch sein Herz schlug, er lebte. Nun und nun hoffte ich, er sollte athmen, die Augen aufschlagen, lächeln, mich hinüberlächeln zu meinem Gemahl, zu Przibislawa."

„Seine Ohnmacht war tief, umsonst hauchte ich in seine Lippen, er athmete nicht, er kam nicht von selbst mehr in's Leben."

„Da erschien sein Vater mir zum Trost. Er erblickte den geretteten Sohn, erblickte ihn in meinen Armen, wagte nicht, mir zu nahen. Die Dienstleute seines Gefolges blieben zitternd in der Ferne, wie er. Ich winkte umsonst. — Matter und matter unter meinen Händen schlug des Knaben Herz — o eitle Hoffnung des Freudentodes!' mir selber vom Herzen reißen musste ich sie. Ich küsste das leblose Kind, ich legte es sanft auf den Rasen und verschwand."

„Noch einmal in der Kirche habe ich das

Kind und seinen Vater erblickt. Der Eingang zu unserer Familiengruft wurde vermauert, in einem Schrein davor errichtete man ein Gemälde, worauf ein Theil meines Schicksals abgebildet war. Zur Erklärung desselben, habe ich das obige verfasst und in getreue Hände niedergelegt; ob eines meiner Kinder, das mich kennte sonach, das Grauen überwände vor der Gerichteten, freiwillig zu mir käme, mich an's Herz schlösse und mir gäbe den seligen Freudentod, der meine Seele von der Last des Leibes befreit, und mich vereint mit meinem Herrn und meinen Kindern?"

Bertha legte die Blätter nieder. Das innigste Mitgefühl, ein Unwille über Herrn Geschecks Verzagtheit, ein warmes Verlangen, die Matrone aufzusuchen, ihr den seligen Augenblick der Nähe eines ihrer Kinder zu schenken, nach welchem sie sich Jahrhunderte umsonst gesehnt, vielleicht den ersten ihrer Wiedervereinigung mit dem geliebtesten Geschlecht, den Letzten ihres Gerichtes, wenn ihr, keiner

gebornen Tochter von deren Blut, gegeben wäre, derselben so große Freude zu schenken, wallten in ihr auf, und dann ein Schauer, bei der genäherten Vorstellung des Ganges zum Thurm. Sie entzog sich diesem Gemisch von Empfindungen, um den Schluß der Handschrift zu lesen, welcher später hinzugesetzt schien.

„Eine neue Umwandlung und wieder eine, in immer schnellerer Folge hat die Gegend meines Schlosses erlebt. Die Zeit rückt der Verweilenden zusammen. Mein Thurm dauert, und was darinnen ist mit mir. Wenn mir ein neuer Sprößling geboren wird, wenn einer sich vermählt, wenn eines lebenden Stunde kommt, von der Erde zu scheiden, dann trägt der Schwung des Verlangens mich zu den Vorübergehenden hin, mich des mir Geschenkten zu freuen, Gaben zu spenden, zum Abschied die theuren Züge zu schauen, die ich auf Erden so nicht wieder sehe, die ich im Himmel nicht erblicke. Das weiß ich, soll mir Erlösung sein, von meinen Kindern wird

kommen; das weiß ich, ist mir der Tod
immt, den Freudentod werde ich sterben."

Bertha war nicht ungewiß, wo sie die
trone aufsuchen sollte. Von dem uralten
u des Schlosses stand nur noch jener ver-
ene Thurm, der an den wüsten Hof grenzte,
welchem Otto dieselbe in der letzten Nacht
es Lebens erblickt, und sein Nachbar, der
etragene, auf dessen Fläche das letzte
nach der Reihe im Flügel führte, welche
Zimmer ihres Sohns eröffnete. Auswärts
beiden war keine Thür bemerkbar, der
g musste aus jenem Gemach in das Erd-
hoß des letzteren und unter dem Wall
urch zu dem ersteren führen. Aber ein
eheures Grausen überfiel Bertha bei dem
anken, ihn zu suchen, fern von aller
gen menschlichen Nähe, mit der weißen
n in einem Zimmer eingeschlossen zu sein,
tausendjährigen, leichenhaften Züge zu
un, das Flüstern ihres kalten Odems zu
n, zu fühlen, sie zu berühren, sie sterben

zu sehen. Sie konnte vor Schrecken wahnsinnig werden, ihrem Sohne vor Schrecken sterben, und erwartete noch irgend einen Wink, der sie zu dem Entschluß nach dem Thurme zu gehen, bestimmt beriefe.

Nichts, das sie für einen solchen hätte halten mögen, erfolgte; aber sie konnte ihm in ihrem Herzen nicht entgehen. Die Vorstellung, wie die Matrone von Stunde zu Stunde, so wie sie zauderte, der Freude der Erlösung von der tausendjährigen Lebenslast vergeblich entgegensah; wie ihr alle Wahrscheinlichkeit, ja die Möglichkeit dazu schwände, versuchte sie sie nicht — denn welchem von den Nachgebornen wurde durch Gesinnung und Geschick der Entschluß dazu so erleichert, als ihr? — ließ ihr nicht Ruh. Jede Freude über ihr genesenes Kind, jeder Gedanke an ihren Otto, ja selbst die Abwesenheit jedes ferneren Winkes, der auf die Ausführung des Ganges in den Thurm dränge, so daß er ihrer Seele überlassen blieb, wirkte, sie dazu zu treiben. Eines Morgens, als Sonne und Leben wieder alles Bängliche, alle Schauder von der Erde verbannt zu haben

schienen, schloß sie ihren Sohn an ihr hochklopfendes Herz, küsste ihn mit Thränen der Angst und der Ergebung, übergab ihn in Gottes Namen der Wärterin, und schickte sich an, die Matrone aufzusuchen, was auch die Folge davon für ihn und sie sein möchte.

Sie konnte keinem der Schloßleute Theil geben an diesem Gang; aber den Enkel des alten Franz, dessen Vorfahren so treu und ehrfurchtsvoll die Blätter aufbewahrt hatten, die den Entschluß, den sie ausführte, in ihr erweckt, nahm sie mit sich, ihr eine Fackel in den unterirdischen Gängen vorzutragen, deren Pforten sie selbst eröffnen musste.

Ihn an der Hand, trat sie aus dem Korridor, der längs allen Zimmern des Flügels hinlief, und an dessen Fenster sie die weiße Frau in der Weihnachtsfrühe, am Taufstage ihres Sohns erblickt, in das erste, der darauf stoßenden leeren Gemächer. Nichts zeigte sich ihr dort, nichts hier; sie erneuten ihr den Eindruck von Oede, den sie ihr vormals gemacht; doch alles war still, wie die leblose Zeit, nur ihr Herz schlug hörbar, der Gedanke an ihren

Sohn hielt ihre Schritte zurück in der Nähe der Lebendigen, der Gedanke an die Matrone, an ihren Otto zog sie vorwärts, und in der Begeisterung eines frommen Gefühls, söhnten beide Verlangen sich mit einander aus, und es hielt ihr Herz und ihren Entschluß erhoben.

Jetzt hatte sie das letzte Gemach der Reihe im Flügel erreicht, bis zu dessen Boden, in gleicher Fläche, der Thurm abgetragen; wenn eine Thür hinein führte, schien es eine Fallthür sein zu müssen; doch es zeigte sich keine solche, weder in dem Gemach, noch außerhalb auf der Fläche des Thurms. In der Seitenwand, die dem Korridor gegenüber strich, befand sich zwar eine enge Pforte, von der man nicht recht bestimmen konnte, wohin sie führe, die aber auch kaum in den Thurm führen zu können schien. Bertha versuchte dennoch daran die Schlüssel ihres Bundes; einer derselben eröffnete sie, und halb mit Schrecken, halb mit Freude erblickte sie unmittelbar dahinter eine Flucht von Stufen, die rasch, seitwärts gewunden, in die Tiefe niederführte. Sie zündete die mitgenommene

kel an, gab sie dem Knaben, und stieg
ab, unaussprechlich angst, doch entschlossen.
In nicht allzugroße Tiefe führte die Stiege
er, und endete in einem runden Gewölbe,
dem ein geräumiger unterirdischer Gang
er ausging. Die Luft war kellerhaft,
ch bewegt; Bertha konnte ohne Beschwer
nen; die Fackel warf ungehindertes Licht
chen den hier Jahrhunderte lang unzer-
ten Schatten. An den Mauern, in nicht
großer Höhe vom Boden, waren kleine
hen, wie Sitze, vertieft; alles war stumm,
in einem Grabe, in dem Gewölbe und
Gang; alles trug das Gepräge des
sten Alterthums, doch keines Verfalls; so
von den Lebenden, schien sie mit jedem
ritt sich auch von der Gegenwart zu ent-
en.

Jetzt endete der Gang abermals in ein
es, dem vorigen ganz gleiches, Gewölbe,
sie sah beim Fackelschein, eine Flucht von
fen vor sich, wie die, auf der sie herab-
egen war. Sie hieß den Knaben, die
el brennend erhalten, auf sie warten; wenn

sie nicht zurückgekehrt wäre, nachdem dieselbe bis zu einem Zeichen, das sie darin eingrub, herabgebrannt sein würde, sollte er in das Schloß auf eben dem Wege, auf dem sie hergekommen, zurückkehren, und ihre Diener herführen, die ihr alsdann die Stufen hinauf folgen sollten. Der Knabe sah sie ängstlich an, sie tröstete ihn und sprach ihm Muth ein, und stieg die Stufen empor; von unten leuchtete der Schein der Fackel noch herauf, und seitwärts von oben, durch eine inwendig weite, auswärts verengte, Fensterblende schien das Tageslicht ihr entgegen, wie ein tröstlicher Gruß vom Leben.

Auch jetzt war alles tiefstill ringsum. Eine kleine spitzgewölbte Thürpforte, mit einer schwärzlichen, kunstreich geschnitzten Thür verschlossen, an der ein blanker Pfortenring glänzte, öffnete sich der Blende gegenüber auf der engen steinernen Rundfläche, worin die Stiege auslief. Bertha fasste ihn, drehte ihn, und das Pförtlein sprang auf, und ließ sie in ein Gemach schauen, dessen Boden mit buntgefärbtem Estrich bedeckt, dessen Decke in vielen Bögen

schwungen war. Sie sah darin umher; es
r ganz leer; ein unbekanntes, eintöniges
räusch drang in ihr Ohr, das nicht näher
te, das nicht wich.

Es kam aus einer Ecke des Gemaches, in
chem eine zweite Pforte sich zeigte, die nur
elehnt stand. Bertha fasste sich im Herzen,
g darauf zu, that sie auf, und im Ge-
he jenseits, auf einem thronhaften Sessel,
schen gleichen, die an den Wänden ringsum
ereiht standen, saß die weiße Frau, an-
an, wie sie dieselbe schon erblickt, wie sie
dem großen Gemälde abgebildet war, nur
Gesicht fast bedeckt von dem schleierhaft
ums Haupt gewundenem Tuche. Bertha's
Regung beim Eintritt in das Gemach
ihrem Anblick, war mehr eine Regung
Freude, als von Furcht. Es war ge-
en, wozu sie sich entschlossen, der Augenblick
seine Gestalt, das was sein sollte, sein
t für alle Ewigkeit. In diesem Gefühl,
es ihren Muth erhöhte, blickte sie die
one an, und sahe sie sitzend, mit einer

Ruhe und Ergebung und Hoheit der Haltung, die ihr alles Grauen vergessen machten.

Dieselbe Ruhe waltete um sie her in dem Gemach. Dunkelpurpursarbene Teppiche, in deren jeglichem zu oberst an der Decke das Wappen von R. in Golde gewirkt war, so viele als Throne in dem Zimmer standen, hingen von den Wänden nieder zum Boden und bedeckten diese ganz. Zu beiden Seiten der Eingangspforte standen zwei Schreine von Ebenholz mit Perlmutter und orientalischen Steinen ausgelegt, von ähnlicher Arbeit, wie das Kästchen, worin Bertha die Handschrift erhalten. Hoch aufgethürmt auf jedem ragte eine spiegelhelle Rüstung, die Schwerter lagen davor, und gegenüber dieser Pracht der Vorwelt, eröffnete allseitig, jenseits den Gewölbbogen der Fenster, die sonnedurchströmte Ferne des Landes sich dem Blick, in ewiger Gegenwart der Natur. Auf einem Tische stand eine Clepsydra; nur die Zeit, wie Tropfen auf Tropfen daraus niederfiel, verklang in diesem stillen Revier.

Die Matrone stand nicht auf bei Bertha's

Eintritt, das Haupt kehrte sie gegen sie, hob ihren Schleier vom Gesicht, und richtete auf sie den Blick voll unaussprechlicher Freudigkeit, Liebe und Milde, mit einem Strahl, der keinen Schauder gestattete beim Anblick ihrer übrigen Züge, die leichenblaß waren, in denen die Zeit ihr eigenes Werk vielmal zerstört und dessen bestimmtes Gepräge aufgelöst und verworren hatte. „Wird Dir auch nicht grauen, mir zu nahen, mich zu berühren?" hauchte ihre leise Stimme Bertha entgegen.

Bertha konnte nicht antworten. Sie war zu erschüttert von dem Eindruck, den die weiße Frau auf sie machte. Sie hatte selbst vergessen, daß ihr kindlicher Kuß deren Gericht enden sollte, daß dies sie hergeführt. Ihr deutlichstes Bewusstsein war Verlangen und Freude, sie Mutter zu nennen; sie ging auf sie zu, und kniete vor ihr nieder.

Die Matrone sah auf sie herab mit ihren sternengleichen Augen. „Ich wusste es wohl," sagte sie nach einem Schweigen, „die Freude wird Seligkeit!"

Bertha umschlang sie. „Die erste, von

meinen lebenden Kindern, begrüße ich Dich jenseit!" hauchte jene, zu ihr niedergebeugt. Bertha fühlte ein leises, geistiges Wehen an ihrer Stirn; sie wollte aufblicken zu der Matrone; aber aus ihren Armen war dieselbe verschwunden; sie sah nicht ihren Tod.

Sie wusste, was geschehen wäre, sie blieb auf den Knien, unvermögend, sich zu erheben, im Dankgebet, daß sie hatte vollbringen können, was sie vollbracht. Dann setzte sie sich in einem der Throne, voll der tiefsten Befriedigung. Näher gerückt fühlte sie sich ihrem Otto, von einem neuen Band, auch geschwisterlicher Verwandtschaft, sich mit dem Verstorbenen verbunden. Ihre Gedanken trugen sie zu ihm, wo jetzt Frau Juditha der langentbehrte Gemahl begrüßte, wo ihre Kinder sich um sie drängten in Schaaren, mit unaussprechlichem Dank für ihre Liebe, mit unaussprechlichem Verlangen, das unbewusst verschuldete Erbenunrecht wider sie gut zu machen; und ihr Herz überströmte von überschwenglich reicher Wonne der Mutterliebe und des Verzeihens, von einem Glück, das Selige entzückte.

Der goldene Morgen ſchien noch goldener
worden, die Luft rauſchte, wie mit freude-
ſeelten Flügeln, als feire die Natur mit
llem Mitgefühl ſolche Seligkeit eines menſch-
hen Geſchöpfes. Bertha ſaß in Gedanken
loren; ſie hatte Zeit und Gegenwart ver-
ſen.

Da hallten viele haſtige Fußtritte durch
Thurm; die Thür des Gemachs wurde
geriſſen, voran eilte der weinende Knabe,
folgte bleich und mit Zittern die Wärterin
es Sohnes mit demſelben. Ein Frohlocken
ub ſich, als ſie die Herrin unverſehrt
lickten; die Wärterin erzählte, vor einer
unde habe die weiße Frau warhaftig neben
Bett des Kindes geſtanden und es ge-
net. Bertha folgte den Leuten aus dem
nach, das ſie ſorgfältig hinter ſich verſchloß.

Nach einigen Tagen ließ ſie die vermauerte
niliengruft aufbrechen. Ihr verlangte ſehr,
Matrone noch einmal zu ſehen. Sie
hinein. Hier ruhete das Alter, abgefal-
vom Leben durch ſich ſelbſt, neben denen,
ein vorzeitiger Tod, ein gewaltſamer,

zu früh und in der Jugendblüthe dahingerafft. Brautkranz und Ordenskleid und Witwenschleier und Schlachtschwert deuteten auf die so ungleichen Schicksale derer, die einen Namen, ein Sinnbild fürs Leben bei der Geburt empfangen hatten, meist eine Heimath derselben, so wie eine Stätte der letzten Ruh. Sie ließ den Deckel vom Sarge der Matrone heben und erblickte sie darin, wie sie am vorigen Tage sie erblickt, mit demselben seligen Lächeln. Sie stand in Sinnen vertieft, des Augenblicks gedenkend, da jene sich hier selbst in dem Sarge gebettet und mit Freude in die langersehnte Ruhe geschmiegt. Sie ließ die Kapelle wieder vermauern. Das Bild der weißen Frau aus dem Saale nahm sie zu sich in ihr Gemach, und jene ist seitdem nicht mehr gesehen.

Die Eiche des ſtarken Ritters.

Des Tages Arbeit war vollbracht, Erde und Himmel ſtanden in einer Abendglorie, und auf der Höhe über Cheinow, unter ſeiner Eiche, raſtete Styr. Ackerleute zogen, Hirten trieben ihre Heerden heim, an dieſer Höhe vorüber; alle ſahen zu ihm auf, alle grüßten ihn zutraulich und voll Ehrfurcht, bis auch der letzte Mann aus den Feldern zu den Hütten des Dorfes verſammelt war, und der bläuliche Rauch aus ihnen emporſtieg.

Tiefruhig ſtand Styr und überſchaute die Gegend. Abendwinde flogen um ſein

Haupt von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum; träumend wiegten die Saatstücken an den Bergen umher ihre Aehren in dem Hauche. Er gedachte der Vorübergegangenen, dessen, was für sie durch seinen Arm und Rath geschehen war, was ihnen fürder noch Noth sei; betrachtete seine Saaten, freute sich der Aerndte, welche ihm sicher im Fortrollen der Tage heranrückte; sah auf die Triften, welche seine wohlständige Heerde verlassen hatte, wo sie morgen wieder die Kräuter fand, die jetzt im Nachtthau emporschossen, und pries seinen ruhigen Stand glücklicher, im Vergleich mit vorigen Tagen, deren Bild, wie über das Abendgold die Nacht emporschattete, in seiner Seele aufstieg.

In früher Jugend, da er noch als verwaister Hirtenknabe um Lohn diente, hielt er hier eines Abends, wie gewöhnlich, die Heerde seines Herrn um die Eiche versammelt, und überschaute die Gegend. Da wehten die Lüfte einzelne Klänge einer frohen Musik aus der Schluft des Weges von Cheinow hinan zu seinem Gehör. Immer vollständiger wur-

n die Klänge, ſchollen näher und näher,
nd raſch, um den vortretenden Fuß eines
erges gewunden, erſchien im Thal der hoch-
itliche Zug, den ſie geleiteten.

Ein ſchöner Mann von friſchen Jahren,
Stahl gerüſtet, mit offenem Helmſturz, führte
n Reihen. An ſeiner Rechten hielt er ein
rtes Mägdlein, das kaum noch die Grenzen
r Kindheit überſchritten hatte; an ſeiner
nken einen Jüngling von entſprechendem
ter, in feſtlicher Landmannstracht. Ihnen
lgten, und um ſie her drängten ſich Männer,
eiber und Kinder; und ſo ging der Zug um
s grüne Abendgold der Saaten raſch gegen
e Berge hin, über welche die Straße nach
aatz führte.

Wie die Hochzeiter am Fuß der Berge
gekommen waren, verſtummte der frohe
chall; das Mägdlein verließ die Hand des
harniſchten Mannes, flog einer Frau an die
ruſt, welche ſie lange umarmt hielt, ihr
eſicht an deren Schulter verbergend. Dicht
ängten andre Frauen darauf und Männer
d Kinder ſich zu ihr, ſie herzte alle mit dem

schmerzlichen Abschied; dann schlug sie die beiden Hände vors Gesicht, warf sich nieder auf den Knien tiefgebeugt zu den Füßen des gerüsteten Mannes, lange schwarze Flechten fielen über ihren Rücken herab zu Boden; jener legte seine Hand voll Ernst auf ihr Haupt, erhob sie, übergab sie dem Jüngling, und dieser führte die sich oft, mit Gebehrden des heftigsten Schmerzes, Zurückwendende, allein gegen die Berge hinan. Ein Theil des Zuges folgte darauf beiden, der größere Theil blieb im Thale zurück, und Styr begleitete, wie dieser, mit den Augen die hohe, zarte Gestalt an der Hand des Jünglings, bis Züge, Farben undeutlich wurden, und auf dem höchsten Gipfel die Figuren sich nur schwarz vor dem Hintergrunde des Abendgoldes erhoben, man kaum mehr unterschied, daß sie winke, grüße, und endlich ihr Bild jenseit des Berges schwand und versunken war. Der Zug der Zurückgebliebenen zertheilte sich nach allen Seiten im nun schattenvollen Thal, und einsames Dämmerungsschweigen legte sich über das leer gewordene Gefilde.

Noch lange ſtand der Hirt und ſchaute. n folgenden Tage vernahm er, Koldog von uniatize, der Sohn Pintimirz, habe ſeine chter Wanda mit Straba von Saatz ver- ählt; auf der Flur von Cheinow ſei ſie dem anne übergeben, von wo aus das Geleit r Hochzeiter, jedweder zu ſeiner Heimath ſchieden ſei.

Styr konnte jenes Bild nicht vergeſſen. o oft er unter die Eiche trat, ſah er un- illkührlich nach jener Gegend des Feldes, o es erſchienen, verſchwunden war, erblickte Geiſt die ſchlanke Geſtalt der Jungfrau, ld knieend zu den Füßen des Vaters, bald der Mutter Bruſt, oder an des Jünglings and dunkel auf der Höhe, umflammt von bendgluth. Zuweilen war ihm, als vernähme die Klänge wieder; er horchte auf im Winde, e Gegend blieb ſtumm und leer. Allein in iner Bruſt entwickelten ſich mit dieſen Träu- ereien neue Wünſche mächtiger und mächtiger. r ſehnte ſich über dieſen wohlbekannten Ge- chtskreis hinaus, in die Ferne, wohin ſich ne Erſcheinung zerſtreut. Der gewappnete

Krieger erweckte in ihm das Verlangen, auch ein Kriegsheld zu werden, als Haupt eines Stammes, blühende Kinder segnend zu entlassen; die Musik rief ihm mit raschem, frohem Schritt, seiner ungemeinen Körperkraft bewusst, in einem Zuge Andern gesellt, nach Thaten vorwärts zu streben. Lange verschloß er tief im Herzen diese ungestümen Triebe.

Da erschienen Flüchtlinge von vielen Seiten, Zuflucht suchend bei Freunden im Ort; schilderten ihr erlittenes Elend, Plünderung, Mord und Brand, womit Krasnick, der Herzog von Kaurzim, ihr ruhiges Leben und das vieler Andern, ohne Anlaß überfallen und auf immer zerstört, weil er das Herzogthum Prag zu dem seinen gewinnen wollte, da dieß, indem Neklan, der Gütige, das Elend des Krieges scheute, ihm ein leichtes Unternehmen bedünkt. Dann sagten sie ihm, wie der kühne Wschebog Volk sämmle, den friedseligen Herzog zu vertheidigen, wie Koldog, der starkmüthige, von Prag aufgebrochen sei, nach der Veste Hrubow, vor der sich sein Waffenfreund gelagert, und was Muth und Kraft hätte, den beiden Führern zuströme.

Styr's Bruſt ſchlug ſtark bei ſolcher Kunde, Unrecht zu wehren und ſeine Wünſche zu erfüllen. An einem Morgen befahl er ſeine Heerde einem andern Hirten; ohne jemand ſein Vorhaben eröffnet zu haben, überblickte er, unter ſeiner Eiche ſtehend, noch einmal die Vaterflur; und eilte dann mit entſchloſſenem raſchen Schritt gen die Veſte Hrubow.

Der friſche Morgen dampfte ihm entgegen, an den Bergkuppen ſanken die Nebel hernieder, die ſchwarzen Fichten ſtrebten ſtarr, und Adler und Falken zogen gen die blaue Luft. In unbekannten Heerden und Feldern und Wohnungen der Menſchen ging er unaufgehalten vorüber, auf ſein Ziel los. Tief in der Nacht erſah er die Veſte. Schwarz lag ſie auf ihrer Höhe und dunkle Waldung zog ſich ihr ſeitwärts, längs dem Bergrücken, hin; der Mond ſtand zwiſchen ihren Thürmen, von ihren Mauerkränzen ſchlug die Lohe der Wachtfeuer in den Nachthimmel, und das ganze Bild ſah er, alö er nahe kam, ſich in einem am Fuße ihres Berges dahinſtrömenden Waſſer

spitzeln, das ihr zur zweiten Schutzwehr diente, und in welchem, längs dem flachen Strande gegenüber, auch der Wiederschein von Wschebogs Wachtfeuern in zitternden Glutsäulen stand, denen der Hirt jetzt nahe trat, und begehrte, zum Führer geleitet zu werden.

Wschebog stand, und maß die Höhe der Mauern, betrachtete die Schattenmassen an dem Felsen, welche den emporklimmenden Krieger verstecken möchten, und sann auf einen nächtigen Ueberfall, als man den Ankömmling zu ihm brachte. „Du solltest mir willkommen sein, wenn du mich und unsre Gefährten plötzlich dort oben hin versetzen könntest!" antwortete er, als jener ihm sein Verlangen, mitzustreiten für die Sache Prags, kund gegeben.

„Herr! vertraut mir das Unternehmen; und schenkt mir nur vier Gefährten und harrt mit einer Schaar am Ufer hier, unsern Anfang zu vollenden, wenn es glücklich gelingt, so mag dieß wohl in dieser Nacht geschehn."

Der Führer sah ihn messend an, und rief zu den Seinen: wer mit dem Fremdling

das Wagstück unternehmen wolle, das Kriegsvolk noch in dieser Nacht hinauf zur Veste zu schaffen? und mehr aus Verachtung gegen den Ankömmling, als aus Vertraun, stellten sich die vier Gefährten.

Wie nun der Mond hinter die Waldung untergegangen war, ihr immer längerer Schatten das ganze Wasser bedeckte, da hieß Styr Leitern herbeitragen, eine so hoch, daß sie von einem Ufer zum andern reichte und noch eine. Vier Männer schleppten die erste herbei. Er fasste sie, hob sie leicht, und legte sie, wie eine Brücke, über die dunkle Fluth; fasste die andre, hob sie auf seine Schulter, winkte seinen Gefährten, die ihm erstaunt und williger folgten, und ging leicht mit seiner Last an ihrer Spitze hinüber. Drüben angelangt am Fuße des Felsens, hob er die Leiter, die er trug, von der Schulter, drückte sie mit einem Druck fast in den Grund der Wellen, hieß seine Gefährten heraufklimmen und seiner oben harren; nahm dann die zweite Leiter, die als Brücke gedient, lehnte sie von der Höhe des Felsens gegen die Mauer des Schlosses, stieg

zaraus hinan, schwang sich auf die Zinne der Mauer, umfasste den ersten lautrufenden Wächter, schleuderte ihn in die Tiefe, und mit lautem, vom Wiederhall verdoppelten Geschrei, verkündete er den jenseits Wartenden das gelungene Unternehmen, indeß sein Schwert und die Schwerter seiner Gefährten, in die zur Gegenwehr heranströmenden Krieger schlugen.

Jubelgeschrei antwortete aus der Tiefe. Wschebog drang mit den übrigen Kriegern nach, auf dem Wege, den Styr ihnen frei erhielt. Die Veste ward genommen. Der Ankömmling wurde von allen im Heere mit Dank gelobt und geehrt. Gefährten ordneten sich ihm zu und unter; was sein fester freudiger Sinn unternahm, das musste gelingen; seine Stärke war die Sage der Krieger; den daher-sprengenden Reiter fasste er sammt dem Pferde und schleuderte ihn weithin in das Feld; Veste auf Veste fiel, mit Hülfe seiner Kraft, und Styr von Gheinow, der starke Ritter, war, nebst Wschebog, bald der Führer einer.

Aber nicht lange, so legte sich der frohe Herzensschlag, mit dem er seine ersten Thaten

getham. Oede, wild, in ſich troſtlos und ver-
ſchloſſen, ſtand er zwiſchen Verwüſtung und
Leichen, wenn der Sturm der Kampfluſt ver-
brauſt war. Trüb und gern dachte er an die
Felder ſeiner Heimath.

Binnen Kurzem ſtießen zu Wſchebogs
Schaaren, die Krieger, die Koldog, der ſtark-
müthige, führte wider Kaurzim. Voll Freude
und Erwartung, drängte ſich Styr, den Hel-
den zu ſehn. Er blickte ihn lange an, ihn
mit dem Bilde des geharniſchten Mannes, auf
jener Abendflur, in ſeiner Erinnerung ver-
gleichend; doch er konnte keine Aehnlichkeit
entdecken. Bald war er mit ihm vertraut;
ſie vollbrachten manche beherzte That als
gute Gefährten zuſammen, und Styr über-
ſah manchmal verwunderungsvoll, wie er
ſeine heißen Wünſche zum Theil ſo bald, ſo
ganz und dabei doch ſo gar nicht erreicht habe.
Das Herzogthum Kaurzim wurde erobert;
der übermüthige Herzog vertrieben; Ehre und
Beute hatte Styr gewonnen, da ſchied er
endlich von Führern und Gefährten, ſchied

von dem Kriegstreiben überhaupt; und wandte sich zurück nach seiner Vatergegend.

Sein Ruf daselbst war groß geworden. Männiglich drängte man sich um den Zurückkehrenden, ihn zu sehn, ihn mit Freuden zu empfangen. Er kaufte das Erbe seines vormaligen Herrn, die Heerden, die er einst gehütet, ihre fetten Wiesentriften; und gedachte nun ruhig als ein Landmann zu leben. Als er einige Zeit in der Heimath gehauft, ward er inne, daß es um ihn her kaum gerechter zuging, als im Kriege. Der Starke trieb seine Heerden auf die Weiden des Schwachen, der Reiche schmälerte die Äcker und raubte die Ernten des Dürftigen. Die Haabe der Wittwen und Waisen wurde als Beute betrachtet, Gewalt und Frechheit hatten längst die Klage und Beschwer unterdrückt; Feindseligkeit, Schadenfreude und Heimtücke, brachen überall aus.

Eyr entbrannte voll Schmerz und Unmuth über solches Wesen. Er erhob sich, nahm sich der Bedrängten an; wer fortan Unrecht ausgeübt, der musste es mit schwerem

chaden büßen; wer vorlängst es ausgeübt
tte, mit gleichem Nachtheil ersetzen; danebst
ar seine eigne große Haabe aller Bedürftigen
flucht und Trost, die seine Güte nicht miß-
ndelten; und sein Auge war so hell, als stark
n Arm. Allmählig hörte das Unrecht auf,
s keinen Gewinn mehr brachte; die gewalt-
ätigen Untüchtigen wandten sich weg von
n Orte, die Tüchtigen zur Bescheidenheit
d Arbeit, die Dürftigen kamen empor.
ltern trugen ihre Neugebornen zu ihm und
pfahlen sie seiner Fürwaltung; Sterbende
rgaben ihm ihre Hinterbleibenden, und bis
f Thier und Gewächs erstreckte sich seine
hut. Er hatte nicht Weib, noch Kind,
ht Vater eines Stammes, vieler Stämme
ter sah er sich und wie ein Vater in seinem
use unter ihnen gefürchtet, verehrt und
iebt, und so war ihm auch dieser Wunsch
eine unerwartete Weise vollendet.

Jahre lagen nunmehr zwischen dem ge-
wärtigen Tage und jenem Abend, als der
hzeitliche Zug der Tochter Koldogs ihm
der heimathlichen Flur erschienen war,

aus dessen Anblick sein Glück gleichsam emporgewachsen. Die Erinnerung von diesem Bilde bewegte sein Herz nicht mehr mit jugendlicher Wallung; allein sie stand, seitdem er in der Heimath lebte, wieder unversehrt, und herzerfreuend in seinem Gedächtniß, und gern hing er ihr nach, am Abend unter der Eiche; überschaute gern die vielen Zukunftstage, da er sich ihrer noch würde zu freuen haben.

Heute aber spielte sogar der Trug, mit dem die Wiederkehr der Jahreszeiten, die Menschen öfters täuscht, als könne auch ihnen Vergangenes wiederkehren, mit des Mannes ruhigem Gemüth. Der Mai war eben, wie damals, erglommen; der Tag, wie damals, sank in Vollendungsglorie, gleich einem segensreichen Menschenleben; und plötzlich nun trat auch die Gestalt der Tochter Koldogs, jener hohen und zarten Jungfrau, wieder um dieselbe Felsenecke, wo sie damals, an der Hand ihres Vaters, an der Spitze ihres hochzeitlichen Zuges, seinen Blicken hervorgegangen war aus der Schluft.

Unbeweglich ſtand und hielt er ſie in's
Luge gefaſſt. Er ſahe ſie hier wirklich wieder,
icht mehr ſo ſchlank und zart, als vor Jahren;
e ſchritt mit eben ſo freiem, aufgerichtetem
Gang, dieſelben reichen ſchwarzen Flechten
elen von ihrem Haupt, und eben auch voll
eftiger Traurigkeit, wie damals, waren wie-
erum auf demſelben Wege ihre Gebehrden.
ie beiden flachen Hände hielt ſie gefalten
ihre Bruſt gepreſſt, das Haupt hinten-
ergeworfen, bald zum Himmel, bald rück-
ärts nach der Gegend, woher ſie kam, ge-
endet; ſo ſchritt ſie gen die Berge, wohin-
er die Straße nach Saatz führt.

Styr war herabgekommen, trat ihr in
n Weg, grüßte ſie und ſprach: „Biſt Du
ht Wanda, die Tochter Koldogs, meines
en Kriegsgefährten, welche er hier auf dieſer
ur einſt an Straba von Saatz übergab?“

Das junge Weib ſah ihn an; ihre braunen
gen, von Schmerz geſchwollen, leuchteten
er Thränen; ihr Athem flog heiß durch
halb geöffneten Lippen.

„O Mann, Mann!“ rief ſie, „woran

erinnerst Du mich? Ja, ich bin Wanda, Koldogs Kind, das er hier, auf dieser unglückseligen Flur, einst den Saazern übergab, zu denen zu gehören, die ihn ermordet haben, die ihn täglich verachten, und die nun bald alles vertilgt haben werden, wofür er ruhmvoll lebte, und das mir heilig ist und lieb!"

„Rede deutlicher!" versetzte Styr.

„Weißt Du nicht?" sagte sie, „daß Koldog durch der Saazer Hinterlist auf dem Felde Tuchonie gefallen ist! Weißt Du nicht, daß Wlastislaw, ihr Herzog, sich grimmiger wider Neklan, den Gütigen, rüstet, als einst Krasnick von Kaurzim; daß er seine Bitte um Frieden, seine Geschenke, ihn zu erkaufen, hohnvoll verachtet hat, und keine Führer mehr sind, die Prags Ehre und das glückliche Leben der Prager unter dem väterlichen Herzog erhalten können. Wschebog ist auch gefallen; der Styr ist verschollen; alles in Prag ist verzagt, getrennt und zwistvoll; und in wenigen Tagen ziehn die Saazer aus, in ungeheurer Zahl, mit gewaltiger Rüstung, mit Geiern und Raben, die Leichen der Prager

zu ächen; um Herzog und Volk und Land iſt's geſchehn!"

„Ich hatte Urlaub gebeten von meinem guten Mann, Strada, noch einmal nach meiner Vaterſtadt zu ziehn, ſie noch einmal zu ſehn, ehe ſie fällt, mich zum letzten Mal mit den Freunden meiner Kindheit zu laben. Nun iſt's vorüber, nun kehre ich zurück."

„Haſt Du keinen Bruder?" fragte Styr.

„Wenn Koldog Söhne hätte!" rief ſie. „Was nützen Koldogs Töchter Prag? Meines Vaters Schwert und Rüſtung ſind mein traurig Erbtheil aus der Beute der Saatzer von der Schlacht auf Tuchonie. Ich hätte ſein Schwert mit mir genommen, ich hätte es meinem Bruder gegeben, ich hätte ihm erzählt, wie ich es blitzen geſehn in des Vaters Händen, wenn er zurückkehrte an der Spitze der Unſern voll Sieg, und wir ihm entgegengeführt wurden. Zu ihm würde ſich das Volk geſammelt haben, zu dem Sohn des alten Führers. Was iſt ſein Schwert in meinen Händen, mein Arm kann es nicht führen. Ich trag es, bin ich allein, wohl hinaus auf die Wieſe

an unserm Hause, daß es noch Luft und Sonne sehn soll; allein die graue Klinge sieht mich düster an, als wollte sie sagen: das ist nicht der Strahl, der mich durchblitzte, durch den ich blitzte, als mich dein Vater Koldog schwang. Trage mich zurück zu Harnisch und Helm; wir konnten ein Heldenleben nicht beschirmen, und vermodern in keiner Heldengruft, sondern in dem Schrein eines Weibes!"

Styr hörte in sich gekehrt den Erguß von Wanda's Verzweiflung und ihren Wunsch. Er fragte sie darauf noch Manches, und vernahm, daß Neklan gern sein Erbrecht auf Prag an Wlastislaw abtreten wollte, und ihn als Herrscher erkennen, um die Seinen vor dem drohenden Verderben zu retten, das Volk aber darwider sei, und die Wladicken sich widersetzten, die an dessen Spitze zur Abwehr treten möchten, wären sie selbst nicht uneinig unter einander, untreu, und den Pragern verdächtig deshalb.

Nach einigem Schweigen reichte er ihr die Hand, und sprach: „Gehab' Dich getrost, junges Weib, vielleicht erlebst Du bessere

igung, als Du hofft; Führer steigen auf
s dem Volk, und verschwinden unter dem
olke, so hat sich der kühne Wschebog erhoben,
dein Vater zur Zeit der Noth, so der Styr.
öge erfüllt sein, was ich wünsche, zur
tunde, da wir uns widersehn!"

Kopfschüttelnd erwiederte sie den getreuen
ruck seiner Rechten, verließ ihn, und schritt
gen die Berge hinan.

Er sah ihr nach, erblickte noch einmal
e Gestalt auf deren höchster Spitze, dunkel
f dem Hintergrund des Abendgoldes, sah
dort wiederum die Arme ausbreiten, zurück-
wandt gegen das Thal, allmählig versinken,
e sie am jenseitigen Abhang niederstieg, und
ndte sich selbst langsam gen Cheinow.

Dämmerung war eingebrochen; der Abend-
nd kräuselte die Halme der verdunkelten
aaten, Lerchen stiegen auf, schwirrten darüber
n niedrigen Flugs, taumelten dazwischen
nab, ohne wieder aufzusteigen, und träumten
m Himmel. Alles wurde allmählig still
d grau. Die ruhige Freude war weit weg,
kaum zuvor die Brust des Mannes füllte.

Unruhe, Beklommenheit wuchsen in ihm, als er in das Dorf trat, wo Männer mit Männern, Weiber mit Weibern und Kinder mit Kindern vor den Thüren saßen, in nachbarlichen, langher angeknüpften Gesprächen und Spielen befangen. Stumm schritt er durch die Reihen, bei denen er sonst gern verweilte, trat mit der gewohnten Rüstigkeit in seinen eignen Hof, unter sein glänzendes Vieh, das ihn mit dumpfer Freude erkannte und brüllend begrüßte, unter sein arbeitsames Gesind; aber nicht mit der gewohnten Theilnahme.

Seine finstre Stirn erheiterte sich nur augenblicklich dann und wann; unbeachtet hatte sich das häusliche Getümmel um ihn her verloren; Stern nach Stern stieg thauig auf über den dämmernden Hof, als er in seine Kammer schritt.

Hochaufgethürmt in dem engen, ländlichen Raum, ragte dort seine Rüstung, und über ihr hing sein Schwert an der Wand. Seinen ersten Blick beim Eintreten fesselte die längst unnütze Wehr. Ihm war bei deren Anblick, als ob ihm eine Stimme in seinem Innern

iefe, ſeine gern vergeſſenen Kriegsthaten ſtie-
en lebendig auf in ſeinem Gedächtniß. In
einer Bruſt wallte Zorn über Wlastislaw's
Unterdrückung, Unruhe wegen der Prager
nd ihres Herzogs Noth. Dann faſſte er
ie Fortdauer ſeiner heimiſchen, langgewohn-
en Fürwaltung ſo innig in's Herz, als ob
ichts vermöge, ihn davon zu trennen. Und
ieder ſtieg das Bild ſeiner Jugendempfindung,
er hohen, ſchmerzvollen Tochter Koldogs vor
hm auf; zog ſeine Seele in die Ferne, in
hndung, als müſſe das Kriegstreiben ihn
ieder faſſen, und ſtände er an der Grenze
ines Abgrundes, wo jenſeit keiner Zukunft
Hoffnung ſchwebte, ſobald es ihn gefaſſt.
Und von neuem mahnte ihn der Troſt, den
r ihr gegeben, an des ſchuldloſen, zu güte-
ollen Nelkans Friedſeligkeit, an Wlastislaw's
Unterdrückung und Wildheit und an der Pra-
er Noth, an die Hülfe, die er ihnen vordem
eleiſtet.

So wälzte er ſich ohne Raſt auf ſeinem
Lager, ſo ſtreifte er in der früheſten Morgen-
ämmerung, der erſte, durch die Felder. Der

Anblick der Saaten erweckte nicht mehr das zuversichtliche Entzücken, welches ihm ehdem erfüllt, das Bild seiner Zukunft stand nicht mehr unveränderlich und deutlich, wie die Fernen einer Landschaft in heller Luft, vor seinen Gedanken, er wusste nicht, was aus ihm, was aus den Seinen werden sollte. Doch von Augenblick zu Augenblick fühlte er entschiedener, daß er sein stilles Glück verlassen, das Schwert noch einmal fassen müsse.

„Und wenn ich in den Tod gehe," rief er endlich: „wenn Unrecht und Gewalt hier wieder aufkommen, Niemand meine Nachbarn schirmt, mein braves Gesind verwildert, mein fröhliches Vieh verschmachtet, mag mit uns allen werden, was da will; ich ziehe den Pragern zu Hülfe!"

Es war Abend geworden. Er stand unter seiner Eiche, sein Beschluß war fest; aber mit Thränen der Wehmuth überschaute er vor dem Abschied das Gefilde. Die Sonne flammte prachtvoll im Untergang, verschwebend wogten um sie her goldene Wolkenbilder, er dachte der Tochter Koldogs, seiner nächsten

Thaten, an irgend einen unbestimmten Lohn afür, der sie die Wonne ihrer ersten Jugend ei dem Heldenvater noch einmal fühlen ließe.

Mit den Schatten der Nacht verdun= elte sich sein Gemüth. Lange verweilte er ei den Bewohnern im Dorfe; sprach mit edem noch ein Wort des Rathes, der Er= nahnung, des Abschieds, ließ Abwesende ufen. Sie wusften nicht, wie dem Styr eschehen sei? sie hatten ihn oft unvermuthet eich gesehen, und sein gewaltiges Auge in Thränen leuchten, wenn man ihm ein zar= es Kind gebracht, ein Sterbender ihm die Seinen empfohlen hatte; doch also nimmer= ehr. Ihre Liebe zu ihm wuchs durch dieß ngewohnte Wesen.

Nun trat er in seinen eigenen Hof, unter ein Gesinde, sein Vieh; ging dazwischen um= er, betrachtete jedwedes wahrnehmender, lieb= ofte es, ordnete mit bewegter Stimme das döthige für den nächsten Tag. Und als alles bgezogen war in Kammern und Ställe, leer, er weite Hof, verließ er ihn und betrat seine Kammer zur letzten Heimathsruh.

Der Strahl des aufgehenden Mondes, der durch das enge Fenster fiel, spiegelte sich in seiner Rüstung; milder Glanz umfloß und leuchtete von dem schwarzen Stahl, und leuchtete friedvoll ihm in Augen und Herz. Er warf sich auf sein Lager, faßte sich in Muth und Ergebenheit, und schlief ruhig, wie nach jedem gewohnten Tage.

Noch war es nicht Licht, da stand er auf, nahm den Helm von der Wand, gürtete sich Waffenrock und Harnisch an, und das breite Schlachtschwert um die Hüften; schritt gebückt durch die niedrige Thür, und stand hoch und kriegerisch in dem ländlichen schweigenden Hof.

Frisch hauchte die Luft ihn an. Der Morgenschein war grünlich am Horizont, Mond und Sterne sahen daraus hervor mit vollendetem Licht auf die Schatten der Thäler, die nebelumschleierten Berge; kein Laut unterbrach die Stille der scheidenden Nacht, außer träumendes Regen des Viehes in den Ställen, das vom Geklirr der Rüstung aufwachte. Styr blickte lange umher; sein Gedächtniß unter-

ſchied alle Gegenſtände in den Schatten, welche noch darum gehüllt waren. Dann legte er die Hand an ſeines Schwertes Griff, blickte auf zu den himmliſchen Lichtern, ging, und ſie wandelten zur Seite ſeinem rüſtigen Schritt über die Höhen dahin, an ſeinen Feldern und Triften vorüber, gen Prag.

Die Nacht war faſt vollbracht. Der rothe Schein des aufgehenden Mondes fiel ſeltſam gebrochen durch die Fliederzweige und Blüthen, welche die engen Fenſter von Straba's Haus in Saatz beſchatteten, auf die Seitenwand des Zimmers. Im Hintergrunde, auf niederm Heerde, loderte je und je eine dunkle Flamme aus Brändern unter einem Keſſel auf, und erfüllte das dumſtige Gemäuer mit plötzlichem Licht und Schatten, jene Schattenſpiele verwiſchend und zeigend. Platt auf dem Boden, vor dem Heerde, ſaß die Stiefmutter Straba's, das ſchwarze, krausſtruppige Haar hatte ſie mit einem Tuche aufgebunden, der halb ihr Geſicht verdeckte, die Augen ſtarr

auf Dämpfe geheftet, welche in dichten Wolken träg aus dem Kessel aufstiegen, und in dem aufflackernden und versinkenden Licht, seltsam wechselnde Bilder zeigten. Jetzt wuchsen sie auf, wie zerfallenes Gemäuer, wie Thürme und Sparren, ballten sich darum hin in undeutlichen Gebilden, jetzt verflachten sie sich, als ein ebener Plan, aus dem einzelne Gestalten aufschossen. Am Fenster stand Straba, den Rücken gegen den Heerd gewendet, und blickte schweigend aus nach Wanda's Rückkehr.

„Sie kommt nicht?" fragte die Alte, den Kopf halb über die Schulter gegen ihn gedreht. „Schau hier, mein Sohn, und höre ein gutes Wort von Deiner Mutter."

„Warte!" entgegnete Straba aufhorchend. Mich dünkt, ich höre ein Geräusch."

„Es ist der Rabe, der im Traum flattert," erwiederte die Alte hinter sich blickend. „Sie wird schon kommen. Heute gelüstet ihr nicht, bei ihrer Sippschaft zu bleiben, auf die sie so viel hält."

„Heute eben, bliebe sie dort, hätte sie nicht versprochen, wieder da zu sein.

„So laß sie bleiben!“ murrte die Alte halblaut.

„Was habt ihr wider sie?“ versetzte Straba. „Sie ist gelassen gegen Euch und dienstbar, wie gegen Jedermann. Seit wann gedeiht unser Hausstand, als seit sie dabei ist. Ihr allein habt nicht gleich gefördert und geschafft.“

„Du möchtest besser gediehen sein ohne sie. Wer hat Dich um Dein Theil an der Prager Beute gebracht, und Dich mit tollen Bitten bewogen, die alte Rüstung des Koldog dafür zu nehmen.“

„Ich hätte ihr nicht abschlagen mögen, was sie bat. Gönnt ihr die Freude an des Vaters Waffen.“

„Es soll gut sein!“ versetzte die Alte. „Jetzt merk' auf mich, die Dir besser zu nützen weiß, als sie. Was ich Dir sagen will, fristet Dein Leben, so Du mir folgst.“ Er war zu dem Heerde getreten; sie warf aus einem Bündel, den sie auf dem Schooß hielt, neue Kräuter in den Kessel, welcher davon auf-

siedete und dichteren Dampf heraufstieß; dann sah sie Straba gleichgültig grinsend an, ein trübes Feuer loderte in ihren starren Augen. Sie sprach mit kreischender Stimme: „Es wird nicht gehn, wie Ihr hofft. Ihr werdet nicht siegen. Ueber zwei Häupter, die heute noch hoch schaun, nickt morgen das hinweg." Bei diesen Worten hielt sie einen Grasstengel mit höhnender Gebehrde empor. Aber, Du schau, das bist Du, sie zeigte auf ein Dunstbild, das unter vielen kräuselnd aufstieg. Wenn Du in der Schlacht an einen grünen Plan kommst, thalwärts gegen Abend, dahin zieh Dich zurück. Ein seltsamer Feind wird Dir folgen, schwinge einen Hieb nach seinen Händen, der beide herunterhaue, nimm sie zu Dir und entfliehe, ohne mehr umzublicken auf vielem Umwege, daß Du nicht vor dem zweiten Tag allhier heim seist. Versäumst Du hievon Eines, so ist es um Dich geschehn!"

Der Pfortenring klirrte, die Alte ließ aus ihrer Hand, mit der sie über den Kessel fuhr, einige Körner hineinfallen; der Wasen

ank. Der Rabe fuhr krächzend auf, und
nda trat in die Thür.

„Bist hungrig, Vögelchen, gedulde dich,“
e die Alte, ohne sich nach der Eintreten-
umzusehn, und schmeichelte dem Raben;
lst morgen hinaus aufs Schlachtfeld, aufs
he Leichenfeld, sollst dich sättigen!“

„Wie hat der Herzog die letzten Gesand-
Neklans aufgenommen?“ fragte Wanda
n Mann, der ihr voll Zufriedenheit ent-
ntrat.

„Die haben sich gern davon gemacht!“
die Alte.

„Also Ihr zieht aus?“

„Schon in der Frühe führt uns Wlas-
w. Wir ziehn bis an die Trümmer von
ecz; dort lagern wir zwei Tage; treffen
die Prager nicht, so ziehn wir nach Prag.
steht es in der Stadt?“

„Ihr werdet mehr Beute haben, als Ruhm
Eurem Krieg,“ sagte Wanda.

„Sei nicht so traurig,“ erwiederte Straba.
ner Vaterstadt wird es freilich schlimm,
soll es desto besser ergehen. Ich baue

uns eine neue Veste von meinem Theil der Beute; da sollst Du hausen, wie eine Herrin, wie Du es im Herzen begehrst. Jetzt begieb Dich zur Ruh, die Dir Noth thut nach der weiten Fahrt."

Wanda ging. Die Alte schoß ihr einen tückischen, schadenfrohen Blick aus den Winkeln ihrer verzerrten Augenlieder über die Achsel nach, indem sie zu ihrer Kammer wankte. Vor Schmerz und Erschöpfung taumelte sie hier auf ihr Lager, und, eine wohlthätige Nothwendigkeit, schlich der Schlaf sich in ihre durchwühlte, schwergepreßte Brust, ihre schmerzhaften Gedanken, und löste allmählig und leise ihre Quaal in Vergessenheit auf.

Unterweilen erhub sich mit dem Tage lautes Getümmel; Rufen, Waffengeklirr, Dröhnen an den Pforten der Häuser; Gekrächz der Geier und Raben, Stampfen und Gewieher der Rosse in den Gassen von Saatz. Es gemahnte Straba, seine Rüstung anzulegen; er wehrte der Alten, die Wanda zu dem Dienst herrufen wollte, sie ihm zu schnallen, und belehrte sie arglos, ob sie nicht gesehen

, wie dem Weibe die Augen wie gebrochen
n vor Schmerz, wie ihr Ausſehn ſich
andelt hätte, als ſie von dem gewiſſen
ruch gehört? Ihr ſei gut, den Jammer
rſchlafen.

„Gedenke meines Rathes!“ rief die Alte,
er ſich aufs Pferd ſchwang. Er nahm
Raben, welchen ſie ihm reichte, von ihrer
eine Hand, und ſprengte lachend davon,
Sammelplatz, wo der Herzog Wlastislaw
unter den Seinen, die noch Fehlenden
tend, hielt.

Nicht mehr jung, in ſtählerner Rüſtung,
ochgelbem Waffenrock, goldausgelegten
hienen, ſaß der Herzog hoch auf ſeinem
zen Pferde. Ein Drache ſtand auf
Helm, ſchwarz fiel daraus der Helm-
tief ihm auf den Rücken nieder; das
itter hatte er aufgeſchlagen; ſein breites
iges Schwert hoch auf dem Schenkel
chtet, überſchaute er ſein Volk; die
Augen glühten, die hochrothen Lippen
vor; er bändigte die eigne Kampf-
und Gier ſo wenig, als die ſeines

schaudernden Gauls, und immer minder, je mehr um ihn der Haufe der Seinen anschwoll, bis er Niemand mehr nahen sah, sein schon ungefüges Roß blutig spornte, und dahin flog, daß Wolken des Staubes ihn im Glanze seiner Rüstung umhüllten, wie den Kometen ein Nebelschweif. Und ihm nach flog die Schaar der Saatzer, von dichterem Staube eingehüllt, eine ungeheure Wolke, aus der Speere blitzten, Geschrei der Männer, Gekrächz der Raubvögel, und Rossegewieher wild verworren ertoste, gedrängt durch die Gassen von Saatz, weit ausgebreitet über das Blachfeld.

Wanda hörte wohl das kriegerische Getöse, allein es drang nicht in ihren tiefen Schlaf, daß es ihre Seele mit deren Schmerzen daraus aufgeweckt hätte. Leise, wie aus weiter Ferne, rief es in jener nur die glücklichen Bilder ihrer Kindheit empor. Sie befand sich wieder in der Halle ihres väterlichen Hauses am Wissehrad, mit ihren Schwestern, neben ihrer Mutter. Die Moldau ging spiegelhell um den Fuß des Felsens hin; die jenseitigen Hügelufer mit ihrem Gebüsch, zeigten sich so

licht in die klare Fluth gesenkt, als in die blaue Himmelsluft erhoben. Die Züge, das Gewand ihrer Mutter, konnte sie deutlich unterscheiden, und athmete leicht und tief, wie in ihren Kindertagen. Da erscholl Hörnerruf. Ein alter vertrauter Kriegsknecht ihres Vaters, der mit ihm auf Tuchonie erschlagen war, trat ein, sagte der Mutter, sie solle sich aufmachen mit den Kindern, er würde sie geleiten nach dem Felde Bruska; Moldog habe die Saaxer geschlagen, Prag sei befreit, und er kehre heim. Sie solle eilen, und ihm entgegen gehn, schon ströme das Volk ihm entgegen! Und indem sah Wanda, in langem dichtgedrängtem Zuge, alle wohlbekannten Gestalten ihrer Jugend, oben über der grünen Höhe jenseit der Moldau, im Bilde, tief unten durch den Spiegel der Fluthen ziehn. Alle winkten ihr freudig und still, und deuteten nach Norden, nach dem Felde Bruska. Die Mutter fasste ihre eine Hand, eine längst gestorbene Schwester die andere; der treue Kriegsknecht folgte. Sie stiegen in einen Kahn, der leise mit ihnen an das jenseitige

Ufer gilt. Nun standen sie am Wege auf dem Felde. Ein lauter Siegsgesang scholl aus der Ferne unverständlich brausend, als verstürme ihn ein Orkan, da doch kein Lüftchen durch den Himmel ging. Immer näher tönte der Sang und Siegesruf und Hörnerruf mitunter. Das Heer zeigte sich, noch konnte man die einzelnen Krieger nicht erkennen; doch sofort sah sie ihren Vater, sein Schwert leuchtete im Abendroth, wie ein Lichtstrahl, von seinem Helme flossen Flammen; sie hörte seine Stimme, er rief ihren Namen, er sprach: „Du hast Prag mit mir befreit!“ —

Indem stieß Jemand an die Thür ihrer Kammer; sie wachte auf, das Gesicht in Freudenthränen gebadet. „Euer Mann lässt Euch grüßen, und befiehlt Euch das Haus!“ kreischte die Alte durch die Thür. „Alles ist schon ausgezogen und weit weg. Ich gehe über's Feld, Heilkräuter suchen für die Heerden; in Jahren haben sie die Kraft nicht, als in dieser Stunde gepflückt.“

Wanda erhub sich, und blickte umher. Die wohlbekannten engen Gewölbmauern

loſſen ſie ein. Die Freude, womit der
aum ſie gelabt hatte, war vorbei; die vorige
gſt wand mit neuer Kraft ſich herauf in
n neu durch den Schlaf geſtärkten Herzen.
nzelne Krieger, die ſich verſpätet, zogen
heilend, mit weithallendem Schritt, durch
menſchenleeren Gaſſen. Sie trat in das
mmer; an der Wand die fehlende Rüſtung
es Mannes, das fehlende Gekrächz des
haften Raben, rückten ihr das gefürchtete
hickſal der Vaterſtadt näher, und höhnten
ſeligen Täuſchungen ihres Traumgeſichts.
g auf Tag der hier verlebten, bis zu dem
destage ihres Vaters, ſtiegen in troſtloſer,
er Einförmigkeit oder Verzweiflung, in
em Gedächtniß auf; aber ihre lange Reihe
mochte nicht, die erfriſchte Erinnerung ihrer
gend zu entfernen, die ihr nahe trat, als
e ſie ſo eben das väterliche Haus verlaſſen,
ne jeden Augenblick dahin zurückkehren, und
genwärtig blieb, indeß ſie, ihres Mannes
fehl zu erfüllen, an ihr gewohntes Tagwerk
Hof, Speicher und Kammer ging.

Ohne Freude an Haabe und Gewinn,

vertheilte sie die rohen Vorräthe zur Verarbeitung, ordnete die dahergebrachten verarbeiteten im Speicher, Schrein und Truhen, mit Gedanken, wie heiter sonst bei ähnlichen Geschäften in ihres Vaters Haus, sie zur Seite gegangen war, wenn Mutter und Schwestern bereitet, was Koldog brauchte zur Freude und Noth, oder seine Waffenbrüder brauchten, die sich dort täglich um ihn versammelten, wo die Stunden der Rast ihre Gespräche von vergangenen Heldenthaten, von dem Ruhme Prags, seiner Herzoge Reichthum, Gerechtigkeit und Güte füllten, denen sie still beschäftiget, mit glühenden Wangen, mit schwellenden Herzen von fern zuhörte.

Zu ihrer Arbeit drang lautes Kreischen und Gelächter der Alten, die zurückgekehrt mit Weibern in wilder Lustigkeit, im Zimmer mit frechen, tollen Scherzen, die Wanda kannte, die Zeit, wie gewöhnlich, vertrieb. Dann und wann verkündete eine neue, rohe, mißtönende Stimme, ein unmäßiges, aufschlagendes Gelächter, die Zukunft eines neuen Gastes, und den Theil, den er zur Unterhaltung gab.

So rollten die Stunden des Tages ab. Auf einmal wuchs das Geräusch, das von fern ununterbrochen gedauert, zu einem wilden Zusammenlärmen jauchzender Stimmen. Es wälzte sich tosend zu Wanda heran; geführt von der Alten, brachen die Weiber von Saatz zu ihr herein, einen Boten in ihrer Mitte.

„Hei, Pragerin!“ schrieen sie, „jetzt nieder mit dem Kopf! Der erste Sieg ist unser! Alle deine reichen, stolzen Landsleute, die mit unsern Männern gefochten haben, liegen schon todt und ätzen unsre Vögel. Auch nicht einer ist entkommen. Geh, hilf doch den übrigen, mit deinem hohen Sinn!“ Mit diesen Worten brauste der Schwarm von hinnen, und riß unbändig den Boten mit sich fort auf die Gasse. Fern verhallte von dorther ihr immer wilderes Jubelgeschrei. Der wüste Haufe ahndete wenig, wie gar nicht sein Spott Wanda geschmerzt, die ihn nicht hörte, nicht erwiederte; von unwiderstehlicher Angst ergriffen, deren sie sich umsonst aus allen Kräften zu erwehren suchte.

„Nein!“ rief sie endlich, „ich vermag

nicht, es zu ertragen. Ich bin bei ihnen geboren, ich gehöre zu ihnen, ich muß mit ihnen zu Grunde gehn!" Sie stürzte nach ihrer Kammer, kniete nieder vor dem Schrein, der ihres Vaters Rüstung enthielt. „Kommt," rief sie aus, „geliebte, heilige Waffen! Thaten werdet ihr nicht vollbringen, wie vormals. Aber mit dem Kinde dessen, dem ihr gehört habt, und dem Lande, und denen, für deren Wohlfahrt er euch getragen und geschwungen, sollt ihr dahin sinken und enden." Fest verriegelte sie die Thür; band ihr schwarzes Haar empor; schnallte sich die Rüstung an, die dunkel freudig tönte, stand unter der Waffenlast mit leuchtenden Augen, pochender Brust, und fasste das Schwert. Zagen überfiel sie. Sie dachte sich von Kriegern umringt, Speere auf ihre Brust gerichtet, in's Gewühl gerissen. Sie stand einen Augenblick in sich gekehrt. Aber Schmerz und Angst wütheten von Neuem herauf aus der Tiefe ihrer Seele. Die günstige Stunde war da, mit den Weibern raſete die Alte durch die Gassen, der Abend sank, kein Zeuge war mehr in den

Feldern, bald verhüllte die Nacht völlig ihre Schritte. Sie küſſte mit Thränen, mit heißen, bebenden Lippen den Schwertesgriff, drückte ihn an ihre Bruſt, that leiſe des Hauſes Hinterpforte auf, und ſchritt unter die dunkeln, überſchattenden Flieder hervor, ungeſehn über die reichbeblümte Wieſe dahin, ungeſehn hinaus in die Weite.

Feld auf Feld hinwärts Prag erloſete und wurde ſtill, ſo wie die Kriegswolke Wlaslaw's darüber hinbrauſte, und es zurückeß. Der Herzog von Saatz ſprengte vorauf und zurück, und die Reihen auf und ab, und überſchaute ſein zahlreiches Volk, und ſein Herz ſchwoll von Verachtung und Neid wider einen Vetter Neklan, den reichen, den friedfertigen, den furchtſamen Herzog von Prag, der das erſte Haupt der Böhmen zu ſein und Anſehn und Beſitz nicht dem eignen, ſondern ſeiner Führer Kriegsmuth dankte, deſſen Vater ſelbſt beſiegt. Voll Grimm wider die Prager, die mit Leib und Leben hielten bei dem

gütevollen, furchtsamen Herrn; voll Ungeduld und Zorn, daß kein Feind ihm entgegentrat, und die erwartete Kampflust sich verzögerte, Neklans tiefste Erniedrigung und die Vertilgung aller der Seinen; voll Freude, die Trümmer von Budecz zu schaun, das er vor zehn Jahren im Kriege wider Neklans Vater zerstört, wohin er seinen Zug jetzt gerichtet.

Der Mittag war vorüber, schon hinter dem eignen Schatten sprengte der Heerhaufen der Saatzer einen Hügel hinan, und vor sich im Grunde gewahrten vom Gipfel die Vordersten das erste Häuflein der Prager. Dicht an einander geschlossen, ohne Führer, ohne Drohn, stand, an einen Bergrücken gelehnt, die kleine Schaar; vor sie hin floß ein Bächlein hinter baumbesetzten Wiesengrunde. Laut auflachend wandte Wlastislaw sich rückwärts zu den Seinen, und sprach: „seht dort die Macht, welche Neklan uns entgegenstellt!" warf schallend sein Schwert in die Scheide und rief: „keinen Schwertschlag wider diese Heerde, mit den Rossen darüber hin!" Jauchzend nahmen die Saatzer die Worte ihres

Herzogs auf, und ſtoben zuſammt hinunter
vom Rücken des Hügels, gen das Waſſer hinab.
Feſt ſie in die Augen gefaſſt, mit vor-
gehaltenen Spießen, mit vorgeſtemmter Bruſt,
ohne Laut, ohne Wanken, zuſammengehalten
wie durch unſichtbare Gewalt, erwarteten die
Prager ihren Sturm. Umſonſt ſtrebte ein
dichtes, toſendes Gewühl von Reitern und
Fußkämpfern, lautſchreiend aus dem Waſſer-
ein ſich jenſeit an das Waſſer emporzuarbei-
ten; die Prager ſtanden undurchbrochen, und
die Saatzer, welche ſie erſchlagen, dämmten
ihon den Bach und das Ufer. Wlaſtislaw
wüthete. Er riß ſein Schlachtſchwert wieder
vor, die Klingen ſeiner Krieger blitzten ihm
nach; ein Theil ſprengte längs dem Waſſer
hinunter, ſetzte ungehindert ſeitab hindurch,
und verſchwand um die Spitze des Hügel-
rückens, an welchen die Prager ſich lehnten,
kam wieder über deſſen Gipfel hervor, und
kam von vorn aus den Wellen herauf, im
Rücken von der Höhe ab, mit Todesſtrei-
chen und Gebrüll wurde ihr Häuflein um-
fängt. Aus ihrer Mitte tönte nur das

dumpfe Schallen der getroffenen Rüstungen, das Dröhnen vom Sturz der Sinkenden, der einzelnen Todwunden, unbesiegbares Aechzen, außerdem kein Laut. Ueber die Todten hin schlossen die Lebendigen sich fest aneinander, mit ihren Leichen die Feinde hindernd, schützten noch die Todten sie. So dauerte lange die Schlacht. Aber jetzt standen auf dem Schlachtplan die Prager, nur noch einzeln zwischen den Niedergestreckten, wie Halme im Felde nach einem Hagelsturm, und erreichten einander nicht mehr; auch die Einzelnen fielen, bis des letzten Rüstung in seinem Todessturz rasselte.

Das Geschrei der Sieger vertoste da gleichfalls, und alles ward still. Kein Feind war mehr am Leben; aber die ungeheure Zahl der Saatzer, welche um die kleine Heerschaar der Prager hingestreckt lagen, und ihre Wunden riefen durch die Stille, die immer stummer bei dem Anblick ward. Der Herzog warf sein Roß herum, ohne Siegsgeschrei folgten ihm seine Krieger; sein Herz brannte vor Schaam und Grimm über einen solchen Sieg.

Der Zug ging nicht ſo raſch und brau-
end fürder, als am Morgen, und voll über
er ſchattigen Weite ſtand der Mond, bevor
r den ohnfern entlegenen Trümmern von
udecz nahete. Mit weißen Mauern und
hürmen umgeben, von wachſamen Verthei-
igern rüſtig umſchritten, hatte die Stadt von
rer grünen Anhöhe den Herzog von Saatz
ll angelacht, als er ſich einſt davor gelagert.
lammen ſchlugen daraus auf, und Siegs-
mult umbrauſte ihn, und Flucht und Geheul
nd Gewinſel verſtiebten jenſeit, als er ſie
nommen und zerſtört hatte und davon abzog.
anher Mann war im Heer, der ſie mit
obertz des Anblicks ihrer Trümmer hatte er
h getröſtet, ſein Gemüth und das ſeiner
ieger zu erfriſchen. Er jagte ihrem Zuge
ederum voraus, und ſpähte voll Ungeduld
ch jenen; da lagen ſie vor ihm in der
weigenden Nacht, weit ausgebreitet in der
blichten Fluth des Mondenlichtes, eine
warze, in ſich ſelbſt verworrene Maſſe.
eichgültig, wüſt und ſtumm ſchauten die

zerfallenen Mauern über ihren Zerstörer zwischen umkreisenden Gestirnen hinweg; Flüstern und Lispeln der Pflanzen schwirrte im Nachthauch. Betroffen hielt er sein Roß bei diesem Anblick an. Unmuthsvoll und voll Grauen, warf er es dann herum, und immer rascher, je näher er ihnen kam, ritt er seinen Saatzern entgegen, daß sie flugs einzögen, und die Oede lebendig machten. Mit verworrenem Tumult schwoll der Heerhaufen die Höhe heran, und zog ein in die Stille, die hier seit Jahren geherrscht. Gethier und Gewürm, das Besitz von der verlassenen Stätte genommen, regte sich, aus seinen Kammern aufgestört, und raschelte im Gestripp; die Raben an Schlingen emporgelassen, besetzten kreischend und krächzend nach Fraß, wie zum Hohne, Balken und Gesparr; eine kalte Eisluft strich zwischen dem Gemäuer, der Aufenthalt widerte des Herzogs Gemüth. Er gebot Feuer anzuzünden; die Krieger beeilten sich aus eignem Antrieb, den Befehl zu vollziehn; Flammen loderten empor aus Asche und versunkenem Brand; sie hellten den wüsten Anblick nicht auf. Die

unregelmäßigen Schatten der Ruinen und das dazwischenkriechende Licht, schufen Höhe und Tiefe neben wirklicher Höhe und Tiefe; man konnte nicht unterscheiden, ob es Mensch sei oder Schatte, was längs den dunkeln Mauern schwärzlich wankte; die Wächter riefen an, keine Antwort scholl von dem Angerufenen zurück; jeden verlangte nach Tag und Aufbruch, und Straba fand sich an das Dunstbild erinnert, das seine Stiefmutter ihm gezeigt.

Lange, bevor das Getümmel in den Ruinen beruhigter wurde, und jeder seine Stätte der Nachtrupp eingenommen hatte, schweifte Blastislaw weitab davon durch das Feld, und stampfte einsam den Boden, voll Unruh und Wuth. Er konnte sein Herz nicht bändigen, zuzugeben, daß er nicht also leicht die Hand über der Prager Landschaft ausstrecken würde, trotz dem, daß die alten Führer nicht mehr lebten, denn er gemeint; und seine Erbitterung wider die Prager, und sein neidvoller, verachtungsvoller Haß wider Neklan, raste minder, da auch die Vorstellungen vom Aus-

gange Krasnicks von Kaurzim und vom Untergange Koldogs durch List, sich immer wieder ihm aufdrängten, und der Eindruck, den die Trümmer von Budecz auf ihn und seiner Krieger Gemüth hervorgebracht, ihn verdroß. An einen wilden Apfelbaum gelehnt, der über ihm, von seiner heftigen Bewegung erschüttert, rauschte, stand er und schlug in den Boden tiefe Furchen mit seinem Schwert. Da kamen von den Seinen, die ihn suchten, durch die Dämmerung und meldeten: abermals wären Abgeordnete Neklans gekommen. Er gebot, sie zu ihm zu führen. Die Boten traten vor ihn, verneigten sich tief, meldeten ihren Auftrag, Neklan fordre den Herzog von Saatz zum Zweikampf um sein Herzogthum, und erwarteten Bescheid. Ihre Botschaft labte Wlastislaw's Stolz. Er stand an seinem Baum, und sahe sie starr an, und schwieg. Endlich sprach er: „sagt eurem Herrn, ich begehre seines Herzogthums nicht so leichten Kaufs; er ist kein Gegner zum Zweikampf für den Herzog von Saatz; und ihr, Prager, sollt mit ihm vertilgt sein, wie dem ersten

äuflein der Euren bereits widerfahren iſt.
ill Neklan mit mir um ſein Herzogthum
npfen, ſo treffe er mich an eurer Spitze
der erſten Tagesfrühe nach dieſer, auf dem
de Bruska, bei ſeiner Stadt.“

Keinen bedrängteren Mann ſah der helle
hlingsmorgen, welcher über das Moldau-
l hinzog, als den reichen Herzog Neklan
Prag, auf ſeinem Schloſſe Wiſſehrad.
Fenſter ſeines Thurmes Neklanka ſtand
zwiſchen den Bildniſſen aller ſeiner Vor-
ren aus Przemiſls Stamm, und ſah mit
ränen einer kleinen Schaar Bewaffneter
, deren Abgeordnete ihn ſo eben verlaſſen
ten, und vergebens gefleht, ſie gegen den
rmüthigen Saatzer zu führen, wie ſie über
Moldau ſetzte und in dünnen Reihen die
eitige Höhe hinanzog.

Umſonſt hatte er ſie ihres Eides gegen
entbunden, und ſie ermahnt, ſich ſeinem
ter Wlastislaw zu unterwerfen. Um ſo
iger ſie von ihm laſſen wollten, um ſo

weniger ermannte er sich, ihr Blut für seine Sache zu vergießen; der seiner Unterthanen Blut, nach Spruch der Gerechtigkeit, nie ohne Thränen vergoß. Traurig waren sie von ihm geschieden und gingen, wie die Andern vor ihnen gethan, nun ohne Führer allein in's Gefecht, für die Erhaltung seiner Herrschaft. Er aber sah hin über sein schönes Land, und wünschte von Herzen, daß statt aller Güter, die Götter ihm ein minder weiches Gemüth gegeben hätten, nachdem sie die tapfern Männer von ihm genommen, Koldog, Wschebog und Styr, die ehedem ihn vertraten; sahe den Boten entgegen, die er an Wlastislaw gesandt, ihn zum Zweikampf zu rufen, um sein Herzogthum, was, so der Herzog die Botschaft angenommen, allein jene Reihen retten und das Land in Frieden, die schöne Stadt zu erhalten vermochte.

In der Vorhalle lärmten die Wladiken und stritten um den Oberbefehl; unten im Hofe tosete das Volk, und wollte keinen an die Spitze als den Herzog; Neklan verschob Alles auf die Rückkehr seiner Boten, und neue

eſürchtungen beklemmten ſein Herz, als er
cht dieſe ſah, ſondern einen fremden gewapp-
ten Krieger, der mit raſchen Schritten gerade
n den Wiſſehrad ankam. Unaufgehalten
ritt der Fremde auf das Schloß zu, über
e Brücke der Moldau, ſtieg den Felſenfuß-
ad zu den Schanzen hinan, und forderte,
sbald darauf in die Vorhalle eingetreten,
ein mit dem Herzog zu reden. Bang auf-
ufzend, hieß Neklan ihn vor ſich führen,
gte dem Eintretenden kein Wort, ſondern
wartete ſeine Botſchaft mit zitternder Geduld.

Der Fremde nahm den Helm vom Haupt,
d ſchaute den Herzog friſch aus freiem Auge
, und dieſer ſah ihn wieder an; ein ſchwacher
offnungsſchein ging über ſein Geſicht; aber
traute ſeiner Hoffnung nicht, und rief:
wäre es möglich! ſehe ich dich wieder, Styr?"

„Ich bin Styr von Cheinow," verſetzte
r fremde Mann. Ich komme, heute Dir
helfen wider Wlastislaw von Saatz, wie
aſt wider Krasnick von Kaurzim." Da ließ
s Herzogs Angſt die Freude ein, und Styr
rnahm von ihm die Lage von Prag.

„Du sollst Dein Recht nicht aufgeben, Herzog," sagte er, „Dein Volk soll Dir Reich und Schätze erhalten auf Kosten seiner Leben; aber führen musst Du es in die Schlacht, und das Deine mit dem ihren wagen."

Indem erschienen die zurückgekehrten Boten und meldeten Wlastislaw's trotzige Antwort, und die Nachricht von dem Untergang der zuerst ausgezogenen Prager. Unter dem Volke erhub sich Jammer und Gemurr, unter den Wladiken lauteres Getöse; der Herzog hieß die Boten gehn, und wehklagte um den Tod der Seinen und um das Verhängniß, welches seine Stadt bedrohte.

„Das wendest Du ab, und rächst sie auf dem Felde Bruska!" rief Styr.

„Ach, Styr," erwiederte jener, „so ich deinen Muth hätte, hätte ich den Trost; aber ich bin nicht zum Kriege geboren!"

„Herzog!" sagte Styr, „sieh muthig aus, laß laut verkünden, was Dir Wlastislaw entboten, und sage Deinem Volke, daß Du Dich an seine Spitze stellen willst, und ihn auf dem Felde Bruska erwarten. Ich hülle mich

in Deine Rüstung und führe es statt Deiner zur Schlacht. Glauben muß es, Du seist mit ihm, ohnedem ist es nicht gethan."

„Styr, Styr!" rief Neklan, „du kannst halten, was du versprichst. So du Wlastislaw besiegst und Prag beschirmst, fordere, was du begehrest, ich verheiße es dir, und wäre es die Hälfte meines Reiches, nur schone meine Pr[illegible]er!"

Styr schwieg. Ein Gefühl wallte wiederum plötzlich stark in ihm auf, das ganz geschwiegen hatte. Er schaute freudig umher, sann; allein nur unbestimmte, leuchtende Vorstellungen gingen durch seine Gedanken, verschwebend wie die Wolkenbilder im Untergang der Sonne vor wenig Abenden, und Wehmuth verdunkelte sie bald. „So ich siege und lebe, will ich meinen Lohn von Dir begehren," antwortete er. „Falle ich für Dein Recht, so gieb mir ein hohes Grab unter der Eiche bei Theinow, auf dem Hügel, daß man es weit in der Gegend sehe, und meiner gedenke."

Neklan gelobte ihm, was er forderte, ernannte sich, von Vertraun und Hoffnung gestärkt, zu einem muthigen Blick, trat unter

die Wladiken in die Vorhalle, und gebot denselben, ihm zu folgen, trat an ihre Spitze in den Hof unter das Volk, verkündete die Antwort des Herzogs von Saatz, hieß männiglich sich rüsten, und vor der nächsten Tagesdämmerung jenseits der Moldau sein; er selbst werde sie führen auf das Feld Bruska wider die Saatzer.

Ein lauter Jubelruf schlug auf; die Masse des Volks zerfloß nach allen Seiten mit Geräusch, wie Schnee zerschmilzt vor der Witterung des Frühlings. Ein frohes Gewühl belebte die ausgestorbenen Gassen der Stadt und stieg auf in das Geschwirr des Frühlings. Scheelsehend schlichen die Wladiken hinterher.

In des Herzogs Kammern blieb Styr den Tag und die Nacht. Mancher Gedanke flog heim zu seinem verlassenen Hause, mancher Gedanke zu Koldogs hoher Tochter, und mitten in Wehmuth war sein Herz hell und froh, wie das Licht mitten in einem Tropfen Thaues. Als die Morgendämmerung kam und des Herzogs Kriegsrüstung gebracht war,

da vertauschte er sein Waffenkleid mit dessen goldenem Kriegsschmuck, seinen zierlosen Helm mit dem strahlenden von jenem, den eine Krone umringte, weithinflatternd ein weißer Helmbusch deckte, und stand hoch und herrlich, und schritt also hervor aus den Thoren des Wisseh-rad. Und als er hinaus in das Freie trat, schwang von einem nahen Eschenbaum eine wilde Taube sich auf, schwebte über ihm, unverscheucht von dem jauchzenden, kriegerischen Zuruf der Prager jenseits der Moldau, welcher ihn begrüßte, von der ihm entgegenströmenden Kämpfer Menge, und verließ ihn auch nicht, als er das weiße Schlachtroß Neklans bestiegen hatte, der rauschende Zug um ihn her sich in Bewegung setzte, langsam, damit die Verspäteten Zeit gewönnen, sich anzuschließen; blieb über ihm, indem er hinaufzog an den Höhen in immer wachsender Zahl, dem nachspähenden Herzog ein trostvollerer Anblick, als das verzweifelnde Häuflein, das am vorigen Morgen ausgezogen war, und dem er durch nachgesandte Boten befohlen, sein auf dem Felde Bruska zu warten.

Wanda schritt ohne Rast die ganze Nacht hindurch, bis sie das Gebiet der Saazer verlassen hatte. Als sie über die Grenze gekommen war, kehrte sie ein in eine Hütte, bat um Erfrischung und ruhte, voll Angst und doch auch voll heitrer Freude über das Vaterland, und im Innern von einem düstern Schr[illegible]ge beseelt, der ebenfalls der Freude glich, als schlüge ihre Seele, wie eine lange unterdrückt gehaltene Flamme, nun auf in entsprechende Weite der Luft. Sobald sie sich gelabt, ging sie fürder, wie der Tag höher stieg, mit immer wachsender Hast und Besorgniß, Prag nicht zu erreichen, bevor dessen Untergang vollendet wäre. Die Strecken zwischen den bekannten Punkten des Weges dehnten sich zu unermesslicher Länge aus; die Sonne sank, die Nacht kam, und noch hatte sie keine der nächsten bekannten Stätten von ihrer Vaterstadt erreicht.

Ein lauer Wind wehte, und wiegte um sie her in grauer Dämmerung die silbernen Saaten; das Mondlicht träufte von den Blättern der Bäume und Büsche; sie stand auf

einer Anhöhe und schaute umher, die Gegenstände zu erkennen, und nach ihnen die übrige Weite des Weges zu bemessen; da tönte ein ernster Gesang, anschwellend und verstummend, an ihr Ohr, den leise das Plätschern eines Wässerleins begleitete. Sie kehrte sich nach der Seite, von welcher es aus dem Thale kam, und sah unter einem Berge, in einem räumigten Grunde, dunkle Menschengestalten. Sie richteten sich vom Boden, wie Schatten, auf, und in dem Augenblick hub der Gesang wieder an, und eine stärkere Luft trug die Worte ihr zum Ohr:

Ihre Treu war groß!
Legt sie in der Erde Schooß,
Die zusammen gelebt, die zusammen gefochten,
Die zusammen gestorben sind, den Tod der Schlacht.

Wanda ging den Hügel hinab. Die am vorigen Tage hier gefallenen Prager, begruben ihre Landsleute in der Stille der Nacht. Sie erzählten ihr den Hergang des Gefechtes, den Untergang der Gefallenen, die besiegt, überwunden hatten. Freude und Schmerz erschütterten Wanda's Brust; mit glühenden Wangen,

mit klopfendem Herzen nahm sie Abschied von ihnen, und eilte rascher vorwärts. Sie war noch nicht viel weiter gelangt, als am Horizont ein Feuerzeichen vor ihr erschien. Sie stand wie gelähmt von Schrecken, athemlos und starrete es an; dann flog sie darauf zu, und athmete plötzlich leichter, denn hinter einem Bergrücken, der sie verdeckt hatte, stiegen bei einer Windung des Weges, die ihn seitwärts schob, die erleuchteten Trümmer von Budecz auf. Sie hatten den Feuerschein veranlaßt, die Saatzer lagerten noch dort, Prag war noch nicht gefallen, sie erreichte es noch zur rechten Zeit, sein Loos, wie es fiele, zu theilen.

Mit gemäßigterem Schritt, wandte sie sich nun seitab, um keinen der Krieger von Saatz zu begegnen; und immer vertrautere Gegenstände verkündeten ihr, als Merkmale am Wege, die immer nähere Vaterstadt.

Schon strichen die Lüfte der Frühe; über die Weite brach Dämmerung an; da tönte ein wohlbekannter, halbvergessener Jugendlaut auf einmal in ihr Ohr. Die Moldau

rauſchte lauter in der Morgenluft, hinan zu den Höhn ſtieg das Rauſchen; ſie war dicht bei Prag; ſie ſchaute gen Oſten und vor ihr im Thale lag es, noch mit Schatten bedeckt, um den Strom, wie ſie es vielmals in der Jugend geſehn. Sie blickte rings umher in der geliebten Landſchaft, und ſahe ſich auf dem Felde Bruska, ſah, nicht fern von ſich, die kleine Schaar der ausgezogenen Prager aufgeſtellt, die ihren Herzog und den Feind erwarteten. Jammer erfüllte ſie beim Anblick der dünnen Schlachtreihen, und Freude, in denſelben den Tod ihres Vaters zu ſterben, und dem äußerſten Schmerz zu entgehn. Sie ſetzte ſich ohnfern von ihnen nieder auf einen Stein, zog ihres Vaters Schwert aus der Scheide, nahm ſeinen Helm vom Haupte, legte beides auf ihre Kniee und erwartete die Sonne, welche die Schattendecke aufhöbe unter ihren Augen von der geliebten Vaterſtadt. Immer lichter aus dem Nebel enthüllte ſich deren Bild, ſchon konnte ſie Farben und Gebäude unterſcheiden; und nun ſchwang ſich die Sonne neben den Witkow empor, und

der letzte Schatten zerfloß, und im hellen Lichte lachte Prag im Thal, lachten um sie her am Boden, Thau in den Kelchen, dieselben Blumen, welche sie auf eben diesem Felde oft als Kind gesucht; freuten sich des Morgenlichtes mit durch die Nähe des Augenblicks unverkümmerter Lust, da sie hier in Blut und zerstampft ihren Untergang finden würden, so wie Wanda sich der Vaterstadt, sich ihrer als Kindheitsgespielen erfreute, mit gleich von Furcht unverkümmerter Lust.

Da tosete seitwärts her ein lautes Kriegsgewühl, das Gekrächz von Raubvögeln und ihrer Wolke Flügelschlag scholl dazwischen, welche die von Norden tief und breit anrükkenden Schaaren der Saazer, mit Schatten deckte, wie ein dunkler, beweglicher Schild. Wanda erhub sich und kehrte sich wider sie; in der einen Hand hielt sie ihres Vaters Schwert, in der andern seinen Helm erhoben, ihn wieder auf ihr Haupt zu setzen, die Morgensonne schien darauf; das Schwert leuchtete wie ein Lichtstrahl; von dem Helme flossen Flammen; sie stand auf dem Felde Bruska,

ie es ihr der Traum gezeigt, und ein krie-
erisches Freudengeschrei, dünkte ihr, halle
anz aus der Ferne her, von Prag, als ver-
ürme seinen Klang ein brausender Orkan.
ine begeisterte Hoffnung schlug auf in ihrer
rust, und strömte ihr wie Feuer durch Adern
nd Haupt; aber ein Blick auf die wenigen
andsleute, schlug deren freudigen Theil da-
ieder, und nur die Todeshoffnung blieb; sie
hloß ihren Helm und reihte sich zwischen
eſe.

Scheu aus einander weichend, ohne Frage,
it spähenden Blicken, machten die Krieger
r Platz, zwischen welche sie trat. Sie hatten
auf dem Steine, wo sie gesessen, betrachtet;
ele von ihnen hatten Koldog noch im Ge-
cht gesehen, erinnerten sich seiner Rüstung
nd Gebehrde, und glaubten den alten Füh-
rs Schatten geselle sich zu ihnen zur Ver-
eidigung von Prag, bei dieser äußersten Noth,
nd deutlich hörte Wanda ein Flüstern, das
rch die Reihen schlich, in denen sie stand,
nd sich seitwärts und rückwärts verbreitete,

vielmals wiederholen: „Koldogs Geist! Koldogs Geist!“

Immer lauter scholl der Saatzer Kriegsgeschrei, und ihr Getümmel wälzte sich immer näher daher; die Prager erwarteten es still. Wanda blickte noch einmal auf die Vaterstadt, und in dem Augenblick erhob, links her über das Feld am Gesichtskreis, sich eine einzelne glänzende Rüstung. Wie ein Hauptgestirn, über den Horizont hinaufgetreten, den dunklern Sternen vorauf immer höher und rascher steigt, wuchs sie höher und näher, bis ihr ein Gewimmel von Lanzen folgte, das zweifelhaft vernommene kriegerische Freudengeschrei nun deutlich und stark schallte, von den Kriegern um sie her mit dem Rufe beantwortet: „Der Herzog! der Herzog!“ Mit Thränen des Entzückens schaute Wanda zum Himmel; ihr Herz schlug laut und heiß gegen den bedeckenden Stahl. Immer näher flog der Held, und folgten die Seinen, und über ihm schwebte die Taube; die Saatzer erblickten ihn stumm; aber der Herzog Neklan schien er Wanda nicht; seine Brust war breiter, sein

Arm mächtiger gestreckt, sein Haupt stand starrer auf den Schultern. Eine Erinnerung an den Mann auf dem Felde bei Cheinow, den Kriegsgefährten ihres Vaters, und seine Verheißung ging ihr durch den Sinn; sie spähte, als er nahete, durch das Visir, nach dem mächtigen Blick seines Auges. Er aber sprengte, nicht zur Rechten, nicht zur Linken gewandt, geradausblickend fort auf die Saazer, auf Wlastislaw, und über ihm blieb die Taube unerschreckt von der Raubvögel umschwirrendem Gekrächz, und Wanda, halb voll Muth und Freude, als schlüge in ihr ihres Vaters Herz, halb voll Angst und Schrecken, und unfreiwillig fortgerissen mit den sich vordrängenden, um sie her drängenden Reihen befand sich mitten in der Streiter Gewühl, und hielt betäubt, nur von dem Gedanken des Ruhms ihres Vaters beseelt, nur für den Schimpf seiner Waffen besorgt, gleichsam unwillkührlich, sein Schwert hoch geschwungen, und fand, zu eigner Verwunderung sich beschirmt, wie ein Panier, von um sie her immer anwachsenden, sich drängenden Landsleuten, die

jeden Streich auffingen, der den leuchtenden Stahl Koldogs niederzuschmettern und sie zu treffen drohte; die in ihrer Mitte sie willenlos fortrissen, und weiter und weiter vordrangen mit ihr, stehend, fallend um sie her, und den Widerstand der Saatzer durchbrechend.

Allseitig in Flucht versprengt, lösten sich die feindlichen Schaaren auf. Der Schwarm, der sie umgab, lichtete sich, und zerstreute sich allmählig ganz in Verfolgung der Versprengten; sie stand allein und blickte umher. Weithin, in einer andern Gegend des Schlachtfeldes, hielt sich noch ein Getümmel, gleich jenem, welches kaum in ihrer Nähe verstiebt war; sie sah die leuchtende Rüstung Neklans in der Mitte desselben, seinen immer hochgeschwungenen Arm, die Taube darüber schweben, die Raubvögel weit zerstreut in der Luft verflattern. Die Streitmasse lichtete sich; aber minder rasch hinter einander, minder hoch hob sich der goldgerüstet glänzende Arm, die Streiche seines Schwertes schienen matter zu fallen, der Helmbusch verstiebte; sie flog zum Beistand. Um eine Höhe, abwärts den Fliehenden, nahm

sie den Weg, bog eilig um den Hügel, und ihr entgegen kam ein einzeln, desselben Weges, zu Roß fliehender Krieger der Saatzer. Sie stand einen Augenblick; er aber wandte rasch sein Roß, sprengte wider sie an, und hatte mit einem Schwung ihre beiden, kaum zur Gegenwehr erhobenen Arme, sammt dem Schwerte, herabgehauen; dann wandte er sich, und floh weiter, ohne umzuschauen, und sie sank blutend, schmerzvoll und erschöpft zu Boden. Immer ferner vertoseten Waffenlärm und Geschrei, und verhallten allmählig gänzlich. Stille war um sie her auf dem grünen, hügelumschlossenen Plan, wo sie allein lag. Eine seltsame Sorglosigkeit um das Schicksal des Herzogs, um alle Zukunft, war in ihr; sie hatte kein Verlangen, als das der Versöhnung mit Straba; mühsam raffte sie sich auf, und schleppte sich heim gen Saatz.

Die Prager sammelten sich von der Verfolgung der Saatzer wieder auf dem Felde Bruska, jauchzend Mann zu Mann, und immer

neue Häuflein traten mit Frohlocken ein, mit neuer guter und beſſerer Botſchaft. Nur die Geſtalt, welche ihnen der Schatten Koldogs geſchienen, um die ſich ſammelnd ein Theil von ihnen geſiegt, nur der Herzog waren nicht unter den Zurückkehrenden. Unruhiges Fragen entſtand, wo er bleibe, wer ihn geſehn, wo ihn die zuletzt an ſeiner Seite Fechtenden verlaſſen? Krieger ſprengten davon, ihn aufzuſuchen; ſie ſahen aus in alle Weiten, und ſahen ihn nicht. Beſorgniß unterdrückte den Siegesjubel, die Zahl der Suchenden mehrte ſich. Und nun kamen ſie auf jenen entlegenen Theil des Feldes, wo Styr zuletzt gefochten, da ſahen ſie ſchon von fern Neklans goldene Rüſtung hoch von einem Leichenhaufen ſchimmern. Das Schwert noch in der Fauſt, lag ihr Führer hingeſtreckt. Schweigend hielten ſie ihre Roſſe an, und ſchauten auf die Stelle. Dann erhub ſich lautes Wehklagen von Allen; ſie ſprengten heran, ſie ſahn den Herzog von Saatz unter den Todten, auf welchem der Gefallene lag; aber ſie achteten des nicht, ſprangen von den Pferden, küſten die Rüſtung,

löſten weinend den Helmſturz ihres Herrn. Und wie ſie das Viſir aufſchlugen, da ſchauten Treue und Kraft, mit Todesernſt ſie faſt ſtreng an aus dem ſtarren, erblaſſten Angeſicht eines Fremden. Sie blieben eine Weile ſtaunend. Freude, daß ihr gütiger Herr lebe, freudige Bewunderung des Gefallenen, miſchten ſich zu ihrem Bedauern ſeines Todes. „Es iſt Styr von Cheinow!“ rief einer der älteſten Krieger, indem er ſich durchgedrängt hatte zum Anblick des Erſchlagenen. Sein Gedächtniß wurde lebendig. Sie erzählten ſeine alten Thaten, huben ehrfurchtsvoll den Leichnam auf, legten ihn auf ihre Speere, und trugen ihn zum Heer. Laute Wehklage erſcholl von dieſem, als es den Zug in der Ferne anſichtig wurde; es ſtrömte ihm entgegen, und ſammelte dann ſich um Styr mit einzelnen Lauten von Lob, Dank, Bewunderung und Erinnerung ſeines Namens. Auf dreißig niedergeſchlagene Feinde war er hingeſunken, unter ihnen Wlastislaw und deſſen vertrauteſte Krieger.

Ohne Siegesjubel wandten die Sieger

sich heim zu der geretteten Vaterstadt, voran die Krieger, die des Führers Leichnam trugen. Kinder, Weiber, Greise und Jungfrauen strömten ihnen von dorther entgegen, von fern schon mit Wonnegeschrei. Aber es verwandelte sich in Wehklage, sobald sie näher kamen; dann in Staunen und Wehmuth bei dem Anblick. Ernst begrüßte jeder Krieger die Seinen, und nahm sie zu sich, und so folgte stumm und traurend das ganze Volk von Prag dem Styr.

Doch als sie die Höhen, dem Wissehrad gegenüber, herabgekommen und auf der Brücke der Moldau angelangt waren, da unterbrach plötzlich ein lauter, einhälliger Freudenruf das Verstummen; denn hervorgegangen aus den Thoren des Schlosses, sahen sie ihren erhaltenen Herrn, wie sie gewohnt waren, ihn zu sehn, im langen, purpurfarbigem Gewande, mit herabgekämmtem, schlichtem Haar, eilig den Felsenpfad hinunter gegen sie herkommen.

Stärker und stärker tönte ihr Freudengeschrei, als er nahete, sie sein Angesicht erkennen konnten, er unter sie trat. Aber er winkte, und hieß es verstummen, und eilte

auf die Krieger zu, welche Styr trugen, mit gesenktem Haupte und tief betrübtem Antlitz. Das Volk um ihn her wich, ihm Platz machend, die Krieger ließen die Speere nieder, auf welchen der Gefallene lag; Neklan warf sich neben ihm zur Erde, fasste seine Hand, weinte und rief: „O Styr, Styr! treuer, gewaltiger Mann, für Leben und Reich, die du mir erhalten, für mein Volk, das du gerettet hast, kann ich dir nichts geben, als ein Grab! Feind auf Feind fällt mich ungerecht und grimmig an, die Götter schenken mir Sieg und wenden die Tücke zu meiner Erhebung; aber alles gewonnene Glück und Gut freut mich nicht so, wie sie mich schmerzt, und der Fall von denen, die mich erheben und es büßen, und vor allen dein Fall."

Das Volk stand umher und schaute zu Boden, und jede Brust war voll Freude, Schmerz und Dank.

Der helle Mittagssonnenschein fiel mild-gebrochen durch die dichten Zweige und Blätter

der Flieder, welche die engen Fenster von Straba's Haus in Saatz verhüllten, in die stille Kammer, worin Wanda lag, und erfüllte mit freundlicher Dämmerung den schweigenden Raum, in dem sie, mit leichtem, ruhigen Herzen, wie sie es nimmermehr zur Stätte gefühlt, ihren Mann und den Tod erwartete. Ein Lächeln der Zufriedenheit ging über ihr Gesicht, als Straba's Schritt auf dem Gange erscholl, der Pfortenring klirrte, und er eintrat. Grinzend folgte seine Stiefmutter ihm auf den Fuß, sprach nicht, und kauerte sich schielend am Heerd.

„Wanda! wie ist Dir, wie siehst Du aus?" rief Straba, und kam an ihr Bett. „Zu allem Unglück noch dies!"

„Kannst Du mir verzeihn," sagte sie; „ich war in der Schlacht."

„Mit den rüstigen Händen ist's aus," murrte die Alte, „seitdem sie den Pragern geholfen. Du hast ihnen selbst den Lohn gegeben, Sohn. Warnte ich Dich nicht mit Recht vor einem seltsamen Feind?"

Straba stand einige Augenblicke starr

und blickte beide an; die ganze Wahrheit trat vor seine Gedanken. Plötzlich raffte er sich zusammen, fasste sein Schwert, und stürzte wider die Alte. Wanda erhob die Hände, ihn zurückzuhalten, uneingedenk ihrer Verstümmelung, und hob diese vor Straba's Augen; aber die Alte war schon behend seinem Griff, und aus der Thür entschlüpft; sein Schwert, das er ihr nachwarf, blieb darin stecken. Er kehrte sich zu seinem Weibe voll Schmerz, und rief mit verhülltem Gesicht: „O, Wanda, Wanda! was hast Du mir gethan. Ich war es, der Deine Hände herunterhieb, nach dem Rathe der tückischen Schlange!“

„Vergieb mir und vergieb ihr,“ antwortete Wanda. „Ich konnte nicht anders. Laß uns noch einmal friedlich beisammen sein, wie Du mir immer Gutes erzeigt.“ Er setzte sich weinend zu ihr, und erzählte ihr der Prager Sieg, die vollständige Niederlage der Saatzer, des Herzogs Fall. Ein Grab bei den Ihren musste er ihr verheißen.

Die Sonne ging unter, Erde und Himmel standen in einer Abendglorie, die Höhe oberhalb Cheinow erfüllte ein unendliches Volk, und auf derselben, unter der Eiche, neben einem offenen Grabe, stand Herzog Neklan, nächst ihm die Leute von Cheinow, und jenseit des Grabes eine Bahre, auf welcher Styr lag, gehüllt in die vom Abendgolde strahlende herzogliche Rüstung, das Schwert in der Hand, wie er es selbst gefasst, das man ihm nicht hatte entwinden können; das bleiche Antlitz geröthet vom Scheine des Untergangs, und wieder über ihm schwebte die Taube seiner Schlacht.

Da schollen einzelne Klänge einer Trauermusik, jenseits her von der Höhe, über welche die Straße nach Saatz führt. Die Blicke der Anwesenden richteten sich dorthin, über dem Gipfel empor kam langsam ein Trauerzug, und schritt die Höhe herab, und als er in das Thal gelangt war, am Fuße der Berge, erhob von den zunächst stehenden Pragern sich ein Geschrei: „Koldog, es ist Koldog, der uns und den Styr befreit hat!" Das Volk

stürzte zur Bahre, auf welcher Wanda lag; der Zug, der ihr folgte, musste halten; der Herzog fragte, berief Straba vor sich, und erfuhr der Todten Namen, Herkunft, That und letzten Wunsch. „Sie soll ein Grab haben unter uns, ein Heldengrab neben dem, mit dem sie uns errettet hat," sprach er. Er gebot, sie aufwärts zu tragen. Es geschah, und sie erschien, den zarten Leib in den schweren dunkeln Männerharnisch geschlossen: die ruhige Stirn, auf welcher die Todesblässe wie Licht schimmerte, umflossen von dem schwarzen Haar.

Neben Styrs wurde ihre Bahre niedergesetzt; es schien, als schwebe der Widerschein eines Lächelns über der Todten Angesichter, als man sie hier niederließ. Man senkte sie neben einander ein; der Hügel thürmte sich über sie, weit zu schauen, wie Styr ihn verlangt.

Sein Anblick wirkte in der Gegend gleich als Gegenwart dessen, den er deckte. Wer Unrecht vor hatte, oder vollbracht, den fassten Schaam und Scheu und Leid, wenn er ihn

sahe, daß er es unterließ, oder gut machte. Saaz wurde mit Prag vereinigt, und gedieh durch die Macht, die es gemehrt, unter Neklan, dem Gütigen und Gerechten, bei welchem Straba blieb. In der Eiche, auf dem Hügel, nistete die wilde Taube. Oft, wenn die Sonne im Untergang flammte, und die kräftigen Blätter des Baumes vergoldet um das Girren der Tauben im Abendhauch flatterten, zogen zwei verschwebende Duftgebilde, gleich menschlichen Gestalten, licht und leise darüber hinweg.

Noch in unsern Tagen dauert die Eiche des starken Ritters.

Halberstadt,
gedruckt bei H. Vogler und J. Hörling.

Das Erbe.

Novelle

von

Caroline von Woltmann

geb. Stoſch,

Verfaſſerin der Bildhauer.

Im ausgeſprochenen Worte liegen tauſendfältige Früchte des Wohls und des Weh's.

Rahel.

Erſte Abtheilung.

Gera,

Heinſius'ſche Buchhandlung.

1832.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorrede.

Die Begebenheit, welche die folgenden Blätter darstellen, hat sich, den Hauptzügen nach, wie sie in ihnen dargestellt ist, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts im südlichen Frankreich ereignet. Sie erregte, als sie geschah, allgemeine Aufregung und Theilnahme. Der Mercure de France, mehrere Broschüren, Erwähnungen in Schriften der damaligen Zeit, zeugen davon noch heute. Ich wurde von derselben so ergriffen, daß ich sie als Stoff der Darstellung wählte, trotz der Schwierigkeiten und des Abschreckenden, welche sie als solcher bot: der Schwierigkeiten, indem sie die Darstellung einer Menge der verschiedenartigsten Charaktere, zum Theil aus den untersten Classen der bürgerlichen Gesellschaft forderte, wozu nur karge Notizen hie und da einen Keim in die Phantasie

legten; des Abschreckenden, indem sie zur Darstellung niedriger, gehässiger Leidenschaften nöthigte.

Welches Interesse mich dabei so gefesselt? — Ein doppeltes von der höchsten Wichtigkeit.

Wer das Leben beobachtet, muß sich von dem ungeheuren Mißbrauch der Rede und des Urtheils unter den Menschen und dessen Folgen betroffen fühlen. Neben den wirklichen Personen und Begebenheiten stellt er Trugbilder derselben hin, ihnen unähnlich, entgegengesetzt, welche dann in ihrem Namen, eine Zeit lang auch mit aller Kraft der ihnen eigenen Wirklichkeit, Wirkungen üben, wodurch ihre ächten Wirkungen gestört, gehindert, ja unterdrückt werden. Der Lauf der Dinge, wie er der Natur der Dinge nach seyn sollte, ist aufgehoben; Absichten, Irrthümer, Affecte Andrer, gute wie böse, erhalten eine, unter allen Umständen nachtheilige Gewalt über das Schicksal der Individuen, wovon sich diese unter keiner Bedingung völlig frei machen können. Wie viel Liebe, Frieden, Freude würden mehr, wie viel einfacher, inniger würden die Verhältnisse seyn, ohne Geschwätz, Geklätsch, Verläumdung, Lüge! wenn das Urtheil sich zähmte, tiefer forschte, vor Allem sich selbst erforschte, welche Antriebe es so oder so bestimmen.

Doch mitten durch jene Verwirrung geht ein lichter Zug höherer Ordnung, der auch sie zu ver-

nünftigen Zwecken führt. Wir ahnen ihn mehr als wir ihn verstehen; weil unserm Vermögen der Erkenntniß der Zusammenhang des Ganzen, so wie die tiefste Wahrheit des Einzelnen entzogen bleiben. Am deutlichsten läßt seine Spur sich in den alten Chroniken verfolgen, welche die Begebenheiten mit naiver Wahrheit erzählen und auch die Geschichte solcher Individuen aufnehmen, deren Schicksale und Handlungen nicht von directer Wichtigkeit für die Menschheit sind. Das Walten der Vorsehung zeigt sich erkennbarer im Schicksale des Menschen, der nur sich selber als Zweck da steht, wie in dem Schicksale desjenigen, der in das große Schicksal der Menschheit unmittelbar eingreift, oder gar in diesem.

Wol nie hat Mißbrauch aller Art von Rede und Urtheil sich so auffallend, so weit greifend in seinen Folgen gezeigt, als in der Begebenheit, die sich darstellen wird. Eines vom Pöbel leichtfertig, plump, lässig ersonnenen, frech ausgeführten Truges, bemächtigen sich, Angesichts der entgegengesetzten, augenfälligsten Wahrheit, alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft hindurch Geschwätz, Lüge, Verläumdung, stellen ihn als Wahrheit dar und verdrängen jene durch ihn: das Glück mehrerer Familien ist zerrüttet, das Schicksal vieler Individuen erhält eine andre Gestalt. —

Indem ich diese Begebenheit las, regte sie mich an, auch in ihr jenen lichten Zug höherer Ordnung, dessen ich oben gedachte, zu entdecken. Zerstückter, verworrener, mangelhafter Bericht, zeigte nichts von ihm. Ich wagte ihn hineinzuinterpretiren, nach dem Eindruck seiner Beschaffenheit und Richtung, welchen mir die Chroniken hinterlassen. Dies war das zweite Interesse, das mich an den Stoff fesselte und dessen Abschreckendes übertrug.

Karoline von Woltmann.

Berlin, den 15ten Februar
1831.

1.

Es war in den letzten Tagen des März vom Jahre 1698; durch eine Schlucht in der Gegend von Marseille wanderten zwei Männer; ein Unbewehrter, der ihnen hier zufällig begegnet wäre, hätte sich dieses Zusammentreffens schwerlich erfreut, so zweideutig schien ihr Aussehn.

Der eine, kurz, stämmig, trug einen Stock mit metallenem, länglich rundem Knopfe, mehr als Waffe denn als Stütze, deren sein rüstiger Gang nicht zu bedürfen bewies. Kleine, funkelnde Augen blitzten unter seinen buschigen Augenbrauen hervor. List, Verwegenheit, Freude an beiden, Munterkeit zu beiden, sprachen lebhaft aus jeder kleinsten Muskel seines Gesichts. Der andere, lang, hager, in ein braunes, enganlie-

gendes Wams gekleidet, trug über der Brust ein großes, rothes Maltheserkreuz, einen Schnappsack auf dem Rücken. Dunkles Haar hing schlicht um seinen runden Kopf hernieder, längs beiden Seiten seines fahlen Gesichts; seine Augenlieder hingen über dunkle Augen mit verschwimmendem Stern, seine Schultern hingen vorwärts, seine Beine hingen; bisweilen, als trüge er noch die Last der Schelle an demselben, schleuderte er im Gehen das linke Bein in einem halben Bogen, dem eilfertigen Schritt seines Begleiters nachzukommen. Nichts an ihm strebte nach oben, als eine kleine, aufgestutzte Nase, um welche alle Winde der Windrose versammelt schienen, von welcher ein Glanz der Selbstgefälligkeit ausströmte über ein Gesicht, das nie der Ausdruck bewegt haben konnte irgend eines Gefühls.

„Du hast den Weg verfehlt," — sprach er zu seinem Gefährten mit feiner Stimme.

„Den Weg verfehlt? — Ist da nicht die Höhle, in welcher ich drei Jahre ein heiliger Ein-

ſiedler war, bevor ich mich anwerben ließ auf der Belle? Habe ich das Kreuz dort nicht mit eigenen Händen errichtet?" Hiemit zeigte er auf ein Felſenloch, etwas vorwärts in der Höhe, an einem der Abhänge der Schlucht, neben welchem ein großes Kreuz von zuſammengefügten Baumſtämmen ſich zwiſchen den Bäumen erhob. „Ich kenne hier jeden Buſch, jeden Fußpfad," fuhr er fort; „in einer Stunde ſind wir zu Marſeille; laß uns weiter reden von der Sache — alſo zu Manosque?" —

„Ich kam zur Louiſe Mondete, frägte ſie, ob ſie mich nicht kenne? Sie ſah mich an, ſagte, nein. Nun ſchloß ich ſie in meine Arme, ſagte ihr: ſie ſey ja meine Amme geweſen; ſie ſolle ſich nur beſinnen. Sie riß ſich los, wollte nichts davon wiſſen. Darauf gab ich ihr den Brief ihrer Baſe; Louis las ihr denſelben vor; ich nannte ſie meine gute, alte Mutter, ſagte ihr, wer ich wäre, verſprach ihr, für ſie zu ſorgen, ſobald ich in meine Rechte würde eingeſetzt ſeyn; Louis

sagte ihr, daß auch Amphoux mich erkannt hätte; zu Toulon viele Leute aus Manosque. — Da wurde sie stutzig. Sie schien zweifelhaft; endlich besann sie sich. — Sie sagte, ich hätte völlig das Kinn, die erhabenen Backen meiner Mutter." —

„Dieselbe edle Dame, welche Dich den Theriak kochen lehrte, den Du im Schnappsack führst?" —

„Diesen lernte ich von meiner Frau Großmutter bereiten," — antwortete der Bekreuzte ernst. „Die Neuigkeit, daß ich lebe, ist nun in Aller Munde dort," setzte er hinzu.

„Sie werden Dich festnehmen, wenn Du erklärst, daß Du der junge Caille bist."

„Für meinen Unterhalt im Gefängnisse habt Ihr zu sorgen."

„Hungers sterben sollst Du nicht. Wenn sie Dir aber" — er bezeichnete mit der Hand einen Kreis um seinen Nacken — „es geht auf Leib und Leben." — Wirst Du keine bestürzte Miene machen?"

„Verlaßt Euch auf mich. Ich bin und bleibe, wie mein Name besagt, Grenadier sans regret.“

„Verlaß Dich auch auf uns; wir lassen Dich nicht im Stich. Funfzehntausend Livres aber verschreibst Du mir zuvor.“

„Wie gesagt.“

„Keine solche Schrift, als die Commissionen zum Dienst in der Marine, welche Du verhandelst.“

„Dagegen versprichst Du das benöthigte Geld“ —

„Vorschußweise!“ —

„Es wird in der Verschreibung aufgeführt.“

„Wann kommst Du nach Toulon?“

„In vierzehn Tagen.“

„Die Braut erwartet Dich.“

„Höre, — die Heirath will mir nicht zu Sinne. Soll ich Herr seyn, und den Degen tragen, muß Honorade Dame seyn, in seidenen Kleidern gehn.“

„Das wird sich finden. Du weißt, Amphoux läßt mit sich sprechen.“

Unsre Leser erlassen uns den Rest dieser Unter-

redung. Die Männer, welche sie geführt, schieden von einander in Marseille, in der Nähe des Thors. Der Rothbekreuzte bot seinen Theriak feil, blieb vor einigen Hausthüren stehen, sang ein provençalisches Lied, empfing einzelne Almosen. — So näherte er sich dem entgegengesetzten Theile der Stadt; als der Abend ganz erloschen war, trat er daselbst in ein unscheinbares Haus, öffnete eine kleine Thür, in der dicken Seitenmauer des gepflasterten, überwölbten Thorweges angebracht, trat in ein weites, niedriges Zimmer, das mit Eisengittern statt der Fenster versehn war, wo bei Lampenschein, schlecht, doch tüchtig gekleidet, ein rüstiges Weib eifrig nähend saß.

„Nun, Schelm, wie war der Tag?" rief sie dem Eintretenden entgegen, welcher gebückt den Fuß über die hohe Schwelle zog, aus vorliegenden, schwarzen Augen frei und fröhlich ihn anblickend; wobei sie sich erhob und ihre dicken Lippen in keinem kleinen Munde zwei gewölbte Reihen

weißer Zähne, bis auf die Wurzel entblößt sehen ließen.

Der Mann warf den Schnappsack auf den Tisch, langte unter dem großen rothen Kreuz einige kleine Münzen hervor und warf sie neben jenen.

„Das ist Alles? Mein Kind, Du hast einen guten Freund getroffen, und ihr habt Durst gehabt."

„Was fällt Dir ein?"

„So sind einige stecken geblieben."

„Die Zeiten sind schlecht, kein Absatz; als ich noch Löhnung bekam" —

„Sieh nur zu."

Der Gedrängte griff abermals unter das Maltheserkreuz, behielt die Hand lange unter demselben; bewegte sie her, hin, warf dann noch zwei Deniers zu den übrigen.

„Sie sitzen fest! — Komm, Schelm, Deine Suppe soll darum nicht schlechter seyn!" rief lachend das Weib, schob die Mütze zurecht auf dem starken, rabenschwarzen Haar; schob dies von der blanken Stirn unter die Mütze und ging zum Heerd

mit der Lampe, deren Schein gegen ihre rothen, hochgewölbten Backen leuchtete.

2.

Das menschliche Schicksal umfaßt den Hohen, den Niedrigen, verkettet beide oft wunderbar, und zwischen beiden herrscht mehr innere als äußere Gleichheit.

Etwas über ein Jahr war verflossen, seit die Unterredung Statt gehabt, welche wir kaum aufgezeichnet; eine bunte Gesellschaft fand sich versammelt bei der Frau von Puiloubier, einer lebhaften Wittwe in den besten Jahren, nicht der Schönheit, die vorüber sind; nicht des Geistes und Herzens, die noch nicht volle Gediegenheit erlangten; doch der Leidenschaften, der Kräfte, ihnen zu dienen.

Da waren die finstern Priors von Caille, Oheim und Neffe, einander so ähnlich, daß der Neffe sein verjüngter Oheim, der Oheim sein gealterter Neffe schien. Da war der Vicar Taxil

aus Rougon, Fels von Fleiſch und Bein, wenn auch nicht Fels der Kirche, mit einer Stimme, wie der Stier des Dionyſos. Da waren die Herren von Montjuſtin und des Muges, Vettern aus dem Hauſe Brun von Caſtellane, ehemalige Militairs beide; beide auch mit einem verwandten Ausdruck adelicher Sitte und Biederkeit, jener doch von rüſtigerem, entſchloſſenerem Weſen als dieſer. Da war die Frau von St. Juhiers, Tante der Frau von Puiloubier, lang, ſchwindſüchtig, neugierig, beſcheiden, mit dicht geſchloſſenen Lippen, auch mit ſtummen, außer um zu fragen, zu wiederholen, was ihre Nichte geſagt, wobei ſie ſich jedoch im Fall der Verdammten Klopſtocks befand, welche Gedanken denken, ohne zu wiſſen, daß es die ihren nicht ſind. Da waren endlich Herr Silvain, Advocat beim Parlament der Provence, und Herr Boyer d'Aiguille, Parlamentsrath.

Das Haus lag am Dominikanerplatz, die Fenſter ſtanden geöffnet, die Geſellſchaft genoß der

Luft des Mais, ſchwer vom Dufte der Orangenblüthe, der Roſe, des Anblickes vom frohen Gewimmel, welches auf dem Platz der ſchöne Tag erregte; dabei ging die Unterredung ihren Gang.

Wo hohe Gerichtshöfe ſich einer in der Nähe des andern befinden, wie in den Provinzen des ehemaligen Frankreichs die Parlamenter; wo die Angeſeheneren, wie dort, größtentheils Gerichtsperſonen ſind, giebt es der Rechtshändel viele, machen ſie den Hauptgegenſtand der Unterredung aus. Auch in dem Kreiſe, welchen wir unſern Leſern vorgeführt, bezog ſich auf ſie das Geſpräch.

Die Frau vom Hauſe hatte einen Prozeß beim Parlament der Dauphiné verloren. Herr Silvain erörterte, wie ihr Anwald die Sache doch mit Klugheit und Rechtskenntniß geführt. Er hatte dies hervorgehoben, jenes übergangen; das Eine ſo und das Andre ſo geſtellt; hier einen ſolchen Ausdruck gebraucht, dort einen ſolchen vermieden u. ſ. w. — „Ohne die Dazwiſchenkunft des Generaladvocaten," — ſchloß er ſeine Rede —

„welcher es zu seinem Geschäft macht, die Einfalt klüger seyn zu lassen, als die Klugheit, welcher mit seinen starren Augen die Actenstücke durch und durch sieht, bis er, was darin nicht richtig seyn mag, auch jedes nicht richtig geschriebene Wort entdeckt hat; nicht eher ruhet, als bis er Allem, auch einem solchen, zu seinem Rechte verhalf, war Ihre Angelegenheit gewonnen.“

„Wem sagen Sie es?“ rief Frau von Puiloubier, und ihre ganze kleine Figur gerieth in Bewegung, ihre dünnen Wangen färbten sich, ihre lebhaften, schwarzen Augen funkelten: „wem sagen Sie es? Ich weiß, wer mich um das schöne Gut gebracht hat. Ich werde es diesem Rolland nimmermehr verzeihn!“

„Und ich! — Auch ich habe durch ihn einen Prozeß zu Grenoble verloren; obgleich wir in einem Hause gewohnt, obgleich ich mit seiner Frau zum Kaffee zusammenkam. — Aber ich weiß, worauf ich warte!“ So rief die Frau von St. Jubiers, und

haſtig ſchloß ſie den Mund, wie beſorgt, daß ihr Vorſatz ihm entſchlüpfe und ihr verloren ſey.

„Sie ſprechen" — ſagte der Herr von Montjuſtin, welcher dem Advocaten aufmerkſam zugehört, zu dieſem — „als ob das Recht eine wächſerne Naſe ſey, welche der Anwald zu Gunſten ſeiner Parthei dreht."

„Es iſt nicht ganz ſo ſchlimm," ſprach Herr Silvain; „allerdings aber bringt die Pflicht des Anwaldes mit ſich, daß er die Sache ſeiner Parthei in eine Beziehung zu den Geſetzen ſtelle, wo deren Anwendung darauf ihr günſtig ſey."

„Wenn dem ſo iſt, wie kann der Anwald ſich mit einer Sache befaſſen, welche ihm ungerecht dünkt?"

„Recht oder Unrecht der Partheien, nach perſönlicher Anſicht, liegen außer dem Bereich des Juriſten," erwiderte der Advocat. „Der Richter kann in den Fall kommen, nach dem Geſetz wider eine Parthei entſcheiden zu müſſen, von deren gerechter Sache er perſönlich überzeugt iſt; dem Anwalde muß die ſchlechteſte Sache die willkommenſte

seyn — so mehr Scharfsinn braucht's, sie durchzubringen, so mehr Ehre ist für ihn zu ärndten dabei."

„Wie kommt er dabei zurecht mit seinem Gefühl? — Unmöglich kann das Herz Theil nehmen am Unrecht."

„Das Herz? — Es wird bei einem solchen Fall zumeist in Anspruch genommen. Der Client, der mir eine mißliche Sache anvertraut, giebt sein Glück, vielleicht sein Leben in meine Hand, macht mich zu seinem Schicksal, seiner Vorsehung, möchte ich sagen. Wie sollte das Herz unbewegt bleiben bei solchem Vertrauen, gleichgültig gegen den Menschen, der es schenkt?" —

„Und die Gegenparthei?" — bemerkte Herr von Montjustin.

„Sie geht mich nichts an, sie ist die Sache ihres Anwaldes!" rief Herr Silvain.

Auf diesem Punkte befand sich das Gespräch, als ein Diener Herrn Serry meldete, Arzt aus Toulon.

„Sehr willkommen!" rief die Frau vom Hause

dem Eintretenden entgegen. „Willkommen, mein Vetter!“ der Parlamentsrath.

„Woher kommen Sie? was führt Sie zu uns?“ lauteten die übrigen Fragen.

„Von Toulon, meine Tochter Magdalena abzuholen: sie ist ihrem Vetter von Maliverny schon lange zur Last.“

„Meinem Schwiegersohne? — Zur Freude, mein Vetter! zur Freude, wie uns Allen!“ sprach der Parlamentsrath. „Welch ein schönes Mädchen!“

„Leidlich,“ antwortete der Arzt im Tone väterlicher Bescheidenheit.

„Sie besitzt einen Anstand, eine Entschlossenheit in Allem. — Eine geborene Königin!“

„Sie muß die Augen nicht zu hoch richten.“

„Wie so?“ nahm Frau von Puiloubier das Wort: „sie gehört zu einer ehrenwerthen Verwandtschaft: zwei Drittheile des Parlamentes sind ihre Oheime, ihre Vettern. — Wer hätte Etwas einzuwenden wider Herrn Serry als Schwiegervater?“

„Was giebt es Neues zu Toulon?“ unterbrach Frau von St. Juhiers ihre Nichte.

„Nun — die große Neuigkeit,“ antwortete der Arzt.

„Welche? welche?“

„Sie haben noch nicht davon gehört? Die ganze Provinz ist ja voll davon, ist in Aufruhr.“

„Nichts, von nichts! Sagen Sie; sagen Sie!“

„Daß der junge Caille lebt.“ —

„Mein Neffe? — Fabel! — Er ist todt seit drei Jahren!“ riefen in einem Athem die Herren von Montjustin und des Muges.

„Er lebt. Am Charfreitage hat er seinen Glauben zu Toulon in die Hände des Großvicars abgeschworen. Ich selber war zugegen. Es war ein Zulauf in der Cathedrale“ —

„Es kann nicht seyn,“ nahm der Herr von Montjustin wieder das Wort: „mein Neffe von Rougon ist vor drei Jahren in der Schweiz gestorben. Mein Vetter von Caille hatte keinen Sohn außer ihm.“

„Unsre Cousine Rolland schenkte bei Gelegenheit seines Todes ja ihr Haus zu Manosque, das seine Aeltern bewohnt, den dortigen Armen als Spital," erinnerte sein Vetter des Muges. „Wir haben sämmtlich die Trauer um ihn getragen. — Sie irren," sprachen nun Beide zum Arzt.

„Keineswegs" — antwortete dieser — und lautes Gerässel mehrerer, rasch einander folgender Wagen, die Gasse herab, unterbrach seine Rede.

Frau von St. Juhiers rannte zum Fenster, blickte heraus: „Die Rollandschen!" rief sie geheimnißvoll, halblaut, hastig zurückgekehrt in das Zimmer, dann wieder aus dem Fenster gebeugt.

Aller Augen lenkten sich auf die Gasse, auf die dahinrollenden Fuhrwerke, die Meisten mit einer gewissen Spannung; nur die Geistlichen blieben auf ihren Sitzen in der Tiefe des Gemachs. In der Miene des Vicars stritten Heftigkeit und Verlegenheit, die Mienen der Priors wurden finsterer.

Es waren drei Wagen, die einander folgten. Im ersten saß Herr Rolland aus Grenoble, Ge-

neralanwald des Parlamentes der Dauphiné mit seinem Schwager, Herrn Tardivy, Gerichtsrath zu Grasse. Kaum hatte diesen Letzteren der Herr von des Muges erblickt, als er sich plötzlich und mit unwilliger Miene hinweg von dem Fenster an die Seite des älteren Priors begab; während die Dame vom Hause, von ihrem Sitz über ihre Schulter hin, auf die Vorüberfahrenden blickte, wobei ihr Herz sichtbar schlug, ihre Wangen glühten, ihr Athem lauter ging.

Die blauen Augen des Generaladvocaten blickten aus dem Wagen, so offen, so scharf, so gerade, auch ein wenig starr, wie seines Blickes Herr Silvain Erwähnung gethan. Man sah ihm an, sein Verstand war kein Verstand der Ränke; drükkend mochte dessen Ueberlegenheit seyn. Schwarz, wie er blond, mager, wie er stark, finster, wie er heiter, mit dem Ausdrucke unerschütterlicher Festigkeit, da seine Züge etwas leicht Aufgeregtes verriethen, saß neben ihm Herr Tardivy.

Der folgende Wagen war ganz von Kindern

besetzt, ein Gesichtchen frischer als das andre; schwarze Augen, blaue Augen, lauter blonde Locken. Ein Mädchen von siebzehn Jahren, den Ausdruck der Kindheit zum Reize der Jugend gesellt, regierte fröhlich die fröhliche Gesellschaft; drückte Eines nieder, welches sich hier erhob; zog ein Anderes zurück, welches sich dort überbeugte; wandte sich lachend, einem Knaben zu wehren, der inzwischen auf den Sitz geklettert, an ihrer Seite stand, den Kopf ihres Huthes als Trommel gebrauchend, die Füße nach dem Tacte wechselsweise ausgestreckt in die Luft und an sich gezogen; winkte dann hinüber nach dem letzten Wagen.

Hier saß eine Frau, deren Gesicht nie schön gewesen seyn konnte, doch voll Ausdruck und Milde war, an ihrer Seite ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit, auf dem Sitz gegenüber ein Jüngling und ein Geistlicher.

Lebhaft nahmen den Gruß der Winkenden, gegen sie zurückgewendet, diese Letzteren auf, während die Dame ihn still freundlich, das schöne

Mädchen kalt, voll Zurückhaltung, erwiderte. Die Anmuth der Winkenden, im Gesichte des Jünglings mit dem Ernste des Gerichtsraths gepaart, ließen keinen Zweifel, daß beide Geschwister, Kinder des letzteren wären. Die ältliche Frau war die Dame Rolland, der Geistliche der Prior von St. Anne aus Roussillon. „Magdalena, Ihre Tochter Magdalena! sie ist mit der Dame Rolland in Caille gewesen!" rief die Gesellschaft im Hause der Frau von Puiloubier dem Arzte Serry zu, indem der letzte Wagen vorüberfuhr.

Das schöne Mädchen in demselben schien ihren Namen gehört zu haben; sie blickte hinauf zu dem Hause, erblickte ihren Vater, begrüßte ihn, begrüßte die übrige an den Fenstern versammelte Gesellschaft; jenes jedoch mit mehr Verwunderung als Freude in der Miene; dies mit unvergleichlichem Anstande, allein mit stolz an sich haltender Förmlichkeit; kaum bewegten sich die großen dunkeln Augen; daß sie das Haupt neige, sah man fast nur an der Erschütterung der vollen Locken.

Die Wagen hielten am Platze vor dem Gasthause zur Rose. Der Generaladvocat blieb vor der Thür, das Aussteigen der Kinder beaufsichtigend, welche herabsprangen, kletterten, langten, riefen, gehoben wurden; Jegliches anders und in andrer Ordnung zur Erde kommend, als es gewollt, gesollt; Jegliches zu dem finster blickenden Vater gewendet, welcher sich an den letzten Wagen begeben, seiner Schwägerin geholfen hatte herniedersteigen und sie zum Hause führte. An seine Hand hängte sich das Eine, neben ihm ging das Andre; vom Dritten befreite die Dame Rolland ihn, ihre freie Hand demselben reichend: der Prior vom Vierten und Fünften; das Letzte nahm seine erwachsene Tochter zu sich, indem sie mit der andern Hand die freie Rechte Magdalenens ergriff, die ihr Bruder seiner Tante nachführte. Als so der Zug den Generaladvocaten erreicht, setzte sich dieser an dessen Spitze, trat ihm voran in das Haus, die glückliche Familie folgte; die Dienerschaft schloß sich an, die Wagen rollten ab;

auf der Gasse versammelte Gaffer blickten dem einen, dem andern nach. — Die Gesellschaft im Hause der Frau von Puiloubier wandte sich zurück in das Zimmer und zu einander gegenseitig.

„Diese Freude dürfte mit Schrecken enden," — sagte der Arzt.

„Erzählen Sie! erzählen Sie!" schallte es von den Uebrigen; mit Ausnahme des Herrn von Montjustin zeigten sie alle mehr oder weniger persönliche Leidenschaft; auch der Advocat, der Parlamentsrath: eine amtliche Eifersucht herrschte unter den Parlamenten.

Herr Serry hub an: „Der Herr von Caille soll, seit der frühesten Kindheit seines Sohnes, wider denselben Abneigung gezeigt haben. Man sagt, er hätte die Treue seiner Gemahlin beargwohnt; so unverholen, daß er den Knaben nur den Kapuzinerbuben genannt."

„Das Erstere, was Sie da sagen, ist nicht ganz grundlos!" rief voll Eifer der Herr von Montjustin; „der Knabe war kränklich, eigensinnig

unangenehm, lernte schwer; sein Vater entfernte ihn gern aus seiner Gegenwart. Das Letztere ist eine verläumderische Erdichtung. Keine Ehe war inniger, als die Ehe des Herrn von Caille und der Dame Judith la Gouche, kein Mann achtete seine Frau so sehr, als er sie achtete, und keine Frau besaß unsträflichere Sitten, als sie. Solchen pöbelhaften Verläumdungen Beider kann Niemand Glauben schenken, der sie gekannt."

„Nun," — fuhr der Arzt fort, — „der Widerwille des Herrn von Caille gegen seinen Sohn soll nach dem Tode der Mutter, der Auswanderung der Familie nach Genf zugenommen haben, bis es durch die Vorliebe des jungen Caille für den katholischen Glauben dahin kam, daß die Mißhandlungen des Vaters bei dem jungen Manne den Entschluß erzeugten, aus dem väterlichen Hause zu entfliehn, zurückzukehren nach Frankreich und hier den Glauben abzuschwören, zu welchem er sich gezwungen bekannte."

„Einige Mal versuchte er dies Vorhaben aus-

zuführen; immer vergeblich. Ihm begegneten auf dem Wege Freunde seines Vaters. Sie faßten Verdacht wider ihn, führten ihn zurück zu demselben, welcher, völlig erbittert durch diese Versuche seines Sohnes, diesen in einem entlegenen Zimmer des Hauses einkerkerte, ihm alle Kleidung entzog, damit ihm unmöglich würde, die Gasse zu betreten, ihm keine Nahrung gestattete, außer Wasser und Brod, ihn öfters grausam mit Geißelhieben mißhandelte."

„Dieses Schicksal des jungen Menschen erbarmte eine schweizerische Magd, welche in dem Hause diente. Sie verschaffte sich den Schlüssel des Zimmers, in welchem er gefangen gehalten ward; an einem Morgen im November, in der Frühe um drei Uhr, eröffnete sie es ihm. Alles im Hause lag in tiefem Schlaf. Er eilte in die Garderobe, wo seine Kleider aufbewahrt wurden; indem er sie anlegte, erblickte er daselbst auch den täglichen Anzug seines Vaters; er untersuchte dessen Taschen, fand einen Geldbeutel mit etwa

vierzig Goldstücken, nahm ihn zu sich und verließ das Haus, die Stadt, machte sich auf den Weg nach der Provence."

„Dies geschah im Jahre 1690. Der Krieg zwischen Savoyen und Frankreich beunruhigte damals jene Gegenden. Eine Abtheilung savoyischer Truppen begegnete dem Flüchtigen; unter fremdem Namen nahm er Dienste bei derselben. Nicht lange, so ward diese Abtheilung von einer überlegenen Heerschaar der Franzosen überfallen und zerstreut. Der junge Caille gerieth bei dem Gefechte in Gefangenschaft. Er entdeckte nun seinen wahren Namen, ward zum Marschall Catinat geführt, dem sein Vater bekannt war, und erhielt von demselben einen Paß nach Frankreich."

„Hiemit kam er nach Nizza. Da er aber seine Religion noch nicht abgeschworen hatte, fürchtete er, wenn er sich kund gäbe, für einen Spion gehalten und, in Folge der neuen Edicte, als solcher aufgeknüpft zu werden. Er verbarg daher aber-

mals seine Herkunft, nahm, in Erwartung günstigerer Umstände, Dienste bei der Miliz."

„Eines Tages, um die Mittagsstunde, traf ihn hier das Loos, Schildwach zu stehn im Hause des Gouverneurs, des Chevalier la Fare. An ihm vorüber wurden die Speisen zur Tafel getragen, und auf einer silbernen Schüssel eingegraben, erblickte er sein Familienwappen. Er erkannte das Geschirr, erinnerte sich, wie sein Vater bei ihrer Auswanderung nach der Schweiz sein Silbergeräth zu Nizza verkauft hatte. Von der Vorstellung seines unglücklichen Schicksals ergriffen, brach er in Thränen aus."

„In eben dem Augenblick ging der Haushofmeister des Chevaliers vorüber. Er sah den Soldaten weinen, fragte: was er habe? „Wer hat mehr Ursach zu weinen, als ich!" rief der junge Caille, und zeigte an seiner Uhr ihm ein Petschaft, auf welchem sich dasselbe Wappen befand, das in die Schüssel eingegraben war."

„Der Haushofmeister meldete den Vorfall

dem Gouverneur; dieser ließ den Soldaten kommen, vernahm seine Geschichte, verdoppelte seine Löhnung und befahl allgemein gegen ihn ein achtungsvolles Betragen."

„In solchen Verhältnissen lebte der junge Caille acht Monat. Da wurde das Regiment aufgelöst, bei welchem er sich befand; er bekam seinen Abschied und begab sich nach seiner Vaterstadt Manosque. Hier wurde er von Mehrern wiedererkannt; allein die Besorgnisse, welche ihn zu Nizza beängstigt hatten, bemächtigten sich seiner auf's Neue. Im Gewühl einer großen Stadt glaubte er sich der Gefahr einer unzeitigen Entdeckung weniger ausgesetzt; er ging nach Marseille im Jahre 1694."

„Seinem Quartier gegenüber wohnten in dieser Stadt drei Frauen von niedrer Herkunft, verworfenen Sitten — allein das Schicksal hatte auch ihn herabgedrückt. Er ward mit ihnen bekannt; sie sind Hugenottinnen; er entdeckte ihnen seinen Namen, seine Gefahr, seine Furcht. Da trägt eine der Frauen ihm an, sich den Namen ihres Mannes

beizulegen, welcher vor mehreren Jahren Marseille verlassen, zu Toulon auf der Flotte Dienste genommen hat, von welchem sie seitdem nichts gehört. Sie wollen gemeinschaftlich ein Viertel der Stadt beziehn, wo sie unbekannt sind, er solle als ihr Gatte hier mit ihr leben."

„Bald nachdem dieser Antrag geschehen war, ging der junge Caille eines Tages über den Markt. Ein Zusammenlauf von Menschen erregt seine Aufmerksamkeit; er will sehn, was geschieht — es ist eine Hinrichtung; drei protestantische Spione werden gehangen. Dieser Anblick regt seine Besorgnisse heftig auf. Voll Entsetzen eilt er nach seiner Wohnung; von Jedwedem, der ihn anblickt, glaubt er sich erkannt. — Jetzt willigt er in den Vorschlag des Weibes. Er nimmt den Namen Peter Mege, den Namen ihres Mannes an, lebt mit ihr als ihr Mann, gilt für diesen. Unter seinem Namen nimmt er wiederum Dienste, wird verabschiedet. Noth erniedrigt ihn mehr und mehr; mehr und mehr verliert seine Herkunft an Wahrschein-

lichkeit, wird der Versuch gefährlicher für ihn, sich als Derjenige geltend zu machen, der er ist. Seine Lebensweise, seine Lage lähmen mehr und mehr die Spannkraft der Seele, welche ein solcher Versuch erfordert. Er unterläßt ihn bis zur Vergessenheit desselben, wird Knecht eines Zuckerbäckers, Quacksalber, Bettler, Büttel. Endlich geht auch er nach Toulon, und läßt sich hier, wie früher Derjenige, dessen Namen er führt, unter die Truppen der Marine anwerben."

„Inzwischen haben seine Furcht die Jahre gemindert. Wer ist mehr, als er scheint, und verschwiege, was er ist, sobald keine Gefahr die Entdeckung begleitet? selbst wenn ihm der Muth fehlt, sich als Derjenige, welcher er ist, geltend zu machen? Dem Einen, dem Andern sagt er seinen Namen, erzählt er sein Geschick. Die Kunde verbreitet sich. Sie gelangt an einen Tischler, der zu Toulon sein Handwerk treibt und einst im Hause des Herrn von Caille gedient; auch der junge Caille hört von diesem: „Ach, wenn es la Violette wäre!"

ruft er aus. Der Tiſchler ſucht ihn auf; er iſt eben jener la Violette. Er kennt den Sohn ſeines ehemaligen Herrn wieder, führt ihn zum Abbé Renoux, mit dem er in einiger Verbindung ſteht, ſtellt ihn demſelben vor, bittet ihn, ſich ſeiner anzunehmen."

„Der Abbé Renoux brachte den Cadetten zum Intendanten der Marine, Herrn von Vauvray. Er bezeugte vor Beiden ſeinen Stand, ſeine Herkunft, ſeinen Namen, Andreas Antravergues von Rougon. Der Tiſchler bekräftigte eidlich ſeine Ausſage; auch mehrere Leute aus Manosque, die zu Toulon anſäſſig ſind, haben ihn als den Sohn des Herrn von Caille erkannt. Auf ſeinen Wunſch, in den Schooß der Kirche aufgenommen zu werden, hat man ihn den Jeſuiten zum Unterricht übergeben. Am Charfreitag iſt, wie geſagt, ſein Uebertritt erfolgt."

„Unerhört! welche Schickſale! welche Grauſamkeit eines Vaters! — Was wird nun weiter werden?" rief die Frau von Puiloubier.

„Kann der Soldat seinen Stand erweisen, müssen ihm die Güter seines Vaters, das Vermögen seiner Mutter zurückgestellt werden," sprach der Parlamentsrath.

„Da wird der Herr Tardivy ein armer Schlukker seyn, wie zuvor," äußerte der Herr des Muges mit sichtbarer Schadenfreude.

„Die Hand der Vorsehung war über Sie gebreitet, daß Sie den Prozeß wegen des Fideicommiß nicht gewonnen haben!" rief der jüngere Prior von Caille ihm zu: „Glück, das nur gewonnen wird, um verloren zu werden, ist eine Strafe des Herrn."

„Der Herr wacht über die Seinen, über die Freunde seiner Knechte!" rief heftiger und herber, in gleichem Tone, der ältere Prior.

„Ich habe nichts mehr zu schaffen mit Herrn Tardivy; Patron zu Rougon ist der Herr von Rougon," dröhnte die Stimme des Vicar Taxil, und seine Freude klang, als litte der Verurtheilte im Bauche des Stiers übermäßige Qualen.

„Die Dame Rolland muß also auch das Ver-

mögen ihrer Schweſter, der verſtorbenen Frau von Caille, herausgeben?" fragte die Frau von St. Juhiers, mit einem Lächeln, das alle ihre Runzeln glättete.

„Und die Stelle, welche ihr Gemahl von dieſem Vermögen erkauft hat," — rief ihre Nichte mit gellendem Laut, von lebhafter Röthe die Wangen gefärbt; — „was wird aus dem Generaladvocaten, dem Rathe des Königes?" —

„Was nicht unmittelbar zurückerſtattet werden kann, wird dem Werthe nach vergütet," — ſprach der Advocat.

Wie Pelottonfeuer übereilten dieſe Aeußerungen eine die andre.

„Die Geſchichte Ihres Soldaten iſt voller Unwahrſcheinlichkeiten; es wird ſich zeigen, daß er ein Betrüger ſey," nahm der Herr von Montjuſtin das Wort, zu dem Arzte gewendet." Er will 1690 das väterliche Haus verlaſſen haben. — Mein Neffe von Rougon war alſo fünf Jahre doppelt; denn bis Sechzehnhundertfünfundzwanzig, da er zu Vevay

ſtarb, hat er in der Schweiz vor den Augen aller Welt gelebt."

„Es giebt der Blendwerke viele," beſeitigte den Einwurf der Vicar.

„Dann lebte der Herr von Caille nicht zu Genf, ſondern zu Lauſanne."

„Alles gleich, er lebte doch in der Schweiz," — donnerte Jener.

„War das Verlangen des angeblichen Rougon ſo groß, in den Schooß der Kirche aufgenommen zu werden: warum befriedigte er es nicht ſogleich in Nizza?"

„Sie haben den Grund gehört," vertheidigte der Arzt den Helden ſeiner Erzählung: „die Furcht, als Proteſtant für einen Spion gehalten zu werden."

„Thörichte Furcht, bei einem Paſſe von Catinat, der auf ſeinen Namen lautete!" —

„So ungegründeter die Furcht, ſo heftiger; wer kennt nicht die Gewalt des paniſchen Schreckens? Ein Haſe hat das ganze Herr des Turenne in Flucht gejagt!" rief Herr Silvain.

„Er konnte sich auf seine Anverwandte berufen, sich in den Schutz des Chevalier de la Fare begeben, der wahrscheinlicher alles Andre für ihn gethan haben würde, als seinen Sold verdoppeln und Achtung gegen ihn befehlen.“

„Sich auf seine Anverwandte berufen!“ schrie laut auf die Frau von Puiloubier, „Herr von Montjustin, woran denken Sie? — Seine Anverwandte, die sein Vermögen in Händen hatten, die heimliche Hugenotten sind. Sie hätten sein eignes Gut benutzt, ihn zu Grunde zu richten, sie hätten ihn an seinen Vater zurückgesandt.“

„Ich denke nicht so arg als Sie von einigen meiner Vettern,“ — entgegnete der Edelmann mit so viel Ruhe, als sie Heftigkeit bewiesen; — „das Haus der Castellane ist übrigens groß; der Herr von Rougon besitzt Vettern, die kein Sechsfrankenstück von seinem Vermögen in Händen haben, die gute Catholiken sind —“

„Es ist möglich, daß er dies nicht überlegte,“

— ſprach Herr Silvain; — „daß er nicht viel Klugheit beſitzt, beweiſet ſeine Geſchichte.“

„Seine Geſchichte iſt eine ſchlecht ausgedachte, ſchändliche Fabel! Mein Neffe von Rougon hieß Iſaak, der Betrüger nennt ſich Andreas; mein Neffe von Rougon legte den Namen Antravergues ab, als er den Namen Rougon annahm, welchen ſein Vater bis dahin geführt.“ —

„Ich kann mich in den Namen geirrt haben,“ ſprach der Arzt.

„Er wird doch wohl ſeinen eignen Namen wiſſen!“ rief zugleich, in ſchnippiſchem Tone, die Frau von Puiloubier.

„Und welche Schande ſagt der Elende von Denjenigen, die er ſeine Aeltern zu nennen wagt,“ — fuhr der Herr von Montjuſtin fort: „welche Schande ſagt er von ſich ſelbſt! Diebſtahl, Ehebruch, Trug. — Er verdiente, daß die Familie von Caſtellane ihn ausſtieße, wäre er Derjenige, für welchen er ſich ausgiebt.“

„Das iſt der Fluch der Schuld der Väter, das

ſind die Werke des Sohnes der Abtrünnigen!“ eiferte der ältere Prior von Caille. „Gott ſey Dank! er iſt zurückgekehrt zum wahren Glauben, unſre heilige Mutter-Kirche hat ihn von ſeinen Sünden gereinigt, da ſie ihn aufnahm in ihren Schooß!“ rief der jüngere. „Wir haben zu ſorgen für das weitere Heil ſeiner Seele,“ ſprachen ſie Beide.

„Unglücklicher junger Mann!“ rief die Frau von Puiloubier, „zu ſolchen Nichtswürdigkeiten hat ihn der Haß ſeines Vaters gebracht. Seine Grauſamkeit verſetzte ihn in jene Lagen, wo er dem Verbrechen faſt nicht entrinnen konnte! Sie ſind Zeuge jenes Haſſes wider das unſchuldige Kind geweſen, Herr von Montjuſtin; auch Sie treten als deſſen Verfolger auf. — Es ſcheint in der That, als habe die Familie ſich wider den Beklagenswerthen verſchworen.“

„Als keines Menſchen Verfolger, gnädige Frau, als Freund der Wahrheit und der Ehre meines Hauſes trete ich auf,“ entgegnete der Angeredete mit Ruhe und Nachdruck.

„Weiß man nichts Weiteres? Hat der Soldat keine sonstigen Schritte gethan?“ fuhr die Dame fort, hastig zum Arzte gewendet.

„Ich habe nichts gehört,“ war dessen Antwort.

„Ich werde es mir zur Ehre rechnen, ihn auf alle Weise zu unterstützen!“ rief sie.

Die Gesellschaft trennte sich. Mit Herrn Boyer und Herrn Silvain begab der Arzt sich zum Präsidenten von Maliverny. Der Advocat ging in Nachdenken vertieft. „Ich wette, Sie beschäftigt die Geschichte des jungen Caille; das giebt einen Prozeß,“ sagte der Parlamentsrath zu ihm.

„Es ist ein interessanter Fall. Ich wüßte, was ich thun würde, hätte ich den Soldaten zu vertreten,“ sprach Herr Silvain.

„Sie brächten ihn durch, wenn seine Sache zu gewinnen ist.“

„Es wäre mir eine Freude, dem großen Generaladvocaten des Parlamentes der Dauphiné auf seine Kosten zu zeigen, wie zum Rechte auch die Klugheit Etwas thut.“

3.

Im Gasthause zur Rose, in einem Saale des ersten Stockwerkes, waren die Familien Tardivy und Rolland beisammen. Der Generaladvocat und der Gerichtsrath gingen in Gesprächen auf und ab. An einem Fenster unterhielt die Dame Rolland sich mit dem Prior von St. Anne; an einem andern, mit Magdalene Serry, standen Baptiste Tardivy und seine Schwester Esprite, bestürzt durch die Ankunft des Vaters jener Ersteren. „Wenn er gekommen wäre, Dich hinwegzuholen!“ rief Esprite. „Gewiß ist er deswegen hier,“ antwortete Magdalena kalt; „ich bin seit lange bei meinem Vetter von Maliverny; es ist Zeit, daß ich zurückkehre nach Toulon.“ Baptiste's Auge hing an ihr mit Entzücken und Schmerz, die kleineren Kinder drängten sich um sie. „Nicht wahr, Du hast die Vögel lieber als die Bienen?“ rief ein kleines Mädchen, zu ihr emporblickend, an ihr Kleid zupfend, die Frage unaufhörlich wiederholend, welche sie nicht

vernahm, beſchäftiget mit Esprite und Baptiſte. „Du ſiehſt ja, es iſt nicht ſo; ſonſt hätte ſie Dir längſt geantwortet und ja geſagt;“ bedeutete mit Heftigkeit das Mädchen ein etwas älterer Knabe. „Bienen ſtechen, und Vögel ſingen!“ wandte ſich dies voll Eifer gegen ihn. „O, Bienen ſingen auch, wenn die Sonne ſcheint und ſie über dem Thymian fliegen. — Das klingt ſchön!“ — „Aber Vögel — die bauen, die bauen Neſter!“ „Bienen bauen wol noch beſſer; ordentliche Häuſer mit Zimmern und glatten Wänden. Und Bienen tragen Honig.“ „Ich ſchenke ihr meinen Vogel: da hat ſie die Vögel doch lieber als die Bienen.“ „Ich ſchenke ihr ſo viel Honig!“ „Wer weiß, ob ſie ihn liebt?“ — Und, „nicht wahr, Du liebſt den Honig?“ fragte jetzt der Knabe Magdalene, ſo unermüdlich, ſo vergeblich, als zuvor ſeine Schweſter gefragt.

„Sag' ihnen ein Wort,“ bat Esprite die Geſpielin. „Was iſt denn? Ja, ja!“ ſagte dieſe zu den Kindern. „Siehſt Du!“ rief der Knabe. „Siehſt Du!“ rief das Mädchen. „Nicht wahr, der Vogel

wird Dich freuen?" „Nicht wahr, der Honig wird Dir ſchmecken?" hoben die Fragen von Neuem an.

„Geht nicht dort unſer Vetter des Muges?" rief die Dame Rolland die auf- und abwandelnden Herren zu ſich an das Fenſter. „Er iſt es, mit den Priors von Caille," antwortete ihr Gemahl, auf die Gaſſe blickend. — „Und er hat uns nicht beſucht —"

„Wahrſcheinlich um nicht mit mir zuſammenzutreffen," ſagte der Gerichtsrath. „Er grollt wegen des verlorenen Prozeſſes."

„Er hatte durchaus Unrecht, ihn anzufangen," ſprach Herr Rolland.

„Es iſt ſeine Schuld nicht," vertheidigte Herr Tardivy ſeinen Verwandten: „die Priors von Caille haben ihn dazu überredet, mir Verdruß zu machen und den Verſuch, ob ſie einen Gutsherrn erhalten könnten, der ſeiner Rechte weniger ſtreng wahrte, als ich."

„Da müßten auch wir Ihnen grollen," bemerkte die Dame Rolland mit Lächeln.

„Nicht Jeder nimmt den Verlust von zwei schönen Gütern so mild auf, als Sie.“

„Diese Güter wären bei unserm Tode das Eigenthum Ihrer Kinder geworden: wir sehen sie gern bei unserm Leben schon sich des Besitzes freuen. Eigentlich hätten wir darüber keinen Prozeß führen sollen; ich hätte sie Ihnen auch so überlassen.“

„Und ich hätte es Ihnen gedankt.“

„Für Recht keinen Dank!“ fiel der Generaladvocat ein. „Nach dem Rechtsbuchstaben gehörte das sämmtliche sequestrirte Vermögen meines Schwagers meiner Frau, als der nächsten Verwandtin seines Großoheims, von welchem es herstammte; nach dem Gewohnheitsrecht gehörte es Ihrer verstorbenen Frau, als seiner nächsten Verwandtin *). Dem Parlament kam die Entscheidung zu, welches Recht hier gelten solle? Das Parlament hat ent-

*) Das geschriebene Recht umfaßte die königlichen Edicte; das Gewohnheitsrecht alte Provinzialgesetze, auch das Römische Recht.

schieden; Alles ist im Klaren, kein Wahn von Großmuth, wo keine Großmuth Statt gehabt."

„Die Kinder kommen, um den Segen ihres Vaters bittend," sagte Esprite, ihre Geschwister herbeiführend: „sie sollen auf ihr Zimmer." „Schon?" fragte die Dame Rolland. „Sie plagen Magdalenen."

Das Häuflein der Kleinen versammelte sich um den finsterblickenden Mann. Er machte das Kreuz über jegliche lichte, zu ihm erhobene Stirn, mit einem Ausdruck der Freundlichkeit, welcher zwischen seinen buschigen, dicht zusammengewachsenen Augenbraunen erschien, wie der einzelne Sonnenstrahl, der hingleitet an einem dunkeln Felsrücken. Esprite hielt die Hand auf des Jüngsten Schulter, das Haupt geneigt, mit den goldenen Lockenringeln und dem weißen Nacken, Jungfrau, Mutter, halb noch Kind, in unaussprechlicher Anmuth; Baptiste stand dabei, ernst, aufgerichtet, neben der hohen Magdalene.

„Gute Nacht, Du schöne, schöne Magdalene! — Hast Du mich auch lieb? — Morgen kommst Du gewiß wieder! — Nicht wahr, mein Vogel freut

Dich?" So ergingen an Jene Fragen über Fragen der scheidenden Kleinen. Sie schlangen die Arme um ihren stolzen Hals, sie klommen zu ihr hinan, sie drängen sich um sie. Eine kleine Zeit litt sie es mit Gelassenheit. „Nun folgt Ihr der Schwester," sagte sie dann mit einer Art, welche den Liebkosungen der Kleinen plötzlich ein Ende machte. Espríte verließ mit ihnen das Zimmer, Baptiste führte Magdalenen zurück an das Fenster, wo sie zuvor gestanden.

„Es ist den Tardivy angeboren, Sie zu lieben; vielleicht Sie zu quälen" — sagte er. Sie nahm einen Blumenstrauß von der Fensterbrüstung, welchen sie von Caille mitgebracht, betrachtete ihn, roch daran: „Welche schöne Blumen! Es sind herrliche Güter, welche Sie da besitzen," sprach sie.

„Und wenn Sie fort müssen — Wer weiß, wann ich Sie wiedersehe." —

„Wir scheiden nicht für's Leben."

„Jede Trennung ist so ernst! O, ließen Sie mir die Versicherung zurück, daß Sie einst auf je-

nen Gütern leben wollten, mit mir leben, für mich leben" — Er sprach dies erröthend, beklommen; ihm fehlte der Athem zu weiteren Worten.

„Ich habe nichts dawider," entgegnete sie unbefangen, vest; „doch wir sind Beide sehr jung; wir sind meist entgegengesetzter Meinung; ich glaube, die Rechtswissenschaft ist Ihnen lieber als ich. — Ich muß über Beides mehr im Klaren seyn, bevor ich mir Fesseln anlege. Ich will Ihnen zusagen, keine Verbindung einzugehn, ohne Sie zuvor davon zu benachrichtigen; Sie können mir dasselbe versprechen — wir wollen uns dann über unsre Gesinnungen erklären, bevor wir entscheiden." Sie verweilte nach dieser Antwort mit ihm, gleichmüthig, unbefangen. Sein Auge ruhte auf ihr voll Nachdenken und Schmerz; er schwieg. „Sie sind nicht zufrieden," sagte sie. „Spräche so das Gefühl!" rief er. Sie begab sich zur Dame Rolland; er folgte ihr.

Hier befanden sich noch die Herren. Der Gerichtsrath sprach über die Verhältnisse auf seinen Gütern, seine Stellung zu den Priors von Caille.

„Sie haben getrotzt," sagte er, „sie haben geprahlt; nun kommt Beschämung zum Verdruß. Sie rächen es. Ich kann nicht für die Unterthanen thun, was mein Schwager Caille für sie gethan, der zehn Mal mehr Vermögen als ich und nur zwei Kinder zu versorgen hatte. Die Priors wissen geltend zu machen, was nicht geschieht. Durch den Weltpriester Bernard haben sie dessen Vater aufgereizt, den lässigen Wirth. Er zahlte keine Pacht, ich ließ ihn erinnern, drohen; die Antwort blieb: dem Herrn von Caille gehöre der Meierhof, der Besitzer lebe, er entrichte Niemand Pacht, als ihm. Das Haus war ein Sammelplatz der Chikane wider mich, die Aecker lagen wüst; die Gebäude verfielen. — Ich habe ihm endlich das Grundstück abgenommen. Nun klagt er, heuchelt; sein Sohn heuchelt und klagt. Sie berufen sich auf die Priors; diese ertheilen ihnen vortheilhafte Zeugnisse. Die Familie ist aufgebracht wider mich, sie ist eine der zahlreichsten des Cantons — ich werde gehaßt, verläumdet —"

„Und zu Rougon — was macht Tazil? Ist

es vorbei mit den ärgerlichen Scenen?" fragte der Prior von St. Anne.

„Sittenloser denn je. Eine neue Klage ist eingereicht. Seine Handschrift ist bei den Acten vorgekommen. — Ich kann den Fall hier nicht erzählen, Sie sollen sie sehn. — Ich habe dazu thun müssen mit Drohungen und Strenge."

„Je höher man die Forderungen an den Menschen stellt, so tiefer wird dieser erniedrigt, wenn er sich zu ihrer Höhe nicht aufschwingen kann;" bemerkte der Prior von St. Anne. „Der Mensch kann nichts Erhabneres seyn, als was die katholische Kirche ihren Priestern zu seyn auferlegt. Ihre Forderungen erniedrigen doch Mehrere, als sie erheben. Die neue Religion ist nachsichtiger gegen die Prediger ihres Wortes: im Allgemeinen findet sich unter denselben mehr Würdigkeit, als unter den katholischen Priestern."

Die Sonne ging prachtvoll unter zwischen zwei Hügeln, welche die Gebäude der Stadt in der Ferne überragten, auf welche eine Quergasse den Aus-

blick eröffnete. Viele geputzte Menschen sah man die Gasse herabgehen, welche zu den Orbitellen führte. Esprite kam zurück. „Gehen auch wir noch zu den Orbitellen," schlug sie vor.

„Ich bin nicht angekleidet," sagte Magdalene. „Ihr Anzug ist nicht schlecht," bemerkte die Dame Rolland. „Es ist ein Hausanzug." —

„Das sind die Kleider, in denen wir das Beste und das Wichtigste unseres Leben thun," sprach Bäptiste in scherzendem Tone, sie mit dem Ernst seiner Worte auszusöhnen. „Man zeigt sich deshalb darin doch nicht im Oeffentlichen," antwortete das Mädchen, ungereizt wie unbewegt. „Hol' Deine Laute, Esprite," setzte sie hinzu; „ich habe Dich noch nicht singen hören."

Esprite war willig. Sie begaben sich wieder an das Fenster, wo sie sich zuvor gehalten; die ältere Gesellschaft setzte ihre Unterredungen fort.

„Was soll ich singen?" fragte das Mädchen, die Laute im Arm.

„Wann wiederkehrt die süße Sommerzeit, das

Lied vom Caſtellan von Coucy," bat ſie ihr Bruder. Sie ſang:

„Wann wiederkehrt die ſüße Sommerzeit,
Wo hell die Stimme und die Quellen klingen;
Wann ſich in Wald und Feld das Grün erneut,
Mairoſen blüh'n, und aus den Knospen dringen —
Dann ſing' auch ich: dem heute Bangigkeit,
Unmuth und Leid zu nah das Herz umringen:
Den Liebenden, den ſchuldlos man verklagt,
Macht auch das Unbedeutende verzagt."

„Wahr iſt es, daß mich Liebe ganz bezwang;
Schön iſt mir ihrer Willkühr mich ergeben.
Und will es Gott, weiß Liebe mir einſt Dank,
Für meinen Dienſt, mein mühevolles Streben.
So mehr in mir, ich troſtlos bin und bang,
So mehr iſt Troſt, was ſie vermag zu geben —
Und Ihr — Ihr Herrn, die ſie gleich mir beſtrickt;
Macht es wie ich, damit ſie Euch beglückt."

Baptiſte's Herz ſprach die Worte, welche deſſen gegenwärtiges Gefühl vor Jahrhunderten eingegeben. Er betrachtete Magdalena, welche während des Geſanges ein Schmuckgehäuſe von ſchwarzem Sammet ergriffen, das auf einem Seitentiſche lag, und es eröffnet hatte.

„Was ist das?“ rief sie beim Anblick des Schmuckes von ungewöhnlicher Pracht. „Es sind die Juwelen meiner verstorbenen Tante von Caille,“ sagte Esprite. „Und wem gehören sie jetzt?“ „Mir,“ antwortete das Mädchen. „Mein Schmuck ist lange nicht so prachtvoll; es muß eine Lust seyn, diese Steine zu tragen.“

„Ich mögte sie an Dir sehen,“ sprach Esprite, einige Zitternadeln in ihrer Gespielin schwarze Lokkenfülle steckend, ein Gehänge an ihre Stirn befestigend. „Wie schön Du bist!“ rief sie aus, sie mit Freude betrachtend; und wirklich, Magdalena war königlich schön in den Strahlen der Juwelen, von Antheil die Züge beseelt, deren stolzer, in sich gewisser Ausdruck zugleich ungewöhnlich entschieden vortrat.

Ein Diener kam und überreichte Herrn Rolland ein versiegeltes Packet. „Aus der Schweiz, von meinem Schwager Caille?“ — sagte dieser und brach das Siegel entzwei; Briefe, Atteste, Urkunden mit schwarzem Wachsinsiegel zeigten sich; dicht beschrie-

ben ein Bogen mit der Ueberſchrift: Species Facti. Erregt begab der Generaladvocat ſich zur Seite an ein Tiſchchen und las. Sein Geſicht erglühte während des Leſens; Unruhe, Unwille, Zorn, Verachtung, malten ſich wechſelsweiſe in demſelben. Niemand wagte ein Wort an ihn zu richten.

Unſere Leſer errathen den Inhalt des Briefes. Das Speciesfacti enthielt die Erzählung, welche die Geſellſchaft bei der Frau von Puiloubier von dem Arzte Serry gehört. Herr von Vauvray hatte die Stelle eines Zeugen, bei dem Uebertritt des angeblichen Rougon zur katholiſchen Kirche vertreten. Als es zur Unterfertigung der desfalls aufgenommenen Urkunde kam, konnte der Uebergetretene nicht ſchreiben. Eine ſolche Unwiſſenheit bei dem Sohne eines Edelmannes vom Range, dem Reichthum, der Bildung des Herrn von Caille, erſchütterte den Glauben des Marineintendanten an das Vorgeben des Neubekehrten; obgleich derſelbe dieſe Unwiſſenheit mit einem Augenübel entſchuldigte, welches ihn gehindert, in der Kindheit ſchrei-

ben zu lernen, mit einem Widerwillen gegen wissenschaftliche Uebungen in folgenden Jahren. „Meine Herren, ich fürchte, wir werden betrogen," sagte er. Die anwesenden Geistlichen redeten dawider, vertheidigten den neuen Katholiken. Der Intendant aber schrieb an den Herrn von Caille, gab ihm Nachricht von dem seine Familie betreffenden Ereignisse, damit er in Gemäßheit desselben Maaßregeln treffe.

Herr von Caille beantwortete diesen Brief mit der Bitte an ihn, daß er den Soldaten, welcher sich für seinen verstorbenen Sohn ausgebe, als Betrüger festnehmen lasse: zugleich meldete er ihm, daß er das weitere Verfahren in der Sache seinem Schwager, Herrn Rolland übertrage.

An diesen sandte er nun Brief und Bericht des Herrn von Vauvray, begleitet von einer Vollmacht, einer Anzahl Urkunden, den Betrug des Soldaten zu erweisen. In der Vollmacht erklärte er, daß sein einziger Sohn, Isaac von Rougon, am funfzehnten Februar 1695 zu Vevay in der Schweiz,

im Hauſe des Herrn Second, an der Schwindſucht geſtorben ſey; daß er denſelben nie mißhandelt, daß ſich derſelbe in der Schweiz, ſeit ihrer Auswanderung, nie an irgend einem Ort aufgehalten habe, außer zu Lauſanne oder zu Vevay. Er bot ſein ganzes gegenwärtiges und künftiges Vermögen als Bürgſchaft für die Wahrheit dieſer Ausſagen dar. Herr Rolland legte die Vollmacht bei Seite, ging die Documente durch, ruhiger und immer beruhigter: ſie ließen keinem Zweifel Raum.

Das erſte derſelben beſtand in einem Auszuge aus dem Buche des Apothekers, welcher zu Lauſanne, nach der Vorſchrift eines dortigen Arztes, die Arzneien für den jungen Caille, während des erſten Jahres der Krankheit deſſelben geliefert. Dann folgte die gerichtliche Erklärung eines andern Apothekers, der im folgenden Jahre zur Behandlung des Kranken aus Genf nach Lauſanne berufen worden. Er gab die Summe an, welche er zur Belohnung ſeiner Bemühungen von dem Herrn von Caille empfangen.

Eine gerichtliche Untersuchung war auf Veranlassung eben dieses Letzteren zu Lausanne veranstaltet, die Thatsache des fortwährenden Aufenthaltes des jungen Caille zu Lausanne oder zu Vevay, seit der Zeit seiner Auswanderung bis zu seinem Tode zu erhärten. Neunundzwanzig Zeugen, Edelleute, Gelehrte, Geistliche, Kaufherren, Aerzte, lauter angesehene Männer, erschienen vor Gericht und bekräftigten mit Eidschwur, die Wahrheit dieser Thatsache, wie sie die Vollmacht des Herrn von Caille angab. Das Protocoll dieser Untersuchung befand sich unter den Documenten. Es war von dem Rathe der Stadt beglaubigt; dann erklärte dieser Rath am Schlusse der Urkunde, unter beigedrucktem Stadtsiegel, mit Unterschrift des Stadtschreibers, insgesammt, so wie männiglich ein jedes Mitglied für sich, daß ihm wohl erinnerlich, wie der Herr von Caille einen einzigen Sohn besessen, Isaac von Rougon. Derselbe sey klein gewesen von Gestalt, von lebhafter und zarter Gesichtsfarbe, sein Haar lichtbraun. Er habe seit der Zeit der An-

kunft der Familie in der Schweiz, im Herbſte des Jahres 1685, abwechſelnd zu Lauſanne bei ſeinem Vater, oder ſeiner Geſundheit wegen zu Vevay gelebt, wo er, im Februar des Jahres 1695, geſtorben ſeyn ſolle.

Eine ähnliche Unterſuchung, als die zu Lauſanne, hatte, ebenfalls auf Veranlaſſung des Herrn von Caille, zu Vevay Statt gefunden, den Tod des jungen Rougon daſelbſt außer Zweifel zu ſetzen. Der Beſitzer des Hauſes, in welchem jener geſtorben war, der Geiſtliche, welcher ihm in ſeinen letzten Augenblicken beigeſtanden, ſein Arzt, ſein Wundarzt, ſeine Wärterin, die ſeinen Leichnam gewaſchen, ihm das Sterbekleid angethan, der Tiſchler, der für ihn den Sarg gefertigt, ihn eingeſargt, der Apotheker, der für ihn die Arzneien während der Krankheit geliefert, viele Perſonen, die ihn während dieſer beſucht, die bei ſeinem Begräbniß zugegen geweſen, bezeugten mit Eidſchwur ſeine Krankheit, ſeinen Tod. Das Protocoll dieſer Unterſuchung war beglaubigt durch den Gerichtsvoigt zu Vevay. Au-

ßerdem verbürgte die Aechtheit dieſer, ſowohl als der vorigen Urkunde, der große Rath der Stadt Bern, der franzöſiſche Botſchafter bei der Eidgenoſſenſchaft, Marquis von Puiſieux.

Der Herr von Rougon konnte ſchreiben. Proben ſeiner Handſchrift erwieſen dies: der Ehecontract zwiſchen einem ſeiner Hauslehrer und einer Kammerfrau der Schweſter ſeines Vaters, welchen er als Zeuge unterſchrieben; ein Auszug aus der Matrikel der Univerſität Genf, wo er drei Jahre, ſeit dem Jahre 1681 ſtudirt, in deren Regiſter er ſich eigenhändig als Hörer der Rhetorik eingetragen.

Zeugniſſe angeſehener Profeſſoren und Lehrmeiſter eben dieſer Univerſität thaten dar, wie er daſelbſt Rhetorik, Theologie, Philoſophie, ſchöne Wiſſenſchaften gehört, Reiten und Fechten geübt, die eigenthümlichen Wiſſenſchaften des Edelmannes. Die Quittungen über das Honorar für dieſe Uebungen, das Koſtgeld, welches ſein Vater während jener drei Jahre für ihn gezahlt, waren beigebracht; er hatte während derſelben eine Reiſe nach Sau-

mur und Paris gemacht. Alle dieſe Zeugniſſe waren durch den Rath der Stadt Genf, den franzöſiſchen Reſidenten in dieſer Stadt beglaubigt, der ſeines Theils beſcheinigte, daß ſie in Uebereinſtimmung mit dem wären, was er aus eigener Erfahrung ſo wie durch Mittheilung glaubwürdiger Männer wiſſe.

Andere Zeugniſſe von Profeſſoren aus Lauſanne thaten dar, daß der Herr von Rougon hier in den letzten Jahren ſeines Lebens Mathematik ſtudirt. Nach dem Verluſte ſeiner Güter, gedachte er ſie zur Brodwiſſenſchaft zu wählen. Sein Eifer bei dieſem Studium trug zur Zerrüttung ſeiner Geſundheit, zur Beſchleunigung ſeines Todes bei.

Zu dieſen Zeugniſſen kamen eine Anzahl Briefe des Herrn von Caille, ſeit Beginn der Krankheit ſeines Sohnes bis nach deſſen Tode zu verſchiedenen Zeiten an Verwandte, Freunde geſchrieben, in denen er ihnen Nachricht von deſſen Zuſtande, von ſeinem Tode, ſeinem Benehmen, ſeinen Empfindun-

gen dabei gab. Sie zeugten nicht von großer Vaterzärtlichkeit; doch von unverletzter Vaterpflicht.

„Habe ich meinen Sohn nicht so sehr, als meine übrigen Kinder geliebt, habe ich oft nicht Rücksicht darauf genommen, welche Hindernisse sein kränklicher Körper den Fortschritten seines Geistes, dem Willen seines Gemüthes entgegenstellte: ist das Vatergefühl für ihn doch nie ganz erstorben in mir gewesen. Nie aber hat es sich stärker geregt, als in diesem Augenblick, wo statt seiner, dessen Reinheit der Sitten, dessen unerschütterliche Festigkeit, dessen Anhänglichkeit an seinen Glauben ich achten mußte, ein Verworfener sich mir als Sohn, meiner Tochter als Bruder aufdringen will, den ich schaudern müßte, erzeugt zu haben. Handeln Sie mit Eifer; rechnen Sie auf meinen thätigsten Beistand. — Ich habe keine Ruhe, als bis ich von jener Vorstellung erledigt bin.“ So schrieb der Herr von Caille an seinen Schwager.

Die Papiere in der Hand, kehrte dieser jetzt zurück zu den Versammelten beim Fenster, zu denen

sich Baptiste, Esprite und Magdalena gesellt, da jene die Laute weggelegt, ihren Oheim nicht durch die Töne zu belästigen. Er theilte ihnen den Bericht des Intendanten mit. Das blasse Gesicht seiner Gemahlin überzog sich durchaus mit einem zarten Roth, als sie vernahm, was der angebliche Sohn ihrer Schwester von dem Verdacht seines Vaters wider seine Mutter gesagt. Sie schwieg; dagegen äußerte bei den Uebrigen sich lebhafter Abscheu. „Wie habe ich mich gesehnt nach einem Augenblick, da mein Ohr die Worte vernähme: Dein Neffe ist nicht gestorben, er lebt. Ein solcher Augenblick ist gekommen; in welcher Gestalt! —" sagte sie endlich.

„Den Vorfall im Hause des Gouverneurs von Nizza finde ich rührend, in der Geschichte des Soldaten," sprach Magdalene.

„Er ist es; er ist um so gewisser erdichtet!" rief Baptiste.

„Er trägt doch ganz das Gepräge der Wahrheit," antwortete sie.

„Peter Mege," — bedachte sich der Prior von St. Anne; „so hieß ein Soldat der Marine, welcher einst drohte, mich zu erschießen, als ich im priesterlichen Ornat zum Altare ging, weil ich ihm ein falsches Zeugniß versagt. Man bot ihm Geld, die Entweihung zu verhüten; er nahm es und wurde später zur Verantwortung gezogen."

„Wer der Nichtswürdige sey, der die Ehre unseres Namens befleckt und seine Hand nach unserem Eigenthume ausstreckt: ich halte sein Leben in meiner Hand, und ich werde es nicht schonen!" rief Herr Rolland, mit Heftigkeit die Papiere erhebend. „Was will er gegen diese Beweise thun? und ich werde sie vermehren," setzte er hinzu, die Schriften Herrn Tardivy reichend.

Dieser sah sie durch, wieder durch; er schien Etwas dabei zu vermissen. „Es ist kein Auszug aus dem Sterberegister dabei," sagte er: „die Ordonnanz von Siebenundsechzig fordert: Alter, Verheirathungen, Absterben, müssen aus Kirchenbüchern bewiesen werden."

„Unnöthig," nahm der Generaladvocat das Wort: „wer wird ſich an den Buchſtaben des Geſetzes wenden, wo ſo überzeugende Beweiſe als dieſe ſprechen? Sag' Deine Meinung, Baptiſte, junger Rechtsmann," fuhr er fort, die Documente aus der Hand ſeines Schwagers in die ſeines Neffen legend.

Baptiſte las die Actenſtücke. „Wahrſcheinlich werden zu Vevay keine Kirchenbücher gehalten," ſagte er: „dieſe Documente alle unterſtützen ſo eines das andere, ſind in ſo regelmäßiger Form, daß mein Oheim Caille oder ſein Rechtsfreund die Erforderlichkeit des Documentes, deſſen Sie, mein Vater, Erwähnung thun, zur Rechtskräftigkeit des Beweiſes, den ſie führen wollen, ſchwerlich überſehen haben würden. Iſt dem, wie ich vermuthe, findet ſich Alles in Richtigkeit; denn die Verordnung, welche ſie anführen, geſtattet: Taufen, Trauen, Todesfälle können durch Privatdocumente, Privatzeugen, bewieſen werden, wenn an einem Orte,

Kirchenbücher verloren gegangen seyn, oder keine gehalten werden sollten."

„Der vierzehnte Artikel des zwanzigsten Titels," sprach Herr Rolland. „Das Gesetz ist stets in Uebereinstimmung mit der gesunden Vernunft; denn die Gerechtigkeit ist nichts Anders, als diese."

„Der Pfarrer von St. Louis war zugegen, als ich den Brief erhielt, der mir den Tod meines Neffen meldete. Er hat ihn gelesen, er hat meinen Schmerz bei der Nachricht gesehen. Er kann den Empfang bezeugen, —" sagte die Dame Rolland.

„Den Brief, wenn Du ihn bewahrt hast, auch die Schenkungsacte Deines Grundstückes zu Manosque an die dortigen Armen als Spital, such' hervor. Der Tod Deines Neffen ist in dieser als Ursach der Schenkung aufgeführt. — Beide Papiere müssen zu den Acten."

„Rougon ein Freund des katholischen Glaubens! ein Neophyt! —" rief Herr Tardivy. „Ich erinnere mich, wie er im Jahre nach seiner Auswanderung Junel zurechtwies, der Jemand an ihn

gesandt, ihn zur Veränderung seines Glaubens zu überreden. Man müßte bei Claude Junel nachfragen: ob der Brief, den mein Neffe in dieser Angelegenheit schrieb, sich noch unter seines Vaters nachgelassenen Papieren befindet? Er wäre ein wichtiges Actenstück. Du wirst morgen nach Caille," fuhr er fort, zu seinem Sohn gewendet: „sieh das Archiv durch. Was Du in demselben von der Handschrift Deines verstorbenen Vetters, über dessen Studien, dessen Krankheit, dessen Tod entdeckst, nimm zu Dir; frage nach dem Brief —"

Hier unterbrach die Unterredung ein Diener, welcher Magdalena zum Präsidenten von Malivern, zu ihrem Vater berief. Das Mädchen nahm Abschied, mit dem vorigen Anstande, mit der vorigen Gleichmüthigkeit: Baptiste's Augen folgten ihr mit einem Blick, welcher das Verlangen ausdrückte, sie nicht nur mit dem Blicke zu begleiten; doch machte er sich nicht los von Vater und Oheim, die weitere Aufträge für ihn, in Bezug auf seine bevorstehende Sendung besprachen. „Es giebt für

mich nur Schmerz und Zwang bei dieſer Liebe," ſagte er zu ſich ſelbſt, als ihr ſchönes Bild die ſich ſchließende Thür ſeinen Blicken entzogen, ſenkte letztere eine kurze Zeit, erhob ſie dann mit Feſtigkeit zu den beiden Männern.

„Er könnte zugleich die Angelegenheiten abmachen, wegen deren wir auf der Fahrt übereingekommen ſind —" hatte der Generaladvocat Herrn Tardivy vorgeſchlagen. Dieſer erklärte ſich einverſtanden. „Ludwig Rey laß rufen, wenn Du nach Caille kommſt," ſagte er nun zu Baptiſte, „meld' ihm, wir nähmen den Acker zurück, den wir ihm früher gegeben und bewilligten ihm ſtatt deſſen, wie er gewünſcht, jährlich zwei Fuder Jahrgetraide. Sag' ihm, es geſchehe in Erwägung der Dienſte, die er Deinem Oheim von Caille geleiſtet, der Reiſen, welche er zu demſelben nach der Schweiz gethan. Auch mit Anton Audibert ſchließ ab, wegen der Mühle. Wir genehmigen die von ihm vorgeſchlagenen Bedingungen. Sie ſind in den Händen Juneli's. Du ſollſt Blanketts zu den Verträgen

erhalten, laß Dir Contracte aufſetzen, und ſie von den Männern unterſchreiben. Fördere Deine Geſchäfte, junger Mann: ich wünſche die Acten ſobald als möglich vollſtändig zu haben, daß dem Aergerniß ein Ende ſey.“

4.

Baptiſte befand ſich auf dem Wege nach Caille. Der Hauch des Meeres war in der Nacht über das Land gezogen; fern und nah ſpiegelte ſich unzählig die Sonne in allen grünen, weißaufzitternden Blättern der Oelbäume, in dem breiten Orangenlaube, an Felſen und ſchimmernden Baſtiden. Lerchen überſchwebten, unſichtbar in der Höhe, die Felder mit Geſang; Nachtigallen überflöteten, überſchmetterten einander in feuchten, buſchigen Niederungen. Schon traten im tiefen Blau des ſüdlichen Morgenhimmels die weißen Mauern des Schloſſes zu Caille auf viereckigter, grüner Terraſſe empor, von langen Doppelreihen der Orangenbäume umgeben,

und hinter dem Schlosse erhoben sich dunkel die gothischen Thürme der älteren Priorei. Es war kein Festtag, kein Heiligenfest: doch schallten von denselben die Festglocken Baptiste entgegen; immer lauter mit der daherwehenden Luft, bald nicht mehr mit der dahinwehenden ersterbend.

Staunend erreichte er den Ort. Die Bewohner strömten zur Kirche in ungewöhnlicher Zahl. Sein Weg zum Schlosse führte an der Priorei vorüber; der grüne Platz vor der Kirche war von Menschen erfüllt, welche laut und heftig mit einander sprachen. Viele zeigten sich im Schwarme auf den Stufen vor dem Eingang zum Heiligthume, versammelt um einen Mann, der mit lauter Stimme einen an der Thür befestigten Anschlag ablas. Die Erscheinung Baptiste's mehrte die Aufregung. Es wurde gezischelt, auf ihn gedeutet, er hörte Ausrufungen, die er nicht verstand; die Nächststehenden blickten ihn mißtrauisch, verwundert, drohend an; einige auch mitleidsvoll, alle mit dem Ausdruck einer besondern Empfindung. „Was ist vorgefallen?“

rief er vom Wagen herab. Man beantwortete nicht seine Frage, ihn gar nicht grüßend oder mit Befangenheit. Er ließ halten, sprang ab, und begab sich zur Kirche, die Ursach dieser allgemeinen Aufregung zu erfahren.

Schon am Eingange scholl die Stimme des älteren Priors ihm entgegen, der Name Caille. Er trat in die für die Gutsherrschaft bestimmte Tribune. Die Augen des Geistlichen trafen ihn von gegenüber und verließen ihn. Derselbe fuhr fort im Strome seiner Rede; die Kirche füllte sich unaufhörlich. Er sprach von den glücklichen Tagen, welche die Versammelten unter der Herrschaft des Herrn von Caille gehabt; ein wie rechtschaffener und gütiger Herr dieser gewesen. Er verhieß ihnen die Wiederkehr solcher Tage durch den Sohn, der nicht gestorben sey, wie seine Familie vorgebe. Durch ein Wunder habe Gott ihn hervorgehoben aus Niedrigkeit, Vergessenheit, Elend, worein die Macht und Schlauheit seiner Verwandten ihn herabgedrückt, und gleichsam begraben, seiner frommen An-

hänglichkeit wegen, an der katholischen Religion. Vor dem Hauche des Herrn sey das Blendwerk zerstiebt, wie der Nebel auf dem Meere. Durch unverwerfliche Zeugen habe er seinen Stand dargethan; ihn zurückgeführt in den Schooß der Kirche. Er schilderte nun die Wege, mittelst welcher dies geschehen sey; Alles wiederholend, was der Soldat von seinen Leiden, seinen Besorgnissen, seinen Entbehrungen vorgebracht; der Verbrechen, deren er sich schuldig bekannt, nicht erwähnend. Nicht ihm, nicht seinen Zuhörern war der Widerspruch ein Anstoß, welcher in dem Lobe, das er der Güte und Rechtschaffenheit des Herrn von Caille ertheilte und der Grausamkeit enthalten war, die derselbe wider seinen Sohn verübt haben sollte.

Er schilderte die Gefahren, von welchen der Jüngling umringt sey; da reiche, übermächtige Verwandte, im Besitze seines Vermögens, seiner Güter, ihn nun um so mehr verläugneten, da ihn Henkerstod bedrohe, würde seine Herkunft nicht anerkannt. Seine Augen glühten, sein erdfahles Gesicht war geröthet;

seine harte, eintönige Stimme hatte Wechsel erhalten und Biegsamkeit.

Jetzt flehte er seine Zuhörer in weichem Ton, dem Sohn ihres Wohlthäters, dem unschuldig Verfolgten, den einzigen Beistand zu leisten, womit sie ihn unterstützen könnten; ihm mit ihrem Gebete beizustehen. Er erinnerte sie an eigne Niedrigkeit und Drangsale; nahm das Bild von dem Saatfelde, wo ein schwacher Halm den andern stützt und schirmt; da in den vereinten Aehren der Segen des Herrn sey, die Erhaltung des Menschengeschlechtes. So wären beide auch im Gebet des Armen für den Armen, des Schwachen für den Schwachen, des Unterdrückten für den Unterdrückten. Bei diesen Worten warf er sich in der Kanzel nieder auf die Knie, in stummem Flehen. Thränen flossen, leises Schluchzen scholl allseits her aus der Menge, die Knie senkten sich, die Häupter waren geneigt, tiefe Stille herrschte. — Selbst Baptiste fühlte sich von unbestimmter Rührung mit ergriffen, um im folgenden Augenblick mit Betroffen-

heit zu erwägen, für wen dies Gebet emporſteige — welche gewaltige Macht die öffentliche Rede, welche furchtbare Macht wider ihn und wider die Seinen gerichtet ſey. —

„Darum werde des Volkes Stimme Gottes Stimme genannt. In die Vereinigung des Volkes habe Gott Macht gelegt zur Beſchützung der Unterdrückten," hub jetzt der Redner, andere Leidenſchaften aufregend, mit ſtarker, ſchmetternder Stimme wieder an. Seine Augen richteten ſich auf den Jüngling ihm gegenüber, Blitz auf Blitz zuckend. Die Blicke der Verſammlung folgten den ſeinen drohend, ergrimmt. Baptiſte fühlte ſich durchdrungen vom Muthe der Unſchuld wider das Unrecht. So gewaltiger er die Macht erprobte, welche ihm entgegentrat, ſo kräftiger wuchs ſeine Kühnheit, ihr zu widerſtehen. Ohne Vorſtellung, was erfolgen könne, was er thun wolle, erhob er ſich in der Tribune, trat vor an die Bruſtwehr und ſtellte ſich mit Feſtigkeit den auf ihn gewen-

deten Blicken dar, herausfordernd, was ihn bedrohe, entſchloſſen zur Vertheidigung.

Der Prior fand nicht für gut, die Gemüther weiter zu entflammen; er beſänftigte ſie. Den Gebrauch ſeiner Macht habe das Volk zu ſparen für die äußerſte Noth. Zeit ſchenken müſſe das barmherzige, das unterdrückte, den Uebelthätern, den Unterdrückern zur Reue, zur Vergütung ihrer Schuld. Mit der Ausführung dieſes Satzes ſchloß er ſeine Rede.

Der Gottesdienſt war geendet. Baptiſte begab ſich zum Schloſſe; unangegriffen auf dem Wege, doch von Allen gemieden. Die Dienſtleute im Schloſſe ſelbſt empfingen ihn verlegen, beſtürzt, mit fragenden Blicken. Ihre Mienen ſprachen, was ihr Mund verſchwieg; nur der Hund im Hofe ſprang auf und ab an ſeiner Kette, mit unveränderter, ungeſtümer Freude beim Anblick des Herrn.

Baptiſte hieß den Notar Funel rufen und begab ſich auf die Terraſſen. Seine ferneren Schritte überlegend, ging er hier auf und ab, den Blick

auf den grünen Abhang an ſeiner Seite gerichtet, der ſich ſenkte in eine ſchmale Wieſe, überdeckt mit Goldlack, Ranunkeln, Tazetten, Aurikeln, als habe Flora daſelbſt ihr ganzes Füllhorn verſchüttet; jenſeits welcher die Durance in leichten, ungeſtümen Wellen, wie das Blut in den Adern ihrer Anwohner fließt, dem mittelländiſchen Meere zueilte, das, ein blauer Streif, zwiſchen nebelhaften Felſen am äußerſten Horizonte erſchien. Er bemerkte nicht das Spiel der Sonnenſtrahlen zwiſchen den Blumen, nicht das Rauſchen und Funkeln der Welle, das Summen der Bienen über ihn in den Orangenwipfeln; er dachte nicht daran, wie er am vergangenen Tage Magdalenen, zwiſchen ſeinen Geſchwiſtern, ihren Strauß auf der Wieſe pflücken ſah, ganz ergriffen von dem Eindruck, von welchem er kaum Zeuge geweſen.

Die überzeugende Kraft der Beweiſe aus der Schweiz, an deren vollſtändige Zulänglichkeit er nicht gezweifelt, ſtellte ſich ihm plötzlich zweifelhaft dar, verglichen mit der Gewalt, welche jener Ein-

druck bewirkt. Das große eherne Familienwappen der von Caille über dem Haupteingange zum Schloſſe blickte dunkel ſeitwärts her durch das leuchtende Orangenlaub und mahnte ihn an das Unglück, die Würde der Beſitzer, von denen dieſe Güter ihm und den Seinen überkommen waren. Auch ſie waren der geiſtlichen Gewalt erlegen. Doch mitten unter ſolchen Eindrücken und Betrachtungen ſtärkte ſich in ihm das Vertrauen auf das Recht, die dem Menſchen begreifliche Gottheit, der er ſich zum Prieſter geweiht. Er ließ die ſämmtliche Dienerſchaft des Schloſſes zur Stunde des Abendgeläutes in die große Halle deſſelben entbieten, mit dem Befehl, von den Leuten des Ortes ſo Viele hinzu zu berufen, als der Raum faſſen wolle. Darauf ging er in Gedanken die Umſtände vom Bericht des Intendanten, den Inhalt durch der Zeugniſſe aus der Schweiz, welche das Vorgeben des falſchen Rougon als Betrug erwieſen, um das ganze Ereigniß der Verſammlung treu und beſtimmt vorzutragen.

Jetzt erschien der Notar. Das peinliche Schweigen hinsichtlich des Geschehenen ward nun gebrochen. Es bedurfte keiner Versicherungen, den alten Diener und Freund des Hauses, dessen Vorfahren seit einigen Generationen Diener und Freunde desselben gewesen, der mit allen seinen Verhältnissen, auch mit denen bekannt war, welche zwischen den Priors von Caille und der gegenwärtigen Grundherrschaft obwalteten, vom Betruge des Soldaten zu überzeugen. Eifrig und voll Unwillen bemühte Funel sich in der Angelegenheit. Sobald er Baptiste das Archiv eröffnet, eilte er hinweg, die Papiere seines Vaters herbeizuholen. Gemeinschaftlich durchforschten sie das eine und die andern. Baptiste fühlte sich mächtig erleichtert, durch die Theilnahme, den Eifer des Notars. Allein einer überlegenen Macht entgegentreten, ist für den Menschen schwer; ein einziger Freund an seiner Seite vervielfältigt seine Kraft; das Gefühl, einen Andern zu vertheidigen, giebt ihm ein Gefühl der Unbesieglichkeit.

Der Brief des jungen Rougon ward gefunden. „Schicken Sie weiter keine Unterhändler an mich," lautete dessen Schluß: „vergebens liegt man mir an, meinen Glauben abzuschwören; sie ärndten keine Frucht ihrer Bemühungen, und laufen Gefahr ausgepeitscht zu werden, entdeckt man sie. Nutzen Sie diesen Rath und mißbrauchen Sie nicht meine billige Denkweise, der Sie allein danken, daß ich Ihren Brief nicht vorgezeigt habe." Das Schreiben war vom ersten Februar 1586. Auf der Kehrseite hatte der Vater Funels, der vor zehn Jahren gestorben war, geschrieben: Brief des Herrn von Rougon. Noch ein Brief dieses Letzteren von eben dem Datum an den Pachter und Notar Perrier zu Rougon gerichtet, fand sich im Archiv; auch das Bildniß des jungen Mannes. Es war zu Lausanne gemalt und kam überein mit der Schilderung, welche von seinem Aeußern der Rath jener Stadt entwerfen: die Augen waren blau, das Haar lichtbraun, das Colorit lebhaft und zart, die Nase sehr gebogen. Das Ganze verrieth etwas

Schwächliches; doch mußte er ein schöner junger Mann gewesen seyn. Nach Beendigung dieses Geschäftes, wurden die Blanketts zu den Contracten, welche Baptiste mitgebracht, ausgefüllt, die betheiligten Männer berufen, sie zu vollziehn.

Ludwig Rey, der Besitzer der Schenke im Ort, ein umständlicher, sorgenvoller Familienvater, freute sich des mühefreien Gewinnes, den er für einen ungewissen, Mühwaltung fordernden eingetauscht, indem er statt des Ackers Jahrgetreide erhielt. Baptiste erleichterte ihm auch die Verpflichtung zum Dank dafür; ihn mit Herzlichkeit an die Beschwerden erinnernd, welche er für die Familie des Gutsherrn getragen. Dem rüstigen Müller schien die Nachricht seiner genehmigten Anträge willkommen; doch empfing er sie mit Selbstgefühl; im Bewußtseyn, daß, wenn der Vortheil bei dem Handel überwiegend für ihn sey, für die Gutsherrschaft kein Schaden dabei wäre, Bedingungen genehmigt zu haben, die ein Andrer ihr vielleicht so vortheilhaft

geboten, Keiner so zuverlässig als er gehalten haben würde.

Die Unterschriften waren gewechselt; noch zeigte die Miene des Schenkwirthes einen Ausdruck peinlicher Besorgniß, der freier ward, als der Müller geradezu fragte: wie es um ihre Sicherung dadurch bei unvorhergesehenen Fällen stände? welche Bewandtniß es mit der Sache habe, wovon der Prior auf der Kanzel geredet, derentwegen er die Festglocken läuten lassen, und Gottesdienst gehalten habe?

Funel belehrte die Männer, durch welche Artikel und Ausdrücke der Verträge, sie unter allen Umständen im Besitz Desjenigen gesichert wären, was ihnen dadurch zugesagt worden; Baptiste forderte sie auf, sich in die Halle zu verfügen, wo er selbst unverzüglich der Wahrheit gemäß über die letztere Sache Auskunft geben würde.

Noch war das Abendgeläut nicht verschollen; schon wartete in dem weiten überwölbten Raume die berufene Versammlung, dichtgedrängt, bis weit

hinaus vor den geöffneten Flügelthoren, voll Spannung und ſtreitiger Muthmaßungen, über den Zweck ihrer Zuſammenberufung.

An der Seite des Notars trat Baptiſte in ihre Mitte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, mit dem verſchiedenſten Ausdruck. Ruhig und beſtimmt trug er vor, was ſich ereignet, den wahren Stand der Dinge, und welche Beweiſe den Elenden des Truges überführten, der wage, ſich des Namens Caille anzumaßen. Er warnte die Verſammlung, keinen Einflüſterungen Gehör zu leihn; das Urtheil der Gerichte abzuwarten, die allein Kenntniß und Befugniß beſäßen, in dieſer Sache ein Urtheil zu ſprechen; bedeutete ſie, ruhig auseinander zu gehn, ſich überhaupt ruhig zu verhalten. Sollte Einer oder der Andre den Sinn ſeiner Worte nicht gefaßt haben, wiederholt Aufklärung wünſchen, verwies er ſie an den Notar, in deſſen Hände er zugleich, was er ſo eben geſagt, zu jenem Zweck ſchriftlich niederlegte.

Sein Ernſt, ſeine Feſtigkeit, erhielten irgend

ein Schweigen unter der Menge, so lange diese sich in seiner Gegenwart befand. Das Gemurmel in ihr wurde lauter, Trennung erfolgte in ihr, sobald sie in's Freie gelangt war. Die Bernards, ihre Verwandte und Freunde thaten sich zusammen; ein andrer Theil versammelte sich um den Müller Audibert. Streitend, immer hitziger streitend, so wie sie sich mehr vom Schlosse entfernten, vergeblich und mit wenigem Nachdruck von Ludwig Rey begütigt, zum Frieden ermuntert, sah Baptiste diese Parteien, in einzelnen Schwärmen, sich in das Gitterthor verlieren, das ein Gewölbe schloß, welches unter der Terrasse hindurchführte, die gen Osten dem Orte zu lag; sah, wie viel leichter es sey, die Menge aufzuregen, als sie zu beruhigen. Funel verhieß ihm beim Abschied, zu diesem Endzweck auf das Thätigste zu wirken; mit viel sorgenvolleren Gedanken, als ihn auf der Herfahrt beschäftiget, kehrte er dennoch zurück nach Aix.

Ein Brief des Marineintendanten an Herrn Rolland war in seiner Abwesenheit angelangt. Er

hatte den angeblichen Rougen auf das Admiralschiff in Arrest bringen lassen. Der Commandeur der Marinetruppen, Ritter von Infreville, sah hierin eine Verletzung seiner Autorität und gab den Arrestanten frei, am Vorabende einer Reise, welche er nach Paris unternahm. Herr von Vauvray ließ ihn zurückführen in's Arsenal. Nun aber wünschte er die Angelegenheit durch schleunig über ihn gehaltenes Kriegsrecht zu beendigen. Gelang es dem Ritter, zu Paris eine Entscheidung zu seinen Gunsten in dem Streit über die Grenzen der Befugniß ihrer Posten, der sich unter ihnen erhoben, zu bewirken, ward dieser hiedurch begegnet. Er bat Herrn Rolland deswegen, ihm die Documente aus der Schweiz schleunig zu senden; er setzte ihm auch die Vortheile auseinander, welche eine unverzügliche Beendigung der Angelegenheit für ihn haben würde, da die Geschichte des Soldaten beginne, Aufsehen zu erregen, die Jesuiten sich ihres Bekehrten annähmen und die öffentliche Meinung zu dessen Gunsten stimmten.

„Herr von Vauvray meint es freundschaftlich mit uns — ich werde seine Höflichkeit erwidern, indem ich seinem Streit mit dem Ritter von Infreville eine Wendung zu seinen Gunsten ertheile. Der Kanzler von Pontchartrain schlägt mir nicht ab, daß der König genehmigt, was er hinsichtlich des Soldaten verfügt." Mit diesen Worten, gesprochen im Ausdrucke des Bewußtseyns eigner Bedeutsamkeit, setzte sich Herr Rolland, schrieb an den Minister. Bei diesem Geschäft traf ihn Baptiste.

Er erstattete Bericht von den Vorfällen, welche sich während seines Aufenthaltes zu Caille ereignet, von den Maaßregeln, welche er daselbst getroffen, seinen Entdeckungen in den dortigen Papieren. Sein Oheim theilte seine Besorgnisse nicht. „Der Schlange," sagte er, „wird der Kopf zertreten seyn, bevor ihre Hirnschale Festigkeit gewinnt. So lange es ein Recht giebt, mögt' ich sehen, was wider solche Beweise auszurichten ist?" Er siegelte seinen Brief an den Kanzler; sandte dem Marineintendanten die Documente aus der

Schweiz, sammt den neuhinzugekommenen Belegen, und erklärte, er betrachte die Sache hiemit als abgethan.

5.

In einer schmalen, schmutzigen Gasse von Toulon, vor einem mit Statuen und Basreliefs reich verzierten Portale, das ein schön gearbeitetes Gitterthor verschloß, ging der kleinere der beiden Männer, die wir beim Anfang unserer Erzählung, in der Schlucht bei Marseille trafen, hastig auf und ab. Scharf blickte er durch das Gitterthor, einen langen und breiten Canal hernieder, an dessen Ausfluß ein Wald von Masten, Seegeln, Tauen, Wimpeln, Flaggen, das Meer verrieth, das er verdeckte.

Der Blick des Mannes war auf den höchsten der Masten gerichtet, an welchem, außer der weißen, eine purpurfarbige Flagge in der blauen durchsonnten Luft wallte und flaggte. Ihm unbemerkt, blieb ein anderer Mann auf der entgegengesetzten

Seite der Gasse stehen, sein unruhvolles Spähen und Auf- und Abwandeln betrachtend. „Meyere!“ rief er ihn nach einem Weilchen an. Der Gerufene wandte sich ihm hastig entgegen. „Was, Teufel, läufst Du hier vor dem Arsenale auf und ab, guckst nach der See, wie eine Gluckhenne, der die ausgebrüteten Entchen in's Wasser gegangen sind? — Und wie siehst Du aus? — Dein eignes Gesicht lacht über die Angst, die es zeigen muß!“ Indem er dies sprach, that zu beiden Seiten seiner schmalen, zusammengedrückten Augen ein Büschel Fältchen, gegen die Schläfe zu, sich wie ein Fächer auf, sein Lächeln zog durch seine grauen, eingefallenen Wangen, längs Nase und Mund, zwei lange Falten hernieder, welche sich unterm Kinn verschlangen.

„Mein Gesicht ist toll, wenn es lacht!“ rief Meyere: „funfzehntausend Franken, so gut als verloren, ein Freund, so gut als gehangen, ist das zum Lachen?“

„Sprich deutlicher.“

„Der Herr von Rougon — Dort sitzt er wieder auf der großen Meerente. — Wenn der heilige Antonius ihm nicht hilft; der heilige Ignatius kann ihn nicht retten.“

„Du, funfzehntausend Franken, der Herr von Rougon, der heilige Antonius, der heilige Ignatius — Wende Dich an den heiligen — den Schutzpatron der Narren; wie heißt er? Du faselst.“

„Höre! Sie brachten Ihn dorthin auf das Admiralschiff, weil er gesagt, wer er sey. Der Abbé Careidat bewies dem Ritter von Infreville, daß hiezu Niemand als er ein Recht gehabt und bewog ihn, den Arrestanten frei zu geben. So weit hatte St. Ignatius geholfen. Da reis't der Ritter nach Paris. Herr von Vauvray, der dem armen Burschen gram ist, weil er nicht lesen und nicht schreiben kann, läßt ihn zurückbringen in den vorigen Arrest. Nun sitzt er dort; morgen wird Kriegsrecht über ihn gehalten; wenn die Fische ihm nicht predigen, was er den Richtern antworten soll, ist er verloren; Niemand kann zu ihm

als sie. Gesagt muß es ihm werden; aus sich selbst weiß er nichts; denn mein Edelmann hat einen nobeln Muth, Stirn trotz Einem; doch verdammt wenig Hirn. Er wüßte nicht, daß er der Herr von Rougon wäre, hätten ich und Amphoux es ihm nicht gesagt. Er wird verstummen; er wird gehangen werden: ich komme um funfzehntausend Franken, die er mir verschrieben, sobald er zum Besitz seiner Erbgüter gelangt; ich komme um einen guten Gefährten, um welchem es mir wahrhaftig leid ist. Beibt er nicht ganz stumm, kann ich um meinen Posten als Gerichtsbote kommen, mich zur Ruhe gesetzt sehen auf Lebenszeit, dort unter einem jener Bäume ohne Zweige! — Hilf mir, Carbonel, hilf mir!" So rief er, hoch aufspringend in immer größerer Angst, sich an einen der Knöpfe Carbonels hängend.

„Dir geschieht Recht, für Deine Habgier. Du wolltest keinem Freunde Etwas gönnen; hab' allein den Gewinn;" antwortete dieser, sich losmachend. „Hättest Du früher gesprochen, ich hätte Dich zu

einem Rechtspraktikanten geführt, der die Großen in der Tasche hat, die Richter, die Reichen. — Was willst Du ausrichten mit einem kahlen Jesuitenabbé? Es ist zu spät. Geh', laß Dich hängen mit Deinem Edelmann!"

Bei diesen Worten riß er sich los von dem Geängsteten und ging seines Weges; während dieser wieder auf und ab wandelte, vor dem Eingang zum Arsenal, die Seiler jenseits des Gitterthors, die Schreiner, die Schmiede, die Galeerensklaven mit ihren geschorenen Köpfen und rothen Mützen, welche ab und zu trugen, betrachtend; nach einer Gelegenheit spähend, mit Ein- oder Ausgehenden in den Hof zu schlüpfen, um von dort weiter zu gelangen zu dem Freund, oder Botschaft an ihn gelangen zu lassen. Doch er spähte umsonst; scharf hatten die Posten Obacht.

Der Abend kam indeß. Aus der Ferne hörte man das Gerassel der Ketten der Galeerensklaven, welche in der Stadt beschäftigt gewesen und zurückgeführt wurden in's Arsenal; hier hatte die Ar-

beit aufgehört; das Gitterthor öffnete sich den Handwerkern aus der Stadt, welche daselbst zu thun gehabt, zur Heimkehr in ihre Wohnungen. Auf dies Getümmel der Hineindringenden und Herausdringenden, hatte Meyere vorzüglich seine Gedanken gerichtet. Mit stämmigem Schritt, mit keckem Blick trat er zwischen denselben in den Hof. Schon stand er jenseits des Thores, unangehalten: da wurde sein einer der Aufseher gewahr, wies ihn zurück, verwies mit dem Geschäft, welches er vorgab, ihn auf den folgenden Tag. — Keine Widerrede galt; er mußte wieder hinaus; krachend fielen die Thorgitter zu, wurden geräuschvoll geschlossen, verriegelt — um seine Hoffnung war es geschehen. Das Geschwirr der Hereingegangenen, der Herausgegangenen entfernte sich; die Sonne sank; plötzlich war es Nacht; doch keine Nacht der Dunkelheit; seinen Zwecken günstig. Der Mond, aufsteigend in lichtblauen Nebeln aus dem flimmernden Meer, erhellte den Hof, entzog die

Möglichkeit, im Schutze der Finsterniß zu versuchen, was am Tage mißlungen war.

Mit dem nächsten Morgen befand sich Meyere wieder zur Stelle. Die Sorge hatte ihn abgemagert während der einzigen Nacht. Seine runden Waden zitterten an den kurzen Beinen; er sah blaß aus, die funkelnde Munterkeit seiner Augen war erloschen; Thränen standen in denselben, er schlich und weilte ungewiß.

Nun kam jenseits des Gitterthors sein Gefährte aus der Schlucht inmitten einer Wache daher vom Hafen. Das Thor ward aufgethan; umgeben von seiner Begleitung ging der Arrestant hervor. Meyere hielt sich an der Seite des Trupps auf der Gasse, sich demselben mehr und mehr nähernd, so wie sie weiter in dieser herabkamen. „Cadett!" rief er jetzt den Gefangenen, welcher ihn nicht bemerkte, dicht an dessen Seite, mit kläglichem Laute an: „armer Freund, wie nun? — Was wirst Du den Richtern sagen? —" „Daß ich der Herr von Rougon bin," antwortete zuversichtlich der Soldat.

„Du wirſt es ihnen beweiſen müſſen.“

„Sie müſſen mir beweiſen, daß ich es nicht bin.“

„Wenn ſie ſich darauf nicht einlaſſen — wenn ſie Befehl geben, Dich aufzuknüpfen, genügen ihnen Deine Antworten nicht —“

„Mir iſt nicht bange; dazu wird es nicht kommen.“

„Käme es dazu — wirſt Du Deinen Freunden verzeihen? Giebſt Du ſie nicht an? Es würde Dir zu nichts nützen. Sie haben es gut mit Dir gemeint. Ich thäte wer weiß was, Dir zu helfen, mein armer Junge!“

„Ich glaube, Du weinſt? Laß mich in Frieden! Ich bin und bleibe, wie mein Name beſagt: Grenadier sans regrèt.“

Das Hotel des Marineintendanten erſchien in der Ferne. Meyere blieb zurück, dem Gefährten, der ihm nicht weiter Rede ſtand, mit betrübtem Blick nachſehend, bis derſelbe in das Thor jenes Hotels eingegangen war, die letzten Bajonetſpitzen

der ihn begleitenden Wache unter demſelben verſchwunden waren.

Das Kriegsgericht befand ſich in jenem Hotel verſammelt. Herr von Vauvray hatte den Richtern den Fall vorgetragen, ihnen die Documente dargelegt, welche er von Herrn Rolland erhalten; der Gefangene ward vorgefordert. Ihm gegenüber, indem er eintrat, ſaß in der Reihe der Richter der Maltheſerritter von Montſuron. Kaum hatte dieſer den Eingetretenen erblickt, als er ihn in's Auge gefaßt behielt, ihn ſcharf betrachtend, indeß der Herr von Vauvray an ihn die erſte Frage richtete, die Frage nach ſeinem Namen.

„Andreas von Antravergues von Rougon," entgegnete der Arreſtant, unbewegt durch den Blick des Ritters.

„Den Gefangenen kenne ich," nahm dieſer das Wort, indem er ſich erhob. „Im Jahre 1676, als der König mich an die Stelle des Herrn von Espagnet zum Capitain der Galeere la Fidelle ernannte, befand dieſer Soldat ſich auf derſelben

unter der Besatzung, sein Vater als Ruderknecht. Sprich, wo wareſt Du im Jahre 1676?"

„Sie kennen mich nicht. Ich war nicht auf der Galeere la Fidelle, bevor dem Jahre 1695. In dieſem Jahre nahm ich Dienſte daſelbſt."

„Antworte, wo Du warſt?" ſagte Herr von Vauvray.

„Es iſt lange her; wie ſoll ich das noch wiſſen?"

„Ich kann nicht irren, er iſt derſelbe Soldat. Ich habe ihn oft wegen Vernachläſſigung des Dienſtes an die Kette legen und ziemlich lange daran ausharren laſſen," ſprach der Ritter wieder. Hiemit befahl er, ſeinen Secretair Marin herzuſordern. „Er diente zu eben jener Zeit auf der Galeere als Schiffsſchreiber. Wir wollen ſehen, ob auch er ſich ſeiner erinnern wird: iſt dies, wird er ſeinen Namen wiſſen," fügte er hinzu.

Während man ſeinen Befehl vollzog, ging das Verhör des Arreſtanten weiter. Er wußte nicht den Taufnamen der Frau von Caille, er wußte nichts vom Ausſehen ihres Gemahls, oder der

Mutter deſſelben, von welcher er vorgab, erzogen zu ſeyn. Er konnte nicht ſagen, in welcher Straße zu Manosque das Haus ſeiner Aeltern gelegen; nicht, ob ſein Vater das Haus, welches er zu Lauſanne inne gehabt, allein, oder mit Mehreren bewohnt. Er vermochte keiner Einwendung zu begegnen, welche wider ſeine Identität mit der Perſon, für die er ſich ausgab, erhoben wurden, keine von ihm aufgeſtellte Thatſache wahrſcheinlich zu machen — Sein Gleichmuth, ſeine Zuverſichtlichkeit wurden dadurch nicht geſtört.

„Haben einige der Herren gezweifelt, ob wir es mit einem Betrüger zu thun hätten? ich denke, ſie ſind durch ihn ſelber überführt," ſagte der Intendant.

„Betrug oder Dummheit?" — rief einer der Beiſitzer des Gerichtes: „ſeine Ruhe, ſeine Gleichgültigkeit machen mich irre."

„Betrug und Dummheit, und die Frechheit, welche eine Tochter letzterer iſt, welche ſo oft beim Pöbel angetroffen wird," entgegnete jener.

Der Secretair Marin trat ein. Auf den ersten Blick erkannte er den Arrestanten. „Er heißt Peter Mege, aus Joucas, Sohn von Franz Mege," sagte er. „Er war Soldat auf der Fidelle, sein Vater Ruderknecht daselbst im Jahre 1676. Als dieser wegen Fälschung auf die Galeere gebracht ward, hatte er ihn nicht verlassen wollen. Ich habe ihn seit 1682 nicht gesehen; doch erinnere ich mich seiner deutlich. Ungefähr zwei Jahre zuvor hatte er seine Religion zu Marseille, in der Jesuiterkirche, in die Hände des Paters Rosignol abgeschworen. Im Jahre 1690 befand er sich unter einem Detaschement der Galeerensoldaten, das auf die Kriegsschiffe abgegeben ward, und erhielt zu Rochefort den Abschied wegen Krankheit."

„Nichts von alledem geht mich an."

„Du nennst Dich doch Peter Mege, hast unter diesem Namen Dienste genommen."

„Ich heiße Andreas Antravergues von Rougon, mein Vater heißt Herr von Caille."

Der Secretair beschwor die Wahrheit seiner

Aussage, daß der Soldat, den er vor sich sehe, Peter Mege sey; der Ritter von Montfuron leistete einen gleichen Eid.

Herr von Vauvray zeigte das Bild des jungen Caille dar. „Ein Bild mag im Ganzen unähnlich seyn; welcher Maler aber malt scharfe blaue Augen statt schwarzer verschwimmender, lichtbraunes lockiges Haar, statt dunkeln platten, eine Adlernase statt einer gebogenen, lebhaftes Kolorit statt eines fahlen?" rief er aus. „Dies Gemälde ist nicht das Bild des Herrn von Rougon, oder der Gefangne ist nicht dieser. Aber wie sollte es das Bild eines Andern seyn? Die Farben sind eingetrocknet; es mag funfzehn Jahre alt seyn; darunter in der Ecke steht der Name, das Jahr: Isaac von Rougon, Lausanne, 1687."

„Das Bild ist untergeschoben; ich habe nie gelitten, daß man mich malte," schrie der Gefangene.

Das Verhör begann auf's Neue. Er antwortete nicht genügender als zuvor. Er konnte sein

Alter nicht bestimmt angeben. Er gab die Namen seiner Schwestern unrichtig an, die Zahl seiner Geschwister, er wußte die Freunde seines Vaters nicht zu nennen, welche ihn bei seinen früheren Versuchen der Flucht zurückgebracht zu jenem. Er gerieth dadurch nicht in Verwirrung; in seinem Gesichte war ein Lächeln, ein Ausdruck, als ob es ihn belustige, so viele wichtige Männer zu mystificiren, vergeblich zu bemühen; ein höhnisches Behagen, etwas zu wissen, das sie sich umsonst mühten zu erfahren, unerachtet sein Leben auf dem Spiele stand.

Die Beisitzer des Gerichtes erklärten, es sey an der Zeit, das Verhör zu endigen, zum Stimmen zu schreiten; der Präsident schickte sich an, den Gefangenen zu entlassen, die Urtheile zu sammeln — da ward laut an der Thür gepocht.

„Wer wagt hier einzudringen?“ rief der Intendant. Es war Herr Levasseur, der Director der Marine. Seine Unterbrechung entschuldigend,

richte er dem Herrn von Vauvray einen Brief. Dieser las:

„Seine Majestät der König billigen vollkommen, daß Herr von Vauvray den Soldaten, welcher sich für einen Sohn des Herrn von Caille ausgiebt und zur katholischen Kirche übergetreten ist, arretiren lassen. Die Willensmeinung Seiner Majestät geht dahin, daß derselbe den bürgerlichen Gerichten übergeben werde, damit diese ihm den Proceß machen und mit der Strafe belegen, welche seine Betrügerei verdient. Alle Zeugnisse vom Tode des wahren Caille, die der Herr von Vauvray in den Händen hat, sollen den Gerichten mit ausgeliefert werden."

Das Schreiben war vom Kanzler von Pontchartrain unterzeichnet, an Herrn Levasseur addressirt.

Laut wiederholte der Marineintendant vor dem Gerichte die Lesung desselben. „Unsre Sitzung ist aufgehoben, wie Sie sehn, meine Herren," sagte er. „In's Stadtgefängniß," setzte er hinzu, auf den Arrestanten winkend, der abgeführt und der

Wache übergeben ward. Schweigend sah der Intendant ihm nach: „Ich kann nicht umhin, diese Wendung der Sache zu beklagen," sprach er. „Das Kriegsgericht urtheilt rasch, vollzieht rasch; der schlichte Verstand des rüstigen Kriegsmannes fällt bei demselben das Urtheil. Was können aus dieser Angelegenheit noch die Chikane, der schwankende Gang des Civilprocesses machen! —"

Unter dem Haufen der Gaffer, der vor dem Hotel des Marineintendanten stets durch die wechselnden Erscheinungen versammelt ward, welche das Seeleben und sein Geschäft in Bezug auf dasselbe bei diesem ein- und ausführten, verweilte Meyere noch einige Zeit in banger Spannung hinsichtlich der Entwickelung vom Schicksale seines Gefährten. Die Besorgniß, allzunahen Theil daran zu verrathen, trieb ihn endlich hinweg. Er irrte umher; doch konnte er nicht widerstehn, um die Zeit, da er das Kriegsgericht für beendigt hielt, sich daselbst wieder einzufinden. Schüchtern erkundigte er sich nach dem angeblichen Rougon; nach dem Spruch

des Gerichtes. Er vernahm, das Gericht sey auseinandergegangen, der Arrestant nach dem Stadtgefängniß geführt. Er konnte diesen Bescheid nicht recht begreifen; ein Andrer, ein Dritter bestätigten ihn. Er eilte in's Stadtgefängniß, zum Schließer, seinem guten Bekannten.

Hier hörte er wieder, was man ihm gesagt; nichts Näheres, nichts Tröstlicheres. Der Schließer wußte nicht, in welcher Absicht der Gefangene hergesandt war. Dieser selbst hatte nicht sagen können, welche Wendung sein Schicksal bekommen? Er behauptete, der König habe seine Unschuld eingesehen und ihn freigesprochen. Indessen war er in den tiefsten Kerker gebracht; vergebens suchte Meyere den Schließer zu überreden, daß er ihn zu demselben bringe; der Befehl, welcher untersagte, irgend Jemand zu ihm zu lassen, war zu streng.

Eine Rückkehr von Leben zuckte doch noch durch die Adern des Gerichtsboten; sein munteres Herz fing wieder an sich zu regen. Er eilte weiter, fra-

gend, laufend, forſchend, da, dort, achtlos der Sommermittagshitze, des Hungers, des Durſtes. Bei jedem günſtigen Wort wurden ſeine Muskeln ſtraffer, lebhafter ſeine Farbe, ſeine Augen friſcher, blanker ſeine Wangen, ſeine Gebehrden kecker, bis er die volle Wahrheit herausgefragt, nun wiederſtämmig auf ſeinen Beinen ſtand, ſich wieder fühlte und im Uebermaaße der Getroſtheit in's Wirthshaus niederließ, ſeinen Körper zu erquicken, ſich mit Ausheckung neuer Projecte zu beluſtigen. Er begann, ſeine Angſt am verfloſſenen Tage, während der Nacht, am Morgen zu verhöhnen. Immer übermüthiger, wie mit jedem Glaſe mehr das er zu ſich nahm, deren Gefühl mehr aus ſeinem Körper wich. Carbonell, der Rechtspraktikant, der die Großen in der Taſche hatte, waren die Grundpfeiler ſeiner Plane. Die Jeſuiten, eine Schaar von Zeugen, den Gefangenen als den Herrn von Rougon zu erkennen, er ſelber, welcher als Gerichtsbote die Zeugen bei Civilproceſſen vorlud, gehörten hinein. Bunt und munter ging

alles dies herum in seinem Kopf, bis sein Kopf selber herumging. Nichts desto weniger machte er sich auf nach der Wohnung Carbonells. Einige Zwiebeln, Kohlstauden, Salathäupter, während seiner Nachforschungen auf dem Markt ihm von einigen Gevatterinnen, Gemüsehändlerinnen, Gärtnerinnen verehrt, von ihm keineswegs vernachlässigt der wichtigern Sorgen halber, band er in ein rothes Tuch, hängte die vier zusammengeknüpften Zipfel über den metallenen Knopf seines Stockes, lehnte diesen auf die Schulter, schritt so aus der Thür des Wirthshauses, lustig der Wohnung Carbonells zu, mit Holpern und Sprüngen welche das Kraut in dem rothen Bündel am Stock hinter ihm in der Luft unwillkührlich nachhüpfte.

„Meyere — sieh da — wie fröhlich Du bist! — um und an Dir tanzt ja Alles! — Hast Du den Kummer abgeschüttelt? Du hast recht gethan, Freund. Es lebe die Freude! Wozu nützen die Sorgen?" So begrüßte ihn Carbonell mit dem bekannten Lächeln; seine grauen Augen blinzelten

ſtechend aus ihren Spalten auf ihn; wie einen Knäul, wie um es zu verſchlucken, zog er das Kinn aufwärts gegen den Mund.

„Es lebe die Freude, Carbonell! Es lebe mein Edelmann! Er iſt dem Kriegsgericht aus den Klauen geriſſen! — Du haſt mich habſüchtig genannt; Du haſt mir Unrecht gethan: ſieh, ich komme, Dir einen Theil ſeines Vermögens zu bieten, wenn Du ihm das Ganze erwerben helfen willſt.“

„Wahrhaftig — iſt er dem Kriegsgericht entgangen? — Nun das freut mich. Wie habt Ihr das gemacht? — Wen braucht Ihr, wenn Euch ſolche Dinge glücken? —“

„Wir haben nichts gemacht. Von oben iſt es herabgekommen, von oben! Auf ausdrücklichen Befehl des Königs iſt er den bürgerlichen Gerichten übergeben. Der Strick iſt ihm vom Halſe genommen; er hat wieder Athem gekriegt; ihm iſt noch zu helfen; doch ſchnell muß ihm geholfen ſeyn! Fort, zu Deinem Rechtspraktikanten!“

„Du gehst rasch zu Werke, Freund! Erst: wer ist Dein Edelmann? Was hat er zu hoffen? Wie steht es um seine Hoffnungen? Was kann er geben? Was will er geben? Wer sind seine Freunde? Was ist für ihn geschehn? Eh' Du uns über alle diese Fragen nicht genügende Auskunft ertheilst, taucht mein Rechtspraktikant für Euch keinen Finger in's Wasser."

Die Kühle in der Wohnung Carbonells, dessen frostige Besonnenheit, schlugen die Geister Meyeres nieder; bündiger, als zu vermuthen stand, beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen.

„Mein Edelmann heißt Herr von Rougon, Sohn des Herrn von Caille. Von seiner Familie wird vorgegeben, er sey vor vier Jahren in der Schweiz gestorben. Zu hoffen hat er die Güter Caille und Rougon, die seinem Vater, einem ausgewanderten Hugenotten, gehört, Haus und Grundstück zu Manosque und funfzigtausend Franken des Vermögens seiner Mutter. Seine Freunde sind Amphoux, der bei dem Herrn von Caille als

Lakai gedient, ich, der Kupferſchmidt Mollard, deſſen Schwägerin, ihr Bruder, andre Leute, hier und zu Manosque, bereit, vor Gericht zu ſchwören, daß ſie ihn, als den Herrn von Rougon erkennen. Die Jeſuiten nehmen ſich ſeiner an, die ihn in der Religion unterrichtet; der Abbé Renoux, der Abbé Lareidat beſchützen ihn —"

Carbonell hörte mit geſenktem Kopfe, mit niedergeſchlagenen Augen, emporgerichteten Ohren. Jede Falte ſeines Geſichtes ſchien geſpannt, Worte aufzufangen.

„Wie ſteht es mit den Gütern, dem Gelde, ſind ſie noch unter Sequeſter?"

„Haus und Geld ſind der Dame Rolland zugeſprochen, der Frau des Generaladvocaten des Parlamentes der Dauphiné, die Güter dem Gerichtsrath Tardivy zu Graſſe."

„Denen denkt Ihr ſie zu entreißen? — Und der Herr von Caille, gelt, er lebt?" — fragte Carbonell höhniſch, indem die Falten an ſeinen

Augenwinkeln, längs ſeiner Wangen, um ſein Kinn ſich vervielfältigten.

„Der Refugié darf nicht über die Grenze!“

„Dein Handel iſt baare Tollheit, Meyere,“ ſagte jener und das ganze Faltenſpiel ſeiner Miene war ſtarr und düſter geworden.

„Du haſt mich geſtern geſehn — glaubteſt Du, der König werde meiner Noth durch ein eignes Handſchreiben ein Ende machen? — Das iſt Deine Weisheit, Carbonell?“ rief Meyere.

„Wie viel bietet Dein Edelmann?“ ſprach jener wieder nach einer langen Pauſe. Meyere ſchien in dieſer Hinſicht ihm beſſer als hinſichtlich des Vorigen zu genügen.

„Ich verſtehe mich zu nichts. Komm morgen wieder. Ich will mich mit meinem Freunde berathen. Noch Eines — iſt Dein Edelmann vermählt?“

„Er ſoll freien, wenn Du willſt.“

„Eine gute Allianz wäre eine wichtige Ver-

ſtärkung.“ Das Faltenſpiel gerieth wieder in Bewegung; ſie trennten ſich.

6.

Der Gefangene ward von dem Criminall'eutenant verhört. Er verwickelte bei dieſem Verhöre ſich in neue Unwahrſcheinlichkeiten und Widerſprüche. Er gab an, bei der Auswanderung der Familie nach der Schweiz zehn Jahr alt geweſen zu ſeyn; die Zeugniſſe aus Genf ergaben, daß der junge Caille, zu jener Zeit, daſelbſt bereits drei Jahre ſtudirt, einundzwanzig Jahre alt geweſen. Er entſchuldigte, daß er ſich Andreas genannt, mit Vergeſſenheit ſeines Taufnamens, da man im väterlichen Hauſe ihn nur Rougon oder Antravergues genannt.

Der Criminallieutenant befahl, das Protocoll ſeiner Ausſagen den vornehmſten Gliedern des Hauſes Caſtellane, denjenigen Verwandten von Caille zuzuſtellen, welche die Güter des Herrn von

Caille im Beſitz hatten, die Acten dem Generalprocurator vorzulegen, daß er ſein Gutachten ertheile, was Rechtens? Mit gleichgültiger Zuverſicht ließ der Soldat Abſchrift nehmen von ſeinen Albernheiten und Lügen, und ſtellte ſie Herrn Rolland, Herrn Tardivy, andern Perſonen der Familie von Caille zu.

Herr Rolland hatte ein Schreiben des Kanzlers von Pontchartrain erhalten, wodurch dieſer ihm meldete, daß er ſeine Wünſche hinſichtlich der Maaßregel erfüllt, welche der Marineintendant in Bezug auf den angeblichen Rougon getroffen. Der König habe ſie gebilligt. Dies ſey aber, indem der Intendant eine Civilbehörde, unter keiner andern Bedingung zu machen geweſen, als indem man die ganze Angelegenheit den Civilgerichten überwieſen. Er habe befohlen, daß dieſen zugleich die Documente aus der Schweiz, in Händen des Herrn von Vauvray, übergeben würden, und glaube, ſo werde auch von dieſen die Sache ſchnell erledigt ſeyn.

Betroffen, voll Unmuth, reichte der Generaladvocat das Schreiben ſeinem Schwager.

„Herr von Pontchartrain hat Ihnen auf Ihre eigne Koſten gedient. Mein Grundſatz beſtätigt ſich: nie mehr in einer Sache thun, als was dieſe nothwendig fordert," ſprach der Gerichtsrath.

Die Bemerkung ſeines Verwandten diente nicht, die Betroffenheit des Generaladvocaten zu lindern; ſein Unmuth wuchs, als er kurze Zeit nachher die Abſchrift des Protocolls vom Verhöre des Soldaten empfing. „Genügte das nicht, den Unverſchämten ſofort zu verurtheilen?" rief er. Er gab ſeine Erklärung, criminaliſch wider den Gefangenen einzuſchreiten.

„Ich denke, das Todesurtheil des Elenden ſoll uns das Nächſte ſeyn, was wir in der Angelegenheit vernehmen!" rief er heftig.

Zu Toulon ſah man am Tage vom Verhöre des Soldaten durch den Criminallieutenant, Meyere und Carbonell ſich miteinander zum Rechtspraktikanten Cleron verfügen. Seitdem erblickte man ſie

fleißig beisammen, bei diesem, bei Amphoux, bei dem Kupferschmidt Mollard; sah sie auch fleißig ein- und ausgehn bei dem Schließer des Stadtgefängnisses. Meyere ging zwei Schritte und einen Sprung, schwang zwischen zwei Fingern seinen Stock überm Kopf im Kreise, seine Miene sprudelte Schelmerei. Carbonell blitzte verstohlen aus seinen Augenspalten, die langen Furchen in seinem Gesichte verschwanden nicht aus demselben, sein Kinn schien behaglich, durch sie gehalten, zu ruhn. Der angebliche Rougon ward aus seinem unterirdischen Kerker in ein luftiges, geräumiges Zimmer versetzt; auf wessen Befehl, sagte Niemand. Viele Leute aus Manosque, zu Toulon ansässige, anwesende, besuchten ihn daselbst. Immer allgemeiner, immer häufiger betrafen die Gespräche sein Schicksal. Der Streit des Herrn von Vauvray und des Herrn von Infreville wegen seiner Verhaftung, das Schreiben des Kanzlers von Pontchartrain, welches seine Angelegenheit den bürgerlichen Gerichten überwies, legten dieser, in

der öffentlichen Ansicht, eine geheimnißvolle Wichtigkeit bei. Das Militair betrachtete ihn allgemein und verachtete ihn als Betrüger; auf seiner Seite war die Geistlichkeit. Der Abbé Lacridat, dem von den Eigenschaften, von welchen die Jesuiten wenigstens eine bei ihren Ordensbrüdern verlangen, Talent, Schönheit, Gelehrsamkeit, die ersteren nicht fehlten, der durch sie in den höheren Kreisen der Stadt beliebt und angesehn war, erklärte hier mit Ernst und Eifer: der junge Mann sey als Märtyrer zu betrachten, der Mißhandlungen wegen, die er für seine Anhänglichkeit gegen den katholischen Glauben ertragen. Seine Erkennung sey ein Zeichen, daß die Güter der vornehmen Geschlechter, bei Denjenigen bleiben sollten, welche ihm aufrichtig anhingen. Die zahlreichen Bewunderer und Nachbeter des Abbé wiederholten diese Meinung; zumal die Frauen waren voll Mitleid. Die am meisten sprachen, am meisten verbreitet waren, redeten dem Soldaten das Wort. Hob Jemand die Widersprüche bei dessen Aussagen, dessen freche Ge-

fühllosigkeit hervor, schob man dies auf Mangel des Verstandes, Verwahrlosung der Bildung bei ihm: das Tadelswerthe ward ein neuer Anlaß des Antheils.

Während dieser Crisis kehrte Magdalene Serry mit ihrem Vater zurück von Aix. Begierig war sie in der letzteren Stadt, bei ihrer Ankunft im Hause des Präsidenten von Maliverny, von der hier versammelten Gesellschaft befragt, wie sie die Rollandschen verlassen? was diese sagten, zur Erscheinung des jungen Caille? Sie erzählte, wovon sie Zeuge gewesen. Staunen und Unwille der Familie ob des Betruges, wovon sie sprach, fanden wenig Glauben. Die freundliche Annahme der Frau von Puiloubier, daß der junge Rougon von seiner sämmtlichen Familie verfolgt und verläugnet werde, hatte der Kreis, in den Magdalena trat, inzwischen durch allerhand dafür anzuführende Möglichkeiten, schon als Thatsache festgestellt. „Sie sind alle versteckte Hugenotten!“ rief der Parlamentsrath. „Der alte Caille ist ein Schwärmer;

wer, der kein ſolcher wäre, gäbe Güter, wie die ſeinen, gleich ihm, einer Meinung wegen auf?“ ſprach der Präſident: „ſein Benehmen gegen ſeinen Sohn iſt ganz das eines Schwärmers.“ „Seine Güter werden ihm unverloren ſeyn, in den Händen ihrer gegenwärtigen Beſitzer: dafür bürgt die Eintracht, welche zwiſchen ihm und denſelben herrſcht,“ ſagte Herr Silvain.

Dieſe Reden ihrer Verwandten entſprachen dem Eindruck, welchen die Scene im Hauſe des Gouverneurs von Nizza unter den Abentheuern des angeblichen Rougon auf Magdalena gemacht; allein der Eindruck der Unverſtelltheit in der Bewegung der Familie, von welcher ſie kam, war nicht minder ſtark geweſen: mit Nachdruck verbürgte ſie deren Aufrichtigkeit. Als ſie der Beweiſe aus der Schweiz erwähnte, beſtürmte ſie der Advocat, zu wiſſen, worin dieſe beſtanden? Sie konnte es nur im Allgemeinen angeben. „Haben ſie ihren Zweck ſeit lange mit Uebereinſtimmung verfolgt, ließen ſich alle dieſe Documente ſchaffen —“ ſagte

er. Einige Frauen der Gesellschaft hatten sich inzwischen des Blumenstraußes bemächtigt, den Magdalene aus Caille mitgebracht. Sie mußte von dem Gute erzählen. Das Lob, welches sie der Pracht und Schönheit desselben ertheilte, belebte das Interesse an dem darüber vorauszusehenden Streit.

In ihrer Vaterstadt, in einem andern Kreise befand sie sich nun; der Gegenstand des Gespräches war auch hier der junge Caille, die Meinungen ihm günstig, wie zu Aix. Man wollte von den Verwandten hören, die ihn so barbarisch verfolgten, die jetzt sein Leben gerichtlich angriffen. Man wollte wissen, ob deren Unthat denselben nicht anzusehn wäre? ob Herr Rolland ein menschliches Angesicht habe? Man schrie wider Magdalene, als sie behauptete, Herr Rolland und seine Frau wären gute Leute.

Ein junger Mann trat ein. Er erzählte als Neuigkeit, daß der Abbé Lareidat den unglücklichen Gefangenen heute mit dem Gerichtsrath Garnier

und deſſen Tochter beſucht; daß die reizende Iſabelle dem jungen Edelmann einen Blumenſtrauß gebracht, welchen dieſer mit rührender Dankbarkeit empfangen. „Sie kann dereinſt ſeine Gemahlin werden!“ rief eine Stimme. Man erörterte, von welchem Einfluß auf den armen Verwahrloſeten der Umgang einer geſitteten Frau ſeyn müſſe. Seines Ranges würdige Geſinnungen könnten dadurch in ihm belebt werden. Die Erörterung führte auf die Verhältniſſe, in denen er ſich befinden würde, ließe ſeine Abkunft ſich erweiſen; daß er in dieſem Falle einer der vornehmſten und reichſten Edelleute in der Provençe, ein naher Verwandter ihres Gouverneurs, des Grafen Grignan, wäre. Einige erklärten Iſabelle Garnier, wie reizend ſie ſey, doch nicht geeignet, einen ſolchen Einfluß auszuüben, eine ſolche Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft auszufüllen. Mehrere wandten ſich zu Magdalena und ſagten: dies ſey eine Aufgabe, ein Standpunkt für ſie.

Aeußerlich voll Gleichgültigkeit, im Innern

nicht unbewegt, vernahm das Mädchen diese Zumuthungen. Die Rührung, welche ein einzelner Zug der Geschichte des angeblichen Rougon in ihr erweckt, hatte sie diesem geneigt gemacht. Die allgemeine Ansicht über ihn, in den Kreisen, welche sie betrat, unter denen, welche ihr die Nächsten waren, verlöschte den Eindruck, welchen die Art, wie in der Familie des Generaladvocaten die Nachricht seiner Erscheinung aufgenommen war, auf sie gemacht, bildete ihre Stimmung zu seinen Gunsten zum Antheil aus für ihn. Zwischen ihr, dem schönsten Mädchen der Stadt und Isabella Garnier, dem reizendsten, herrschte Eifersucht, welche Magdalena, die von keiner Gleichstellung unter ihnen hören wollte, verletzt, daß man Isabella's neben ihr nur gedenken könne, sich selber nicht zugab. Innerlich verwundert, fast beleidigt, hörte sie nun, daß Isabella gewagt, dem Antheil zu beweisen, an dem sie Antheil nahm, indem zugleich die Erwähnung seiner Hoffnungen, diesem Anthell erhöhte Lebhaftigkeit gab. Zu stolz jedoch,

und zu selbstständig, Andern eine Verfügung mit ihr nur in Worten oder Gedanken zu gestatten, wies sie durch Schweigen und Ernst zurück, was sich ihr insgeheim aufdrang, in ihr die Vorstellung erweckte, der Ueberraschung des Gefangenen, wäre statt Isabellens, sie in dessen Kerker getreten: seines Staunens bei ihrem Anblick, seines Aufmerkens bei ihren Worten, seines gesteigerten Interesses an ihrem Gespräch, seines Verlangens danach, seiner Veränderung dadurch, seines Vertrauens, seiner unbedingten Ergebung gegen sie, die eine Folge davon seyn mußten.

Oefter und unruhiger regten in ihr sich diese und ähnliche Gedanken, als dem Besuche des Gerichtsrathes bei dem Arrestanten, in dessen Sache jener ein Richter war, eine günstige Wendung letzterer folgte; doch sie verachtete einen Schritt zu wiederholen, den Isabelle gethan.

Das nächste Urtheil in der Sache des angeblichen Rougon fiel dahin aus, daß er nach Manosque, wo der Herr von Caille nach seiner Aus-

wanderung gewohnt, nach dessen Gütern geführt werden solle, dort für Denjenigen, als welchen er sich ausgab, erkannt oder nicht erkannt zu werden.

Man hörte, daß Isabelle Garnier ihren Schmuck verkauft, ihr Vater Geld aufgenommen habe, den Unterhalt des angeblichen Rougon im Gefängnisse, die Kosten des ferneren Prozesses zu bestreiten. Ein Büchlein erschien, in Schenken wie in Häusern der Großen gelesen: Geschichte des Herrn von Rougon, verfaßt ohne Talent, voll plumper Schmähungen gegen den Herrn von Caille, Herrn Roland; nichts destoweniger erregte es Aufmerksamkeit, Mitleid, Neugier; als Verfasser nannte man den Gerichtsrath Garnier.

„Das Urtheil!" rief der Generaladvocat erregt, ein Packet empfangend — „Das Packet ist stark, das Siegel der Gerichte zu Toulon — es kann nichts Anders seyn!" Mit nicht ganz sicherer Hand erbrach er das Siegel. Sein Gesicht erglühte, seine Miene wurde bestürzt, heftig sprang er auf, als er den Inhalt des Packets gelesen,

welches das erwähnte Urtheil, die erwähnte Schrift, das Protocoll noch eines Verhörs enthielt, bei welchem gegen zwanzig Zeugen aus Manosque den Gefangnen als den Herrn von Rougon erkannt. „Ich will selbst nach Toulon!“ rief er. „Die Cabale ist thätig wider uns! Es soll ihr nicht glücken! Es giebt ein Recht: ich werde für mich vermögen, was mir oft für Andre gelungen.“

„Ich trete Ihnen bei in Allem, was Sie unternehmen, mit meiner sämmtlichen Habe,“ sprach Herr Tardivy, als sein Schwager jenen Entschluß ihm mittheilte. „Sie handeln für mich, für meine Kinder, für was uns Allen gleich theuer ist, die Ehre unseres Namens.“

„Er scheint darauf auszugehen, unsere Beweise durch Zeugen zu entkräften. Das Urtheil darf nicht vollstreckt werden. Ich muß erfahren, wer der Elende ist, den Beweis hievon führen. So wird die Axt ihm an die Wurzel gelegt.“

Sie verabredeten weitere Maßregeln. Herr Tardivy erklärte seinen Entschluß, seinen Aufent-

halt sofort zu Caille zu nehmen, das Getriebe der Priors daselbst zu beobachten, demselben entgegenzustehen. „An jedes meiner Kinder werde ich dort eine Unterstützung haben," sagte er: „Angesichts derselben wird Niemand wagen, sie durch leichtsinniges Zeugniß ihres rechtmäßigen Erbtheils zu berauben. Baptiste soll nach Grasse. Er mag das Amt verwalten, das ich ihm so in wenigen Jahren abzutreten gedenke."

Frohlockend empfingen, der kleine Bienenfreund, die Freundin der Vögel, die ganze kleine Schaar, die Nachricht von der Reise nach Caille, völlig arglos, welcher Gefahr sie verdankten, was ihnen ein Glück war. Esprite, minder unbefangen, wußte von dem Bedrohenden; doch da sie es nicht übersah im Vertrauen auf die Waltung ihres Vaters, ihres Oheims, beunruhigte es sie kaum mehr als ihre Geschwister, störte nicht ihre Freude des Aufenthaltes in der schönen Natur, wo allein der natürliche Mensch sich heimathlich fühlt und glücklich.

7.

Durch das Gitterthor des Arsenals zu Toulon, vor welchem wir Meyere auf- und abwandeln sahen, trat Herr Rolland in Begleitung mehrerer, vornehmer Offiziere. Herr von Vauvray, der Maltheser von Montfuron waren unter ihnen, der Hauptmann von Ligondes, zu dessen Compagnie der Soldat gehörte; auch der Secretair Marin befand sich bei der Gesellschaft. Ihr Benehmen zeigte persönliche Achtung gegen den Generaladvocaten, Achtung, dessen Range gezollt, rechtlichen Unwillen über verwegenen Trug, Eifer, ihm entgegenzuwirken.

Sie führten Herrn Rolland zum Generalcommissair der Galeeren. „Die Galeerenlisten müssen es ausweisen. — Er ist kein Anderer als Derjenige, dessen Namen angenommen zu haben er vorgiebt —“ hörte man sie sagen.

Bereitwillig legte jene Listen, Herr Troiset, der Generalcommissair der Marine, vor. Das Gedächtniß hatte den Secretair Marin nicht getrogen;

auf der Liste der Fidelle vom Jahre 1672 fand sich: „Franz Mege aus Joucas, im Kirchspiele Apt, Schenkwirth. Die Anmerkung sagte, daß der Aufgeführte, wegen Falschmünzerei, nach Spruch des Parlamentes zu Grenoble, als Ruderknecht auf die Galeere gekommen; daß einige seiner jüngeren Kinder hier bei ihm wohnten, er daselbst ein kleines Schenkgewerbe treibe.

Die Liste eben jener Galeere vom Jahre 1676 enthielt: Peter Mege, sans regrèt, aus Joucas, im Kirchspiele Apt. Signalement: lange, schlaffe Gestalt, schwarze, trübe Augen, schlichtes dunkles Haar, aufgestutzte Nase, fahle Gesichtsfarbe — Alles in Uebereinstimmung mit dem Aeußern des angeblichen Rougon. Die Anmerkung besagte, daß der Angeworbene Dienste genommen, weil er seinen Vater, Franz Mege, nicht verlassen wollte, da die Galeere nach Messina commandirt ward. „Es ist derselbe, den ich meine!“ rief der Secretair. „Es ist der Gefangene,“ sprachen die übrigen Herren.

Mehrere Listen wurden durchgesehen. Auf der Liste vom Jahre 1683 erschienen wieder Name, Geburtsort, Signalement. Der Zuname fehlte; das Alter war, wie auf der vorigen Liste, zu zwanzig Jahren angegeben. Sans regrèt schrieb Herr Rolland hastig zu dem Namen. „Die Angabe des Alters ist falsch," setzte er hinzu: „war er zwanzig Jahre im Jahre 1676, mußte er 1683 sieben und zwanzig Jahre alt seyn." Er veränderte dem gemäß die Ziffern auf dem Blatte.

Auf der Liste der Galeere la Belle vom Jahre 1691 kam dann zunächst der Name vor, begleitet von Soldatennamen, Geburtsort, Signalement, wie auf den vorigen Listen; das Alter war zu zwei und zwanzig Jahren gemeldet. „Er ist es wieder!" riefen die Herren. „Jetzt war er fünfunddreißig Jahre alt!" sprach Herr Rolland, die Angabe des Alters berichtigend.

Hierauf ward der Name auf der Liste der Fidelle vom Jahre 1695 gefunden. „Dieser gesteht er zu seyn!" rief der Secretair. Man las die

näheren Bezeichnungen; sie lauteten völlig entsprechend denen, wovon er überall begleitet gewesen, mit Ausnahme des Alters, das hier zu fünfundzwanzig Jahren bemerkt stand. „Es ist nur einer, durchweg derselbe!" riefen der Maltheser, die Offiziere. „Das Alter hat er durchweg falsch angesagt," sprach Herr Rolland, und veränderte die Fünf in eine Neune, die Zwei in eine Drei. „Ein Alter von neununddreißig Jahren kommt vielmehr mit dem Aussehen des Gefangenen überein, als das Alter von fünfundzwanzig Jahren, die er sich beilegt," bemerkte der Marineintendant.

„Hier sein letztes Enrollement," sprach Herr Troiset; es war die Liste von 1697. Die Angabe des Alters war dieselbe, wie im Jahre 1695. „Einundvierzig Jahre, nicht fünfundzwanzig!" sprach Herr Rolland, die Ziffern verändernd. „Es ist der Nämliche!" setzte er hinzu, als Zuname, Geburtsort, Signalement gelesen waren. Er schrieb jene Worte zu dem Namen, schloß die Liste, übergab sie dem Generalcommissair mit Dank, mit Dank gegen

die übrigen Herren, indem er jenen ersuchte, Abschrift für ihn von den Registern nehmen zu lassen, welche des Soldaten Meldung thäten.

Seine Stirn war erheitert. Der Hauptpunct, auf welchen es für ihn ankam, war in's Klare gebracht. Er konnte wider das gefällte Urtheil appelliren, auf ein Criminalverfahren wider den Soldaten, die Erlaubniß antragen, zu beweisen, daß derselbe Peter Mege sei. Er gedachte dessen, was der Prior von St. Anne über ein Attentat gesagt, gegen ihn von einem Soldaten der Marine gleiches Namens verübt. Die Acten der Untersuchung mußten die entdeckte Spur weiter aufhellen. — Die Herren in seiner Gesellschaft theilten seine Genugthuung. Sie versprachen ihm, sich um Auffindung von Zeugen zu bemühn, selber Zeugniß in der Angelegenheit zu leisten. Der Secretair Marin übernahm der Thatsache nachzuforschen, daß Mege bereits ein Mal zu Marseille seine Religion abgeschworen. —

Ueberhaupt war die Anwesenheit des Gene-

raladvocaten zu Toulon, ſeiner Sache von großem Vortheil. Sein Anſehn als Gerichtsperſon, ſeine Kenntniß des Rechtes, ſeine Verbindungen am Hofe, wovon er laut ſprach, ſchüchterten die Chikane ein. Sein Freimuth, ſeine Biederkeit, ſeine Lebendigkeit gewannen Viele. Das Militair ſammelte ſich zu ihm in Vertretung ſeiner Sache, als zu einem Vertreter der Sache der Rechtlichkeit an ſich. Der Soldat ward zurückgebracht in ſeinen vorigen Kerker; der Gefangenwärter erhielt einen Verweis, daß er ihn demſelben eigenmächtig entzogen. Er entſchuldigte es durch Mitleid, da jener in dem feuchten Loche, das ihm angewieſen worden, erkrankt ſei. Er drang auf Vollziehung des Urtheils, welches befohlen, ihn nach Manosque, Rougon, Caſtle zu führen — und bekam zur Reſolution, daß ſein Geſuch beim Criminalproceß mit erörtert werden ſolle. Dem Generaladvocaten ward zugleich geſtattet, wider ihn als Betrüger einzuſchreiten, den Beweis zu führen, daß er Peter Mege ſey. Hiermit war ſeine Angelegenheit we-

sentlich in Vortheil gestellt, da dem Gesetz zufolge, das bejahende Zeugniß dem verneinenden vorgalt.

Die Freunde des Soldaten bejammerten jetzt dessen Geschick, einem so überlegenen Gegner als Herr Rolland bestehn, das Leben wider ihn vertheidigen zu müssen. Er drang auf eine persönliche Zusammenkunft mit letzterem in Gegenwart der Richter, den Versuch zu machen, ob nicht sein Anblick vermögen würde, das Mitgefühl gegen ihn bei seinen Verwandten zu erwecken.

Der Generaladvocat wies ein solches Ansinnen von sich mit Heftigkeit: „Ich mag nicht Denjenigen sehn, dessen Hinrichtung ich betreibe!" erklärte er. Seine Freunde drangen in ihn, diesen Abscheu zu überwinden. Sie benachrichtigten ihn, wie der Soldat sich schwer beklage über seine Weigerung; wie das Publikum sie mißbillige, auslege, als möge er doch wohl geheime Gründe haben, den Anblick des Gefangenen zu scheuen. „Soll ich mich dem Nichtswürdigen gleichstellen, durch eine verwilligte persönliche Zusammenkunft mit demsel-

ben? Ich gäbe mich dadurch nur seiner Frechheit persönlich preis!" antwortete er ihnen und beharrte bei seinem Entschluß.

Ungestüm drang dagegen der Soldat auf die Zusammenkunft, die er gefordert. Er klagte laut und herb über diese äußerste Härte des Generaladvocaten, sich der Möglichkeit des Mitleids mit einem Verwandten zu entziehen. Der Abbé Lareidat brachte seine Klagen ins vornehmere Publikum, mit den beredtesten Phrasen; Carbonell, Amphoux, Meyere ließen sie in dessen niederern Kreisen, in deren Sprache wiederhallen. Die Gründe Herrn Rollands waren natürlich, vernünftig, wichtig. — Die öffentliche Meinung ist eine unumschränkte Macht und hat ihre Launen als eine solche — sie ließ sie nicht gelten; selbst bei seinen Freunden drangen sie nicht durch.

Nichts destoweniger eifrig bemühten sich diese für ihn. Der Secretair Marin hatte sich nach Marseille gewandt, mit Erkundigungen wegen des Uebertrittes des Soldaten in jener Stadt. Er fand sich

in den Kirchenregistern der Jesuiterkirche unterm 23sten März des Jahres 1697 angezeigt. Er hatte die Urkunde jenes Uebertrittes, so wie die des kaum erfolgten, nicht unterschreiben können. Sein Alter hatte er dabei zu achtzehn Jahren angegeben; in Uebereinstimmung mit der Angabe seines Taufscheines, den man sich inzwischen aus Apt verschafft, woraus sich ergab, daß er im Jahre 1661 geboren. Sein Dienstherr zur damaligen Zeit, ein Zukkerbäcker, Charbonnier, vertrat dabei die Stelle eines Pathen. Marin setzte seine Erkundigungen fort. Es fand sich, daß Charbonnier noch am Leben, daß er zu Marseille war. Man schrieb an ihn. Er antwortete, wie er seinen Pathen und ehemaligen Gehülfen, so lange derselbe in jener Stadt gewohnt, bis vor etwa zwei Jahren, oft gesehn, je und je gesprochen habe. Er beschrieb dessen Aeußeres; die Beschreibung paßte genau für das Aeußere des Soldaten. Gegen Vergütung der Kosten erbot er sich, nach Toulon zu kommen, Zeugniß abzulegen, und meldete, daß unter gleicher Bedingung Meh-

rere zum Zeugniß erbötig wären, denen Mege wohlbekannt, unter andern der Auszahler einer kleinen Rente, welche derselbe vom Jahre 1693 bis zum Jahre 1697 persönlich erhoben; wobei er auch die Quittungen nicht unterschrieb, weil er nicht schreiben konnte.

„Die Gerechtigkeit waltet!" rief der Generaladvocat, als der Ritter von Montsuron in Begleitung seines Secretairs, diese Anzeigen ihm überbrachte. „Ich habe ihr immer vertraut, ich habe ihr immer gedient. Jede Sache hat eigenthümliche Zeichen; die Zeit verwischt sie nicht; die Zeit vergrößert sie: endlich wird an denselben die Wahrheit erkannt."

„Was können Sie nach diesem Allen scheun?" sprach zu ihm der Maltheser. „Der Betrug des angeblichen Rougon wird durch diese Zeugen unverzüglich bewiesen seyn. Dulden Sie nicht, daß inzwischen der Vorwurf auf Sie laste, den man Ihnen aus Ihrer Verweigerung der persönlichen Zusammenkunft mit demselben macht; der Arg-

wohn, den man daher wider Sie schöpft. Die Gegenwart der Richter muß jede mögliche Frechheit seines Benehmens wider Sie in Schranken halten; jede freche Verläumdung, die er wagen könnte, fällt auf ihn selbst zurück, wenn sein Betrug enthüllt wird. Ueberwinden Sie den Abscheu, das Gewürm zu sehn, das Sie zertreten, durch den Gedanken, wie sehr es vertilgt zu werden verdient. Sie rechtfertigen so auch Ihre Freunde, deren Ehre, der Schein des Antheils sogar an einer Sache, wobei Triebfedern wirken, die das Licht scheun, empfindlich seyn muß."

Das Gefühl des Dankes war lebhaft aufgeregt in Herrn Rolland; unterstützt von so wesentlichen Dienstleistungen als die des Ritters, erhielten dessen Meinung, dessen Aufforderung verstärktes Gewicht; eine Verpflichtung unerwidert zu empfangen, sträubte sich von Natur Herrn Rollands Gemüth. Gelegenheit zu Dank und Erwiderung bot sich dar, wenn er des Ritters Meinung annahm, dessen Rath befolgte. Er schwankte unent-

schieden. Sein Inneres widersetzte sich der Wallung, die ihn trieb, das von ihm Geforderte zuzusagen — Sie überwältigte dessen Widerstand — sie riß ihn hin — Er versprach, den Gefangnen zu sehen.

Der Termin zur Instruction des Criminalprocesses wider letzteren war auf einen der folgenden Tage angesetzt. Es wurde verabredet unter den Freunden, daß der Herr Rolland dabei persönlich erscheinen, so mit jenem zusammentreffen wolle.

Die Richter befanden sich versammelt im Gerichtssaal. Der Generaladvocat, seine Freunde, zugegen als Zeugen, unterhielten sich mit denselben. Das Wesen des ersteren verrieth Unruhe, Unsicherheit; stets in Beglitung des Bewußtseyns, daß ein wohlüberlegter Entschluß der Meinung Andrer geopfert worden. Nun schlug die Stunde, anberaumt zum Termin. Der Gefangne ward hereingeführt; schlaff, frech, stellte er sich dar.

„Hier ist Ihr Oheim Rolland. Suchen Sie

ſein Herz zu erweichen!“ rief der Gerichtsrath Garnier ihm zu.

Mit übertriebenem Ausdruck der Kläglichkeit, welcher doch nicht den einfältigen Hohn ſeiner Miene verdeckte, ſtreckte der Soldat die Arme weit aus gegen Herrn Rolland, indem er in weinerlichem Tone ſchrie: „Ach, Herr Oheim! erkennen Sie mich doch: Sie kennen mich wohl; warum verfolgen Sie mich alſo?“

„Elender, ich habe Dich nimmermehr geſehen!“ ſprach Herr Rolland.

„Ach, Herr Oheim, wie können Sie das ſagen? Wiſſen Sie nicht, zu Manosque, bei meinem Vater — meine Tante Rolland war zugegen. Wir aßen Spanferkel und tranken Muskat. Sie und mein Vater zechten brav — darauf kriegten Sie Zank miteinander —“

„Machen Sie der Unwürdigkeit ein Ende, meine Herren; befehlen Sie dem Nichtswürdigen zu ſchweigen. Ich erkläre, daß er mein Neffe nicht

ist; daß ich ihn nimmermehr sah, bis zu diesem Augenblicke!" rief voll Unwillen der Generaladvocat.

„Besinnen Sie sich, Herr Oheim! haben Sie Erbarmen!" schrie der Soldat mit erhobener Stimme, den langen, schlaffen Körper in Contorsionen gewunden, mit verstärkter Grimasse der Kläglichkeit, mit frecher, verbrechendem Hohne. „Besinnen Sie sich nicht, wie wir zu Genf mitsammen in der Kirche waren? Es war im Jahre neunundachtzig; im folgenden Jahre lief ich davon. Sie trugen einen dunkelbraunen Rock mit goldenen Borten. Sie ritten den großen Falben, den Sie von Guemard gekauft, der Ihnen hundert Thaler gekostet. Der Prediger Bouquet predigte. Sie nahmen das Abendmahl mit uns. Sie weinten. Ich habe es ja Alles mit angesehen. Nachher führten Sie mich an der Hand nach Hause."

Herr Rolland erglühte bei der Rede des Soldaten. Er starrte ihn an; schlug die Augen zu Boden; unfähig zu antworten, stand er wie betäubt. Staunend hefteten auf ihn ihre Blicke der

Maltheſer, der Marineintendant; ſpöttiſch die ſeinen der Gerichtsrath. Er bemerkte nichts davon, kämpfend mit innerer Bewegung. „Ihr ſprecht als ein Betrüger, was Ihr ſagt!“ rief er nach einer Pauſe, auffahrend, ſich ermannend.

„Sehen Sie, daß Sie ſich erinnern! — Warum ſchimpfen Sie mich? Sie wollen nicht Wort haben, daß Sie als Katholik noch das Abendmahl mit den Hugenotten genommen. Sie verfolgen mich, weil ich es weiß, weil ich ein guter Katholik bin. Sie haben mir Gift im Kerker beibringen laſſen; hätte man ſich meiner nicht erbarmt und mir Gegengift gegeben, hätten Sie mich aus dem Wege geräumt, Herr Onkel. Nun trachten Sie mir auf andre Weiſe nach dem Leben.“

„Nichtswürdiger Verläumder, ſchweig!“ rief Herr Rolland voll der äußerſten Empörung, zugleich ſeiner Bewegung keineswegs Herr. Im Gegentheil, ſchien ſie ihn mehr und mehr zu übermannen. Sie entging Niemand. Haſtig, in Verwirrung verließ er den Gerichtsſaal.

Zweifelhaft ihm nachblickend, blieben hier seine Freunde zurück! „Ich zeuge nicht Herrn Rolands, der Wahrheit wegen!“ rief nach einer Pause, rasch entschlossen, der Maltheser. Er legte sein Zeugniß ab; das seine Secretair. Das Verhör des Gefangenen hub wieder an. Seine Aussagen vernichteten den Eindruck zu seinen Gunsten, welchen das Benehmen des Generaladvokaten gewirkt. Er wußte nichts vom Innern des Hauses zu Manosque, das angeblich sein Vater bewohnt; er konnte das von ihm bewohnte Zimmer in demselben nicht beschreiben, das Aeußere gab er umständlich und richtig an. Die Namen der nächsten Freunde der Familie waren ihm unbekannt, geläufig die Namen unbedeutender Handwerker, welche für sie gearbeitet.

„Er könnte nicht so wenig wissen, wüßte er so viel aus Erfahrung, als Derjenige, der er seyn will: er ist ein Betrüger, die Vergiftungsgeschichte eine Fabel —“ sprach Herr von Vauvray zum Ritter von Montfuron, bei ihrer Rückkehr aus dem

Gerichtssaal — „doch, ein Geheimniß steckt dahinter. — Des Generaladvocaten Weigerung, ihn zu sehn, seine Befangenheit, bevor er eintrat, seine Bestürzung bei Erwähnung des Vorfalls zu Genf waren nicht natürlich, nicht zufällig."

„Mir fällt schwer, es zu denken; allein es ist klar," entgegnete der Maltheser: „der Soldat ist nicht der junge Rougon, er ist Mege, ist ein Betrüger; doch wenn er von jenem wüßte, wenn derselbe nicht todt wäre —"

Ihr persönlicher Antheil an Herrn Rolland, ihr Antheil an seiner Sache waren erschüttert.

In seinem Zimmer ging der Generaladvocat auf und ab, in der heftigsten Aufregung.

„Wer hat ihm gesagt von jener Stunde!" rief er. „Gott der Gerechtigkeit, Du weißt, ob wegen irdischer Vortheile ich den Glauben abschwor, den ich bekannte — Nur wo ich war, konnte ich thätig, nützlich seyn. Ich war nicht in der Lage Andrer! — Was half in der Fremde meine Wissenschaft des Rechtes Andern und mir? — Sollt'

ich mich dem Müßiggange hingeben, im Mannesalter, bei voller Kraft? — Du haſt meine Kämpfe geſehn — laß' ab, o Herr, laß' ab! — laß' mich die dienen in Frieden, in dem Glauben, den ich erfaßt!"

Seine Bruſt arbeitete, indem er ſo ſprach; ſein offenes Auge war gen Himmel gerichtet, überdeckt mit Thränen.

In dem Jahre, welches der Soldat genannt, hatte ſich Herr Rolland wirklich bei einer Reiſe in die Schweiz, mit ſeinem Schwager Caille zu Genf befunden. Eine Zahl Verwandter, alter Freunde von ihm lebte daſelbſt, welche ſämmtlich Vermögen, Ehren, Vaterland aufgeopfert hatten, den Glauben mit Wort und That zu bekennen, worin ſie erzogen worden, den ſie im Herzen bekannten, welchem Herr Rolland abgeſagt, aus Gründen, uns durch ihn ſelber bekannt. Die Freude des Wiederſehens war groß unter den Männern, lebhaft ihre Erinnerung vergangener Zeiten, auf die Herr Rolland mit Wehmuth ſah, weil er

in ihnen das aufgegebene, köſtliche Kleinöd, das ſie gerettet, noch beſeſſen. Die Ausgewanderten rühmten ihren Prediger gegen ihn und forderten ihn auf, mit ihnen die Kirche zu beſuchen. Er hörte die Glocken wieder zur Predigt, ihm ſo lange verſtummt — er ging mit ihnen.

In der Kirche ſah er noch eine große Zahl andrer, mehr entfernter Bekannter aus ſeinem Vaterlande, ebenfalls Refugiés. Der Gottesdienſt hatte begonnen. Die Verſammlung ſang den ſechsundzwanzigſten Pſalm, ſo beziehungsvoll auf ihre Lage. Die Worte: — „ich hoffe auf den Herrn, darum werde ich nicht fallen! Deine Güte iſt vor meinen Augen, ich wandle in Deiner Wahrheit! Ich waſche meine Hände in Unſchuld und halte mich zu Deinem Altar: da man höret die Stimme des Dankes; da man prediget all' Deine Wunder! Herr, ich habe lieb die Stätte Deines Hauſes und den Ort, da Deine Ehre wohnt!" — tönten in ſein Ohr, die bekannten Melodien. Er ſah Männer, welche er im Vaterlande im

Glanze hoher Aemter, mit Ordenszeichen, im Glanze des Ranges, des Reichthums gesehen. Entkleidet von diesem Allen, in schlichter, sogar in dürftiger Tracht standen sie, das Antlitz erhoben, die Spur der Sorge und Bedrängniß in der Miene, überstrahlt von der Freudigkeit und würdevollen Getrostheit, welche das Bewußtseyn vom Opfer des irdisch Wünschenswerthen für Wünsche höherer Art begleitet und belohnt, am glücklichsten in den würdigsten Augenblicken des menschlichen Daseyns. Sein Herz schlug. Er segnete sie in seinen Gedanken. Er fühlte sich gedemüthigt, ihnen gegenüber. Der Geistliche hub an. Er sprach von der Verläugnung Petri, über die Worte: „ich habe für Dich gebeten, daß Dein Glaube nicht aufhöre, und wenn Du dermaleinst Dich bekehrst, so stärke Deine Brüder.“ Jedes Wort paßte auf die Lage des fremden Zuhörers, schien an ihn gerichtet. Seine Brust bebte, seine Thränen flossen — Das Abendmahl ward gereicht. Er nahte sich dem Tische des Herrn; er genoß wieder mit eige-

nen Lippen den Kelch, das Brodt — hingerissen, erschüttert.

Die Stunde ging vorüber. Ruhiger, in seiner Wohnung allein, fragte er sich, was er wolle? Die Unmöglichkeit für ihn, bürgerlicher Thätigkeit, außer auf seinem Standpunkt im Vaterlande, wo er beim Parlament zu Grenoble das Amt eines Advocaten mit Ruhm versah, das Bewußtseyn, hier in unzähligen Fällen ein Vertreter der Bedrängten, der einzige gewesen zu seyn, stellten sich ihm quälend dar. Er bereute die vergebliche Aufregung. Er nahm sich vor, die verflossene Stunde zu vergessen, den Anlaß zu einer ähnlichen nimmer zu erneun; standhaft bei dem Erwählten verharrend, durch Gerechtigkeit Gott zu dienen.

8.

Hoch oben an der Thür vom Zimmer des Schließers im Stadtgefängniß schlug drei Mal nach einander, in abgemessenen Zeiträumen rasch

an der metallene Knopf vom Stocke Meyeres; dann trat der ehemalige Einsiedler selbst ein. „Gruß, Verehrung, Huldigung!“ *) sang er, aus einem damals bekannten, politischen Spottliede wider die Holländer; dabei verneigte er sich tief gegen den Gefangnen. „Brav gehalten, mein Junge! Ein köstlicher Einfall, daß der Rolland Dich hat vergiften lassen — Wie will er's läugnen, Du siehst ja noch ganz vergiftet aus?“

Kein fröhliches Gegenblicken empfing seinen Scherz. Carbonell zankte mit dem Soldaten über die Albernheit seiner Antworten beim Verhör. Dieser vertheidigte sich, als werde der wahre Rougon angegriffen. Meyere suchte sie zu versöhnen.

„Nur in unnütze Müh' hast Du mich verstrickt,“ wandte sich Carbonell, voll Verdruß wider ihn. „Bald wird es zu Ende seyn mit dem Handel. Sie sind ihm auf der Spur. Sie haben sich nach

*) „Salut, révérence, hommage!
A vous marchands de frommage!“

Marſeille gewendet. Sein Uebertritt daſelbſt iſt entdeckt, ein ehemaliger Dienſtherr aufgefunden. Er kommt als Zeuge her, er bringt andere Zeugen mit —"

„Teufel!" rief Meyere in die Höhe ſpringend. „Der Dummkopf kann kein Glück haben!" wandte er ſich zu dem Gefangnen.

„Ich wußte, daß es nichts Geſcheutes ſeyn würde, was Du unternommen hätteſt," ſagte zu ihm Carbonell.

„Was machen wir nun?"

„Wir erwarten Cleron. Er rathſchlagt mit Garnier und dem Abbé Lareidat. Fällt der Beſcheid danach aus, ſcheiden wir uns von der Sache. Du bleibſt bei mir an der Kreide dafür. Rechne, daß ich Dir nichts ſchenken werde."

„Verdirb mir die gute Laune, und ich bin der Mann, daß Du hundert Stockſchläge erhältſt, ſie mit auf die Rechnung zu ſetzen!" ſchrie Meyere mit erhitztem Geſicht, den Stock drohend geſchwungen.

Der Eintritt Clerons verhinderte den Ausbruch des Kampfes. Mit Ueberlegenheit in Anzug, in Benehmen, stellte er sich dar.

„Wohlan, Herr Cleron? — sagte Carbonell.

„Dinte und Feder!" forderte der Eingetretene: „führen Sie ihm die Hand," sagte er zu Carbonell, einen Bogen zum Schreiben auf den Tisch breitend. „Er muß diese Acte unterzeichnen. Du mußt schreiben lernen, Freund Rougon," sprach er zu dem Soldaten, „und das von Stund' an. Carbonell wird einstweilen Dein Lehrer seyn. In vier Wochen mußt Du wenigstens Deinen Namen unterzeichnen können; ohne das retten wir Dich nicht vom Galgen."

„Kleinigkeit!" rief der angebliche Rougon, alle fünf Finger steif ausstreckend, welche Carbonell faßte, sie zusammenlegte, um die Feder zum Griff, nicht ohne viel Beschwer, nicht ohne daß jener laut schrie.

„Er soll appellirt haben wider das Criminalverfahren; die Gegenparthei hat appellirt wider

das erſte Urtheil= die doppelte Appellation bringt die Sache an das Parlament nach Aix. Würde ſie hier fortgeſetzt, wäre ſie verloren —" ſprach, während jener Bemühungen Carbonells, Cleron zu dieſem. — „Der Befehl, ihn dorthin abzuführen, iſt ausgefertigt, als Reſolution auf ſeine Appellation. Er wird noch heute nach Aix geſchafft. Ich folge ihm dorthin. Der Schließer beaufſichtiget den Transport des Gefangenen; wen geben wir ihm bei, der nicht ſchwatzt, falls der Dummkopf ſich unterweges verriethe?"

„Ich ſelbſt und der brave Meyere da, begleiten ihn!" rief Carbonell.

„Willig, willig, mein trefflicher Carbonell!" rief Meyere.

Friede und Freundſchaft unter ihnen waren hergeſtellt. Carbonell klemmte die Hand des Soldaten mit eiſernem Griffe, ſie zur Unterſchrift des vor datirten Appellationsgeſuches führend. Meyere ſchlug mit dem Knopf ſeines Stockes gegen deſſen Rücken: „Was das Thier Einem zu ſchaffen macht,

es zum Edelmann zu machen!" rief er. Clerons Gegenwart hinderte den Gefangnen, sich der Entladung des Aergers beider Versöhnten auf ihn zu widersetzen.

Mit einbrechender Dunkelheit fanden beide sich ein im Stadtgefängniß. Der Zug bestieg hier im Hof die für ihn in Bereitschaft gehaltenen Pferde, ritt durch die Straßen, vorüber an dem Hause, in welchem der Generaladvocat wohnte; von diesem nicht unbemerkt, doch ohne einen Gedanken, wie wichtig für ihn das Geklatter der Hufe auf dem Steinpflaster unter seinem Fenster war, das er, schallen und verschallen hörte, bis die Gasse wieder still und dunkel lag.

„Folgen wir dem gnädigen Herrn, Carbonell!" rief Meyere vor dem Thor, sein Pferd wendend und mit Carbonell hinter dem Pferde zu reiten, welches der Soldat, besser bekannt mit dem Ruder als mit dem Zaume, mühsam bestiegen, worauf er unsicher, ungeschickt saß, unvermögend es zu leiten, zu lenken.

„Haben der gnädige Herr Ihre Manège in einer Mühle gemacht? Ihre Art zu sitzen hat viel von der eines Sackes. Geben Sie Acht, jetzt rutschen Sie links ab!“ rief er ihm zu, nachdem sie eine Zeit geritten waren.

„Meinst Du, ich könne nicht reiten?“ antwortete über die Schulter der angebliche Edelmann, arbeitend, sich im Sattel zu halten.

Der Schließer, vorauf, setzte sein Roß in Trab; jener strengte sich an, das seine ihm nach zu bringen; es verstand seinen Reuter nicht, sie blieben im Schritt.

„Ihr Gaul will nicht vorwärts, gnädiger Herr! warten Sie, ich komme Ihnen zu Hülfe!“ rief Meyere; und hiemit theilte er Hiebe an Roß und Reiter aus. Springend fuhr jenes aus; schreiend hielt sich dieser; schallend lachte Carbonell. „Jetzt ist er im Gange!“ sprach Meyere; und lachend und spottend, trieben sie den Gefangenen, über Stock und Stein, nach, dem Trotte des vordern Reiters.

Die vorschreitende Nacht stillte allmählig ihren Uebermuth. Ihr Trott ermäßigte sich zum Schritt. Der Soldat machte trübe Betrachtungen. Ihn verdroß der Hohn seiner Begleiter, ihn schmerzten ihre Schläge; aus Kerker in Kerker geschleppt, dem Galgen näher als der Ehre, erduldete er die Plage für sie. Er dachte an Honoradens Suppentopf, an die weiche Decke auf der Bank in seinem Zimmer. — Alle Träume der Eitelkeit schwanden hin, bei der Vorstellung dieser wirklichen Güter. „Was wollen sie machen, lauf' ich davon?" sprach er bei sich selbst. — „Doch, sie lassen mich nicht. Ihrer sind Drei gegen mich Einen. — Der Wald von Conil kann nicht fern seyn —" fuhr er in seinen Gedanken fort — „ich will warten, bis wir dahin gelangen. Das Pferd laß' ich laufen; verberge mich im Holz; möglich auch, daß sie im Schlafe sich trennen."

Es war nach Mitternacht. Allseits her, vielstimmig, eintönig, schallte das Gellen der Cikaden über die bleichen Felder und jenseits derselben er-

ſchien am Horizonte, ein ſchwarzer Saum, der Wald von Conil. Im Schlafe hangend auf dem Pferde, das wie er ſchlief, blieb der Schließer zurück. Träumend, keine Argliſt ihres Gefährten muthmaßend, überließen ſich ihren Roſſen Carbonell und Meyere. Immer höher auf ſtieg, immer näher trat der Waldſaum, und leiſe vorauf den Uebrigen gelangte der Soldat, da ſein unruhiger Sitz ſeinen Gaul wach hielt. Seitwärts, im Schatten, beobachtete er die geſenkten Hälſe der Gäule der ihm folgenden Reiter, ihre Zügel auf deren Nacken gelegt, ihre ſchwankende, nickende Haltung. Jetzt dünkte der Wald ihm nahe genug. Er umfaßte mit beiden Armen den Hals ſeines Pferdes, ließ ſich behutſam herab an deſſen Seite, ſtand — „Holla, Kamerad, was haſt Du?" hörte er den Ruf Meyeres. Er ließ ſein Roß und begann gegen den Wald zu laufen. „Was haſt Du, wohin willſt Du?" rief mit erhobener Stimme jener. Er ſchwieg und rannte aus allen Kräften. „Er läuft davon! — Wahrhaftig! — Carbonell

— holla — auf — ihm nach!" schrie der Gerichtsbote. „Holla," sagte Carbonell aufschreckend aus dem Traume, um sich blickend. In der Ferne, übers Feld, sah er den Schatten des Fliehenden, Meyere im Gallopp hinter ihm her mit Holla! und Halt! Er gab seinem Pferde die Sporn querfeldein. Sie hatten den Soldaten erreicht, bevor dieser den Wald erreichte.

„Willst Du uns prellen um Deine kostbare Person? — Du sollst fühlen, wie hoch wir Dich schätzen!" schrie Meyere, indem er ihn festhielt und ihn schlug. „Herr Auvray!" rief der Soldat den Schließer zu Hülfe, „Herr Auvray, kommen Sie hieher! Sie wollen mich zwingen davon zu laufen! Sie schlagen mich todt, weil ich nicht entfliehen will!"

„Du sprichst wahr, mein Sohn! Das hast Du wieder gut erdacht. Herr Rolland will Dich zur Flucht durch uns verleiten. Mit der Vergiftung ist es ihm mißglückt; jetzt läßt er Dich todtschlagen!" Bei diesen Worten verdoppelte Meyere seine Schläge.

Der Schließer kam herzu und nahm sich des Gefangenen an. Er ward wieder zu Pferde gesetzt; die Füße unterm Bauche des Gauls zusammengebunden mit einem Strick, welchen Meyere hielt, führten sie ihn weiter und erreichten Aubaine, ihr Quartier, den Gasthof zum Schwarzkopf.

9.

Als Herr Rolland, am Tage nach dem Vorfall im Gerichtssaal den Marineintendanten, den Ritter von Montfuron besuchte, fand er deren Benehmen gegen ihn verändert; abgemessene Höflichkeit, statt herzlicher Hochachtung, Zurückhaltung, statt unumwundenen Zutrauens. Auch ihr Antheil an seiner Angelegenheit war erkaltet, und drückend kam ihm der Gedanke, daß seine Erschütterung bei den Vorwürfen des Soldaten nicht unbemerkt geblieben sey, Mißtrauen gegen ihn erregt habe. Der Anlaß seiner Bekanntschaft mit den genannten Freunden, seine bürgerliche Stellung, die Ur-

sach jener Erschütterung, gestatteten ihm keine Erklärung desfalls. Er stärkte sich im Innern durch das Bewußtseyn des Rechts. Es mußte ihm auch als Stütze dienen, da er allgemein eine veränderte Meinung von ihm wahrnahm. Unrecht, das wir gethan, rächt Unrecht, das uns geschieht. Die Worte Huguenott, Giftmischer, Unmensch, von zornigen Stimmen gesprochen, schallten, wo er sich öffentlich zeigte, aus der Menge wider ihn. Er fuhr auf, erglühte, sein Herz sträubte sich wider diese Vorwürfe in seiner Brust — er konnte nichts dagegen thun.

Auch die Kühnheit der Freunde des Soldaten, daß sie den gewagten Schritt zu dessen Rettung unternommen, war eine Folge jenes Vorfalls im Gerichtssaal. Ueberall war die Rede davon. Herrn Rollands eifrigste Vertheidiger, nächste Bekannten schwiegen: ihr Schweigen begünstigte die ärgste Deutung wider ihn.

Inzwischen hatten die Zeugen aus Marseille Geld zur Reise nach Toulon erhalten, ihre unverzügliche Ankunft gemeldet. Herr Rolland ging

zum Criminallieutenant, die Ansetzung eines Termins zu ihrer Vernehmung zu beschleunigen. Er hörte die Abführung des Gefangenen nach Aix. „Wie ist das möglich?" rief er. Ihm diente zur Antwort, der Soldat habe gegen das letzte Urtheil, er selbst wider das erste appellirt; die doppelte Appellation habe die Sache zur Entscheidung an das Parlament von Aix gebracht. „Und er ist dorthin abgeführt, ohne Befehl des Parlamentes!" rief er aus. Leere Entschuldigungen vernahm er statt der Gründe.

Wie der Gescheiterte, den die Welle, die verhieß, ihn auf den Strand zu tragen, abprallend von diesem zurückwirft in die See, von schreckender Ueberraschung ergriffen, stand er einen Augenblick. Ungestüm erhob sich dann in ihm Ungeduld der geheimen Ränke; sie besiegte die Erfahrung, daß kämpfen muß, wer das Recht sucht. Er eilte unverzüglich nach Aix. Er sprach mit den Parlamentsräthen, legte seine Actenstücke wider den Soldaten vor. Er sprach ungestüm, als Rechtskundiger, voll Eifer für das Recht an sich, voll

persönlichen Eifer wider das schmähliche, ihn angreifende Unrecht. Er forderte, daß der Angeklagte unverzüglich nach Toulon zurückgesandt, sein Prozeß hier weitergeführt, beendet werde. Dagegen verwandte sich Cleron für diesen mit Heftigkeit. Er bot an, die Hälfte der Gerichtskosten baar niederzulegen, falls die Dürftigkeit des Soldaten der Annahme seines Appellationsgesuches hinderlich wäre.

Das Parlament entsprach der Forderung des Generaladvocaten. Es wies den Angeklagten zurück vor den ersten Richter; einzuschreiten in Hinsicht seines Gesuches, wenn die Umstände dies nöthig machten, behielt es sich vor.

Der Soldat wurde nach Toulon gebracht, Cleron aber blieb in Aix. Herr Rolland bezeugte den Räthen des Parlaments Dank, Anerkennung für die ihm erwiesene Gerechtigkeit; dann folgte er seinem Gegner eilend: er hoffte die Zeugen aus Marseille noch in Toulon vorzufinden. Die Länge des Verzugs, durch seine Reise nach Aix, die Geschäfte daselbst, seine Rückkehr von dort veranlaßt, hatte sie genöthigt, zu ihren Geschäften heimzukehren.

Er schrieb abermals an sie; forderte sie dringend auf zu Wiederholung der Reise, wies ihnen wiederholt Reisegeld an. Er scheute nicht Mühe, nicht Kosten, sich einer schleunigen Beendigung der Angelegenheit zu versichern, die auch seinem Aufenthalte zu Toulon ein Ende machte, der für ihn quälend, erniedrigend war, bei den hier über ihn verbreiteten feindlichen Gerüchten, bei dem Benehmen seiner frühern Freunde gegen ihn, welches nicht auf den ehemaligen Fuß zurückkehrte.

Eine Gerichtssitzung wurde gehalten. Stumm blieb der Soldat bei allen an ihn gerichteten Fragen. Herr Rolland forderte, das Verfahren wider ihn solle Fortgang haben, als gegen einen vorsätzlich Schweigenden. Ihm ward gewillfahrt. Charbonnier meldete seine und die Ankunft der übrigen Zeugen aus Marseille. Der Generaladvocat begehrte zum zweiten Mal einen Termin, sie zu vernehmen. Er hörte, daß die Acten bereits geschlossen und dem Generalprocurator zum Gutachten vorgelegt wären.

Eine solche Beeilung hatte er nicht gehofft. Das

Gutachten des Generalprocurators fiel dahin aus, daß der Soldat der Namensfälschung, der böslichen Anmaßung eines fremden Namens schuldig zu erkennen, zum Tode zu verurtheilen sei. „Ich werde noch zu Weihnachten, im großen Saal des Schlosses zu Caille meinen Wein ins Cachofuech gießen!“ rief Herr Rolland wohlgemuth, als er das Gutachten erfuhr. Er fühlte sich, wie aus einem beängstigenden Nebel hervortretend, der ihn umlagert.

Die Freunde des Soldaten schrieen über augenscheinliche Begünstigung des Mächtigen. Sie zitterten für den Angeklagten; dieser bezeigte sich zuversichtlich. Man könne ihn nicht hinrichten, er sei der Sohn des Herrn von Caille, erklärte er mit unveränderter Stirn. Unbesorgt besuchte ihn Isabelle, schienen Carbonell und Meyere.

Weihnachten war vorüber; noch war das Urtheil nicht bekannt gemacht. Endlich geschah's. — Vor dem Endurtheile sollten die Partheien über die eingereichten Appellationen sprechen lassen, lautete der Spruch.

Herr Rolland war gelähmt von Bestürzung. So oft er Ungerechtigkeiten erfahren, hatte er ihnen gewehrt: die Erfahrung war für ihn verloren: sein Verstand konnte die Möglichkeit der Ungerechtigkeit nicht begreifen, seine Seele glaubte nicht daran — wie zum ersten Mal erlebt, erschütterte sie ihn jedes Mal. Er übersah den Nachtheil, welcher ihm aus jenem Spruch erwuchs. Seine Zeugen abermals vergeblich berufen — einige tausend Franken verschleudert an Kosten — verlorne Mühe, verlorne Zeit. — Die Betrachtungen dienten nur, daß er sich rüstiger von dem Schlage erhole. Er appellirte unverzüglich an das Parlament zu Aix: „häuft Ränke auf Ränke!" rief er, „schafft mir Müh über Müh — zum Endurtheile muß es kommen, und wo das Recht wie für mich spricht, muß Recht gesprochen werden. Ihr rettet das schändliche Opfer nicht."

Seiner Appellation folgte ein Gesuch des Gefangenen an eben jenes Tribunal, daß er den Beweis führen dürfe, der Herr von Rougon zu seyn.

Magdalene Serry hatte von allen Vorgängen zu Toulon in Bezug auf den Prozeß, auch vom Transporte des Soldaten nach Aix gehört. „Ich will dem jungen Edelmann nützlich seyn," sagte sie zu ihrem Vater: „Sie erlauben mir, daß ich für ihn an meinen Vetter von Maliverny, meinen Oheim Boyer schreibe?" Herr Serry hatte nie einen Willen, entgegen dem Willen seiner Tochter. Sie schrieb an den Präsidenten des Parlaments von Aix, an den Parlamentsrath, erinnerte sie an die Unterredung über den Gefangenen bei ihrem letzten Aufenthalte in jener Stadt, bat sie dringend, sich des schutzlosen Unglücklichen anzunehmen. Der Arzt verbreitete unter den Freunden des angeblichen Rougon, was seine Tochter für diesen gethan. Vor einer zahlreichen Gesellschaft sagte der Abbé Lareidat Magdalenen Dank im Namen der Religion und des Mitleids. Seine Phrasen umdufteten ihre junonische Haltung und Gestalt — sie genoß eines doppelt angenehmen Gefühls, eine Wohlthat erwiesen, einer Neigung gefröhnt zu haben.

Der Präsident berieth sich über ihren Brief mit

seinem Schwiegervater. „Ich mögte ihr willfahren, ich sehe keine Möglichkeit," sagte er. „Sie haben den Generaladvocaten gehört: seine Gründe sind wichtig; er spricht laut; Viele von uns haben Sachen anhängig beim Parlament der Dauphiné; sein Ansehen zu Grenoble gilt Alles — wir können nicht anders sprechen, als seiner Forderung gemäß."

„Der Soldat muß zurück nach Toulon," antwortete Herr Boyer. „Unter Umständen einzuschreiten in Hinsicht seines Gesuches können wir uns höchstens vorbehalten. Wir eröffnen ihm so eine Hinterthür; erhalten uns die Möglichkeit das Aeußerste von ihm abzuwenden. — Befragen wir doch Silvain," setzte er hinzu: „er sieht zwischen den Gesetzen immer ein Steinchen, das eben paßt, wo das Recht schadhaft ist."

Der Advocat wurde befragt. Er ließ Cleron rufen: „Ihre Sache muß wieder vor das erste Tribunal, das Parlament kann nicht anders entscheiden," sagte er zu ihm.

„So ist der Unglückliche verloren, die Zeugen,

die Beweise der Gegenparthei überwältigen uns. Das Urtheil kann nicht anders als ihr günstig seyn. Unsre Freunde dürfen nicht das Aeußerste wagen, der Gegner ist zu rechtskundig, zu angesehn, er spricht zu laut.“

„Er spricht laut, handeln Sie still! Die doppelte Appellation hat Ihre Angelegenheit hieher gebracht; sie kann dadurch zum zweiten Male herkommen.“

„Wie das?“

„Ein Urtheil, das beföhle, die eingereichten Appellationen vor dem Spruch aburtheilen zu lassen, könnte Ihre Freunde nicht compromittiren.“

„Sie geben uns das Leben!“ rief Cleron aus; „nehmen Sie sich unsrer weiter an, leiten Sie meine Schritte!“

Lächelnd schwieg der Advocat.

Einige Tage, bevor der Angeklagte in Folge des uns bekannten Urtheils der Gerichte zu Toulon, welches lautete, wie Herr Silvain Cleron angedeutet, zum zweiten Male nach Aix gebracht ward, kam der Abbé Lareidat in das Haus des Arztes Serry und eröffnete hier das heiße Verlan-

gen des jungen Edelmannes, seine Wohlthäterin zu sehn, ihr zu danken, sie um ihren ferneren Schutz anzuflehen.

„Wie ist das möglich?“ sagte Magdalena, „ich kann nicht zu ihm in's Gefängniß.“

Der Abbé erklärte, er fühle das Schwere der Erfüllung der von ihm vorgetragenen Bitte. Zugleich berief er sich auf ihre Großmuth; bezeugte, wie gewiß nicht ihr Vater, ihre Mutter, er selbst oder wen sie sonst von angesehenen Gönnern des Angeklagten zur Begleitung bei einem solchen Besuche wünschen mögte, versagen würden, der Schönheit zu folgen, die sich des Unglücks erbarmt.

Die Vorstellung einer solchen Begleitung nahm Magdalene für den Vorschlag ein, woran ihr hauptsächlich mißfallen, zu thun, was Isabella bereits gethan. Eine Stunde zu dem Besuche ward angesetzt, die Theilhaber bestimmt. Magdalena wählte zu ihrer Kleidung dabei einen Anzug, welcher der Gelegenheit etwas Feierliches gäbe, bei der sie ihn trug; welcher ihre Schönheit hob, damit sie dem Gefangenen eine so überraschendere

Erscheinung sei. Ein Kleid von braunem Taffent mit Silber durchwirkt, umgab in reichen Falten ihre stolzen Hüften; hielt eng und weich ihren schönen Oberkörper umschlossen, von der Brust bis zum Gürtel durch glänzende Spangen verbunden, unter welchen das feine faltige Brusthemdchen erschien. Auf die runden weißen Schultern fiel in schweren Locken das schwarze, glänzende Haar; an den zarten Schläfen aufgebunden mit flatternden Schleifen, deren Schatten über ihre dunkeln Augensterne spielten, welche leuchteten im klaren, weißen Oval. Ein kleiner Diener trug ihr einen Blumenstrauß nach, zum Geschenk für den Gefangenen. So ging sie in Begleitung ihres Vaters, ihrer Mutter, des Abbé, mehrerer Gönner des Soldaten auf das Stadthaus zu diesem, von den Begegnenden angestaunt.

Der Kerker öffnete sich, die schlaffe, unedle Gestalt, das ausdruckslose Gesicht des angeblichen Rougon stellte sich ihr dar, nichts von allem, was sie erwartet. Jugend, Kummer, irgend etwas Ausgezeichnetes, das edle Abkunft verrieth; an sei-

ner Seite seine zwei Gesellschafter Carbonell und Meyere, eine dreifache Verworfenheit. Sie stand bestürzt.

„Sie erschrecken vor dem Bilde der Niedrigkeit! auch dies gehört zu seinem Unglück!" sagte zu ihr der Abbé. „Sehen Sie, Herr von Rougon," wandte er sich zu dem Gefangenen, „Ihre schöne Wohlthäterin erfüllt den Wunsch Ihres Herzens, daß Sie sie erblicken, ihr Dank sagen mögten."

„Er versteht das Reden besser als ich! Wahrhaftig, Sie haben mir gute Dienste geleistet, Sie —" sprach der Soldat zu Magdalena.

„Sie haben theilnehmenden Besuch gehabt, Herr von Rougon," unterbrach ihn der Abbé; „ein frischer Strauß, gewiß ein Geschenk der reizenden Isabella —"

„Reizend, wenn man nicht die Andre sieht," antwortete jener. Magdalenens Blut wallte auf vor Abscheu und Beschämung.

„Achten Sie seiner Ausdrücke nicht," sprach zu ihr der Abbé, jene Gefühle in ihrer Miene le-

send. „Er empfindet seiner Herkunft gemäß. Er hat keine Sprache für seine Empfindungen, als die Sprache der Menschenclasse, zu welcher die Grausamkeit seiner Verwandten ihn erniedrigt."

Magdalena faßte sich. Sie nahm den Strauß aus der Hand ihres kleinen Dieners. „Ich habe mich für Sie im Mitgefühl Ihres Unglücks verwandt. Ich wünsche es auch durch eine augenblickliche Freude zu erleichtern," sagte sie, ihm die Blumen reichend.

„Dieser ist mir lieber, als jener da," antwortete der Soldat, in der einen Hand ihren, in der andern Hand den Blumenstrauß Isabella's. „Ich frage nichts nach jenem und nach der, die ihn gebracht," setzte er hinzu, den letztern aus dem Fenster schleudernd und befestigte den erstern an seinem Wams, sein abgeschmacktes Bild vollendend.

„Hat der Graf von Grignan sich hinsichtlich Ihrer erklärt?" fragte ihn Magdalena, sich beherrschend.

Der Abbé nahm statt seiner das Wort. „Noch nicht," sagte er zu ihm gewendet; „doch ohne Zweifel wird er Sie mit der Freundschaft eines Verwandten beehren, sobald Ihr Prozeß gewonnen seyn wird." Hiemit schob er sich überhaupt als Wortführer für seinen Schützling ein, bemüht den Eindruck zu verlöschen, welchen dessen Reden, dessen Anblick, der Anblick seiner Gefährten auf Magdalene machten, von denen Meyere sie fröhlich keck, Carbonell aus allen Falten seines Gesichtes mit verstecktem Blicke schmunzelnd ansah. Sie verlangte aus dieser Gegenwart hinweg; der Abbé bot hiezu die Hand, wohl bemerkend, daß selbe seine Absicht zerstöre.

Indem Magdalena aus der Thür des Stadthauses trat, ging Herr Rolland an diesem vorüber. Sein Anblick mehrte die Verwirrung, worein der Eindruck der Persönlichkeit ihres Schützlings sie versetzt. Esprite, Baptiste stellten sich ihr vorwurfsvoll dar. Die Zartheit und Würdigkeit des letzteren erregte Anerkennung in ihr, im Vergleich

zu den Eigenschaften seines Gegners. Die Vermuthung, die Gewißheit, daß das Recht in der Sache auf Seiten der Familie sey, daß sie dieser Schaden zugefügt, bemächtigte sich ihrer Gedanken, verstärkte ihres Innern Widerstreit. —

„Magdalene Serry, die schöne Magdalene Serry! Sie kommt vom Besuche des unglücklichen Rougon! Barmherzige Seele, Gott segne sie!" rief eine Bettlerin unter mehreren an der Thür.

Herr Rolland sah auf, sah Magdalenen an — sie senkte den Blick vor seinem scharfen, offenen Auge. Die Strenge in seiner Miene durchbebte sie. Er selbst sah sie nicht unbewegt. Nicht Antheil, nicht Zuneigung hatte sie ihm je abgewonnen; es war ihm erwartet, ihren Vater auf der Seite seiner Gegner zu sehn; doch er dachte an Baptiste mit Bedauern —

„Sahen Sie den grimmigen Blick, welchen der Verfolger des armen Rougon auf Sie warf? hörten Sie auch den Segensruf der Armen?" sprach zu Magdalenen der Abbé: „ein Bild des Kampfes der unsichtbaren Mächte um die Seele, die das

Gute will. Dort der Widerſacher, gewaltig, grimmig; hier der Bote der Gnade, unſcheinbar mit Segensſpruch. Sie kämpfen auch in Ihrem Innern dieſe Mächte," fuhr er fort. „Der ſinnliche Eindruck vom Mangel an Aeußerm, an Bildung, Sitte beim unglücklichen Gefangnen, vom Mangel der Vorzüge, welche die Grauſamkeit der Seinen ihm entzogen, droht den Antheil für ihn in Ihrem Herzen zu überwältigen, der ſo wirkſam zu ſeinem Heile war. Er ſpricht plump — erwägen Sie den Sinn ſeiner Worte. Sein Verſtand erkennt richtig, was er Ihnen dankt, erkennt ſein Unvermögen, es würdig auszuſprechen. Er iſt ergriffen von Ihrer Schönheit; deren Eindruck ſetzt ſeine Schätzung Iſabellens und ihrer Güte zu tief herab, der natürliche Menſch fühlt kräftig, er ſucht Gegenſätze. Kleiden Sie jenen Sinn in gebildete Worte: er wird Ihnen des Antheils würdig ſcheinen. In ſolchen Worten ſpräche der Gefangne, hätte er von Jugend auf mit Denjenigen gelebt, zu denen er der Geburt nach gehört. Er wird in

ihnen sprechen, sobald der Besitz seiner Rechte, den letzteren Vortheil, ihm eine Zeit vergönnte. Er sieht nicht jugendlich aus — Gram und Elend altern. — Der Religion wegen erduldet er Gram und Elend; sieht er sich im Kerker; bedroht mit dem Tode; beraubt aller der Vorzüge, welche Sie an ihm vermissen. — Setzen Sie dem wandelbaren, flüchtigen, sinnlichen Eindruck die Festigkeit des Willens entgegen, welche wir an Ihnen bewundern. Leiden Sie nicht, daß er Ihren Schutz dem Unglücklichen entziehe, welcher ihm den Antheil des großen Gerichtshofes zugewendet, in dessen Hände sein Schicksal gelegt ist! —"

So sprach der Jesuit. Magdalene staunte, ihre Gedanken von ihm errathen zu sehen. Ihrem Stolze schmeichelnd, gelang ihm durch den trüglichen Eindruck einer gemachten Ansicht, den wahren Eindruck des Wirklichen zu stören, wenn auch nicht ihn zu ersetzen.

10.

„Sie ſtehen vor Ihrem Tribunal," ſagte Herr Silvain zum Parlamentsrath Boyer.

„Es wird vergeblich ſeyn. Wir geſtatten dem Angeklagten den Beweis zu führen, welchen er zu führen verlangt — es iſt mehr, als wir ihm geſtatten ſollten — Herr Rolland wendet ſich an des Königs Conſeil. Seine mächtigen Freunde erwirken ihm Erlaubniß zur Appellation an das Parlament von Paris. — Er hat ſeine Sache gewonnen."

„Von einem Erkenntniß auf gegenſeitiges Gehör der Partheien *) findet keine Appellation Statt."

„Es kommt darauf an, wer in der Sache Referent wird."

„Der Präſident ſchreibt die Eingaben zu —"

Herrn Rollands Gedanken gingen nicht ſo weit, als die Gedanken des Parlamentsrathes. Er hatte ein ungerechtes Urtheil erhalten; von einer unter-

*) Arrêt contradictoir.

geordneten, der Behörde einer Stadt, wo die öffentliche Meinung feindlich wider ihn gestimmt war; er verachtete Richter und Spruch.

Zu Aix herrschte kein solches Vorurtheil; er trat vor die Schranken eines Parlamentes, eines gleichen Gerichtshofes als der, zu welchem er selber gehörte; schon ein gerechtes Urtheil hatte er von demselben erlangt; die bedenkliche Clausel dabei erregte keinen Argwohn in ihm; er getröstete sich zum zweiten Mal eines solchen. Nichts kam in seinen Plan, als durch thätiges Betreiben die Angelegenheit rasch zum Spruche zu bringen.

Die Parlamentsräthe gingen zum Theil ein auf deren Gerechtigkeit; man nannte ihm Herrn Boyer als Referenten; er begab sich zu diesem. Sie waren entfernte Bekannte. Herr Boyer hatte dem Generaladvocaten die Zuvorkommung bezeigt, worauf dieser ihm gegenüber, seiner Stelle, seiner bürgerlichen Lage, seiner Persönlichkeit nach Anspruch hatte; derselbe sah in ihrem Verhältniß nichts verändert, daß der Parlamentsrath eine

Sache zur Bearbeitung erhalten, wobei er Partheі war, er erwartete nicht ein verändertes Benehmen des letzteren gegen ihn. Der Parlamentsrath empfing ihn mit der Ueberlegenheit des Richters. Herr Rolland sprach über den Fall, voll Unwillen über die verzögerte Gerechtigkeit, voll Verabscheuung des schaamlosen Betruges seiner Gegenpartheі, in Voraussetzung einer persönlichen Theilnahme an solchen Unbilden, wie er, bei ähnlichen, gegen Andre empfunden haben würde. Herr Boyer versicherte ihn in Erwiderung, daß kein Ansehn der Person, keine Protection, welche die Partheien genössen, überhaupt keine fremden Ansichten Einfluß auf seine richterlichen Entscheidungen übten; daß er jene stets einander völlig gleichstelle; sein Urtheil über deren Recht und Unrecht nur durch die Acten bestimmen lasse. Der Generaladvocat sah den Parlamentsrath staunend, zürnend an; sein Blut gerieth in immer heftigere Wallung. Er enthielt sich nicht der Antwort, daß er die Dinge, welche diese Versicherungen beträfen, theils als

natürlich vorausgesetzt, theils seine Aeußerungen sie nicht hervorgerufen, daß sie Beleidigungen für ihn enthielten, und daß er nicht erwarte, ein irgend vernünftiger Mensch werde an Gleichstellung zwischen ihm und seiner Gegenparthei denken. Sein Unwille, die Anmaßung Herrn Boyers erhöhten den Ausdruck seines Selbstgefühls jenem gegenüber bis zum Hochfahren — sie schieden in Spannung — beunruhigt der Generaladvocat. Wie am heitern Morgen plötzlich Dünste entstehn, sich sammeln, aufsteigen, die Atmosphäre umschleiern, geschah überall in den Verhältnissen bei diesem Prozesse.

Inzwischen wurde ein Termin angesetzt, schleunig, wie er es gewünscht; freimüthig erkannte er die Gerechtigkeit eines sonst widerwärtigen Richters hiebei an.

Er begab sich nach dem Justizpalaste, seinem Advocaten zur Seite zu stehen. Auf einige seiner Erklärungen, im Widerstreit mit Aussagen des Soldaten, befahl der Referent, diesen herbeizurufen. Herr Rolland fuhr auf; ein zuckender Blitz schien einen Abgrund, an dem er stand, zu he-

leuchten. Die Scene im Gerichtssaale zu Toulon stellte sich ihm dar, seine dortigen Empfindungen kehrten wieder, sein Herz sträubte, wie dort, sich gegen den Anblick des Betrügers. Er wechselte die Farbe, zitterte, athmete beklommen. — Niemand äußerte Etwas über seinen Zustand; die Art, wie man ihn betrachtete, zeigte ihm, daß derselbe auffiel.

Der Gefangne trat ein. Herrn Roßland gegenüber war wieder das fahle, nichtssagende, höhnisch-freche Gesicht. Es machte auf ihn den Eindruck eines Fluches. Er hörte, wie jener mit widriger, winselnder Stimme ihn flehte; was er sagte, vernahm er nicht.

Einige Zeugen traten auf. Sie betrachteten den Gefangnen, sagten aus: dieser sey nicht Mege, der Marinesoldat. Sie bezeugten, denselben wohl zu kennen, und schilderten ihn klein, breit, schwarz, von den Blattern gezeichnet, mit starkem Bart und krausem Haar. Sie beeidigten ihre Aussagen; der Ausdruck der Unbefangenheit lag in ihrem Wesen.

Herr Boyer stand erwägend. — Ein Erkennt-

niß, das dem Soldaten gestattete, den Beweis zu führen, daß er der Sohn des Herrn von Caille, Herrn Rolland, den zu führen, daß derselbe Peter Mege sey, war die Folge dieses Verhörs. Es war ein Erkenntniß auf gegenseitiges Gehör der Partheien erlassen; keine Appellation fand von ihm Statt.

Der Generaladvocat sprach mit Heftigkeit wider die Partheilichkeit des Referenten. Er berief sich auf die Acten, das Urtheil rechtskundiger Männer. Diese mußten freilich gestehn, daß die Acten vollständige Gründe enthielten, den Angeklagten des Betruges schuldig zu erkennen. — Doch Amtsgenossen mochten den Amtsgenossen nicht verdammen; das Urtheil entschied die Sache nicht, stellte nur die Rechte der Partheien gleich; man hatte kaum Herrn Rolland die Gerechtigkeit des Richters anerkennen hören, über welchen er jetzt Beschwerde führte. Er schien bei seinen Klagen im Widerspruch mit sich selbst. Nachsicht in einem Criminalfalle vertrat jedes Herz. — Diese Ansichten wurden im Publikum geltend gemacht; am

eifrigſten im Hauſe der Frau von Puiloubier, von dieſer, ihrer Tante, ihren Freunden. Der Generaladvocat fand geringe Theilnahme. Niemand verſetzte ſich in ſeine Lage, der nach zwei Jahren, in Arbeit und Verdruß verzehrt, nach einem Koſtenaufwand von funfzehntauſend Franken, durch Herrn Boyers Spruch auf den Punkt zurückgeſchleudert war, wo er ſich vor der Zeit befunden, verſtrickt in dieſelben Schwierigkeiten, wogegen er raſtlos gekämpft.

Er dagegen konnte den Zuſtand der Partheien verſtehen, denen er in ähnlichen Lagen hülfreiche Hand gereicht. Der Gedanke hieran unterdrückte die bekümmernde Ahnung, welche ihn beim Ueberblick des Bisherigen überſchlich — Ermuthigt im Bewußtſeyn der Fähigkeit, ſich ſelber zu vertreten, ging er ungeſäumt an Führung des ihm auferlegten Beweiſes.

Der Chikane keinen Ausweg zu laſſen, auf welchem ſie dem Endurtheil entſchlüpfen, die Sache verzögern könne, führte er ihn dreifach. Er bewies,

daß der junge Rougon wirklich todt sey; daß der Angeklagte nicht der junge Rougon, daß er Peter Mege aus Joucas sey, Sohn des Franz Mege.

Er stützte den ersten dieser Beweise auf die Atteste, die Acten aus der Schweiz. Zur Führung des zweiten dienten theils eben diese, theils die Handschriften des jungen Rougon, dessen Bild, welches sich auf dem Archiv zu Caille gefunden, theils Zeugen, welche letzteren gekannt, unter ihnen Ludwig Rey, Claude Funel, der Müller Audibert, vor Allen eine Frau, Anne Herbe, Magd des Unteroffiziers Laumon, welche zu Manosque eine der Töchter des Herrn von Caille gesäugt hatte, acht Jahre in dem Hause geblieben war, zur katholischen Religion übergetreten, die Familie gleichwohl nach Lausanne begleitete, wo sie den jungen Rougon täglich sah. Nach drei Jahren war sie zurückgekehrt nach Frankreich, hatte zu Marseille gelebt, hier Mege und dessen Familie gekannt; sie war also im Stande, die Aehnlichkeit des Gefangnen mit dem Einen oder dem Andern von

beiden zu bezeugen, über alle Umstände seiner Aussage, näheres Licht zu verbreiten. Der letzte Beweis wurde durch die Galeerenlisten, die Aussagen des Ritters von Monfuron, des Secretärs Marin, der Zeugen aus Marseille geführt.

Der Soldat dagegen säumte von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, den Beweis, der ihm oblag, zu führen. Wiederholt verlangte Herr Rolland, daß er dazu angehalten werde; seine Eingaben wurden zögernd beantwortet: nichts geschah. Er wiederholte mit der Beschwerde hierüber seine ältern Beschwerden: die fortwährenden Klagen ermüdeten; Herr Boyer fand Gehör, welcher die Wuth beschuldigte, womit der Generaladvocat sein Opfer verfolge. Was fehlte ihm — war er nicht im Besitze des Vermögens, der Güter, welche sein Prozeß betraf? Rath des Königs, Mitglied eines großen Parlamentes? — Er fuhr in betreßten Kleidern, strahlende Ringe an den Fingern; sein Gegner schmachtete im Kerker, erhalten durch Mildthätigkeit. — Auch dieses klägliche Leben wollte er

demſelben entreißen! — Vor zwei Jahren hätte die Menge an keine Mißbilligung irgend einer Sache, die Herr Rolland thäte, gedacht; kaum in's geheim tadelten ihn ſeine Feinde. So weit hatte ſeine Stellung als Partei, hatten ſeine Unbilde ſein Anſehn ſchon erniedrigt, daß er allgemeiner Mißbilligung unterlag.

Der November nahete. Die geſetzliche Friſt war abgelaufen, binnen welcher der angebliche Rougon den Beweis ſeines Namens, ſeines Standes hätte geführt haben ſollen. Herr Rolland trug darauf an, ihn davon auszuſchließen. Er ward hingehalten mit Rückſichten des Mitleids, der Ranke, mit welcher, ſobald ſie der Stütze eines durchdringenden Verſtandes ermangelt, eben ihrer Schönheit wegen, die Intrigue die kräftigſten Stämme, ſie auszudörrn und zu ſtürzen am erfolgreichſten umſtrickt. Der Verſtand des Generaladvocaten durchſchaute dieſen Kunſtgriff und erwehrte ſich ſein. Lauter wurden ſeine Klagen; bis zur Verletzung der Geſetze ging die Begünſtigung der nichtswürdigen Partei. Der Referent konnte endlich zu Beſchönigung derſelben nichts mehr anfüh-

ren. „Eine präcluſive Friſt von fünf Tagen iſt das Letzte, was ich ihm geſtatten kann; ſehen Sie, was Sie binnen derſelben thun," ſprach er zum Abbé Lareidat, zum Arzte Serry, zu Herrn Silvain, welche ſich zu ihm begeben, eine Verlängerung der Friſt zum Antritt des Beweiſes für ihren Schützling zu erbitten. Hinter ihnen ſtand Meyere und hörte den Ausſpruch mit verdrüßlichem, niedergeſchlagenem Geſicht.

Jede Förderung iſt von einer Hinderung begleitet. Die Förderung der Sache des angeblichen Rougon, welche der Abbé Lareidat bezweckte, indem er Magdalene Serry bewog, denſelben im Gefängniß zu beſuchen, hatte eine unerwartete Hinderung im Gefolge, woran dieſe Sache überhaupt zu ſcheitern drohte.

Der Gerichtsrath Garnier erfuhr den pomphaften Beſuch, hörte von einem Strauße, der während deſſelben aus einem Fenſter des Stadthauſes geſchleudert worden, ſah, daß dies ein Strauß war, welchen ſeine Tochter Iſabelle dem Gefange-

nen verehrt. Magdalene und Isabelle hatten jede ihre Anhängerinnen unter den Armen der Stadt. Eine Anhängerin letzterer befand sich zwischen den Bettlerinnen, welche zur Stunde jenes Besuches Stand vor dem Stadthause gefaßt; sie brachte die Nachricht, den Beweis dem Gerichtsrath. Er hatte bei dem Beistande, welchen er dem angeblichen Roug[illegible] leistete, darauf gerechnet, seinem künftigen Eidam zu dienen. Er hätte in eben dieser Veranlassung sich anheischig gemacht, das Geld zur Fortsetzung des Prozesses vorzustrecken. Sein Vermögen reichte dazu nicht aus; doch ward es ihm leicht, das Fehlende zu erhalten. Nun trat eine Nebenbuhlerin hervor, seiner Tochter überlegen an Schönheit, Ansprüchen, wie ihr Vater an Vermögen ihm. Der Vermittler zwischen ihm selber und dem Gefangenen führte sie bei diesem ein; während ihrer Anwesenheit daselbst wurde das Geschenk Isabella's aus dem Fenster geschleudert. — Besser ein Blumenstrauß aus dem Fenster geworfen als ein Vermögen, dachte er; stellte seine

Geldnegociationen ein — Als der Abbé ihm von den Erfolgen des Angeklagten zu Aix Nachricht gab, ihn aufforderte, die Summe zu senden, deren es zum Antritt des jenem gestatteten Beweises bedurfte, sagte er sich von der Sache los.

Der Jesuit versuchte, von seinem Orden die wegfallende Unterstützung zu erhalten, sie durch Sammlungen zu ersetzen; Cleron, Herr Silvain bewirkten den hierzu nöthigen Verzug. Die Beisteuern fielen unzulänglich aus; der Generaladvocat drängte; der Abbé bewog Herrn Serry, ihn mit seiner Tochter nach Aix zu begleiten, hier verlängerte Fristen zu erbitten. Er und sein Begleiter vernahmen Herrn Boyers Erklärung; unverzüglich darauf gelangte dieselbe an den Gefangenen in Form eines Urtheils.

Meyere folgte einige Zeit den Gönnern seines Freundes auf ihrem Rückwege vom Besuche beim Parlamentsrath, des Advocaten Achselzucken, des Arztes Dumpfheit, die Rathlosigkeit des Abbé betrachtend; plötzlich verließ er sie, wandte den

Schritt, rannte, seinen Stock zu Hülfe nehmend, eilig, wie auf drei Beinen, dem Gefängnisse zu, vor sich hinmurmelnd, je nachdem seine Gedanken ihm nicht gefielen oder gefielen, schüttelnd, nickend. „Was haben sie nun gethan, die vornehmen, die gelehrten Herren? — So weit sie die Sache jetzt haben, hatte ich sie vor drei Jahren. Weil sie sie von oben herab nicht mehr anzugreifen wissen, sollen ihr die Stützen nicht weggebrochen seyn. — Er muß sein Testament machen. Er setzt die Dominikaner zu Erben ein, unter der Bedingung, daß sie den Prozeß weiter führen: so gewinnt er Vorschuß und Beschützer. Wenn sie aber unter der Bedingung nicht erben wollen? — Kommt das Vermächtniß unter derselben an die Karthäuser. Entsagen ihm die Karthäuser? — An die drei Hospitäler; auch sie sind vermögend. Und lehnen die Hospitäler es ab? — Er muß ein Legat von achttausend Franken aussetzen, für eine Person, deren Namen er dem Prior der Jacobiten insgeheim vertrauen wird. Wer seinen Orden bewegt,

das Teſtament anzunehmen, erhält das Legat. So bringe ich es an, durch einen oder den andern der Ordensbrüder. Ich kenne ſie ja, die Frommen, von der Zeit her, da ich ſelbſt ein heiliger Einſiedler war.“ Er überlegte noch ein Mal das Ganze. „Es geht!“ rief er. „Herr Cleron! Herr Cleron!“ und hiemit wandte er den Schritt zurück, woher er gekommen war. Langſam gingen die Herren; bald erblickte er ſie vor ſich: „Herr Cleron, auf ein Wort!“ Cleron hörte den Ruf; er blieb ſtehn. Meyere erreichte ihn, vertraute ihm ſeinen Einfall, forderte ihn auf, zu dem Gefangenen zu eilen, das Teſtament aufzunehmen. Jener antwortete nicht. „Kommen Sie mit mir,“ ſprach er, den Abbé, den Advocaten, den Arzt einholend, die ihn erwartend verweilten. Er trug ihnen den Plan Meyeres vor. „Als Verſuch,“ ſagte der Abbé: „auf alle Fälle bringen Sie uns das Teſtament; wir wollen es als Zeugen unterſchreiben, es erhält ſo einiges Gewicht.“ „Der Gedanke iſt ſchlau,“ ſprach der Advocat; „ich

wünſche, er glückte. Schade um den ſchönen Fall, ſollte er nicht durchgefochten werden!"

Indem Cleron das Teſtament des Gefangnen deſſen Gönnern, es als Zeugen zu unterſchreiben, überbrachte, gab er denſelben zwei Briefe, welche jener inzwiſchen aus Rougon erhalten; den einen von den Priors zu Caille, den andern vom Vicar Taxil aus Rougon.

„Gnädiger Herr!" ſchrieben die Priors, „den treuen Sohn der Kirche vertreten deren Diener. Sie geben Stützen ſeinem Recht, ſie ebenen die Wege unter ſeinen Füßen zum Ziele. Eilen Sie nach Caille! Wir harren, unſre Stimmen zu erheben zum Zeugniß für Sie. Wir werden die Gemeinde entgegenführen dem ächten Erben. Wir werden aufnehmen den Verſtoßenen unter uns, ein Herr zu ſeyn, und zu verherrlichen den wahren, den alleinſeligmachenden Glauben."

Der Vicar ſchrieb: „Gnädiger Herr! Sie ſind der Sohn des Herrn von Caille! Sie ſind der Patron der Kirche zu Rougon! Sie und kein An=

derer. Ich will Zeugniß leiſten, daß Sie es ſind; ich will Hunderte Ihnen zuführen, daſſelbe Zeugniß zu leiſten. Anathema über Ihre ruchloſen, hugenottiſchen Verwandten! Sie müſſen zu Schanden werden!"

Zuverſichtlich entfernte ſich Meyere mit der Acte. Der Abbé ſchüttelte, ihm nachblickend. „Sein Weg fruchtet nichts. Ich kenne die Brüderſchaften und ihre Vorſicht."

„Sah' man je ſo ungünſtige Fügungen und ſo günſtige!" rief der Advocat, die Briefe aus der Hand legend, welche er durchleſen. „Beſäße ich ſelber das Geld, ich gäbe es her; es ſollte mir wuchern! In hundert Jahren kommt kein Fall wieder vor, wo der Rechtsmann ſeine Kunſt, wie bei dieſem beweiſen könnte!"

„Der blödſinnige Garnier! — Er verlor keinen Sous! Er leiſtete der Kirche einen wichtigen Dienſt, er machte ſeine Tochter zu einer der erſten Edelfrauen des Königreichs — zu welcher Bedeutſamkeit erhob er ſich ſelber! — Was muß

ihn verblenden, daß er so vielen Vortheilen entsagt!" Der Abbé rief's, und schlug mit der flachen Hand an seine Stirn.

„Wäre mir gesichert, wovon Sie da sprechen — das Geld könnte ich hergeben," sagte der Arzt, „vorausgesetzt, daß meine Tochter es wollte."

„Ich verbürge ihr ein Leibgedinge von vierzigtausend, ein lebenslängliches Jahrgeld von viertausend Franken, unabhängig davon; ich verbürge Ihnen die Erstattung aller Unkosten, achtzehntausend Franken reinen Gewinn, geben Sie das Geld her zur Fortsetzung des Prozesses!" rief der Abbé.

„Ich verbürge Ihnen dessen Gewinn, übertragen Sie ihn mir!" rief der Advocat.

„Und ich Ihnen zwölftausend Livres, wenn Sie ihn gewinnen," sagte zu diesem jener.

„Alles kommt auf den Willen meiner Tochter an," sprach der Arzt.

„Sie entscheide! nur eine Bedingung, daß Niemand ihre Entscheidung empfange, als ich," versetzte der Jesuit.

Die Bedingung wird angenommen; die Bürgschaften wurden besprochen, geleistet, und die Herren trennten sich.

Magdalena war, seit sie sich wieder zu Aix befand, in einer ihr ungewöhnlichen Stimmung. Die Erinnerungen der Familien Rolland und Tardivy rief der Ort, wo sie so viel mit denselben gelebt, riefen die vielfachen Gespräche hier über sie, der Unwille, der Argwohn wider sie, zumal wider den Generaladvocaten, ihr mit beunruhigender Gegenwärtigkeit zurück, während das allgemeine Mitleid, welches der Angeklagte erregte, den Bemühungen des Abbé zu Hülfe kam, der fortwährend trachtete, die Wirkungen des Eindruckes zu verlöschen, welchen dessen Persönlichkeit auf Magdalena gemacht. Sie konnte sich der Gedanken an die Sache nicht entschlagen, eben so wenig zu einer Entscheidung darüber bei sich selber kommen: und plötzlich wurde sie nun zu der Entscheidung darüber aufgefordert, welche ihr Vater ihr anheimgegeben.

Erblassend, ernst hörte sie den Antrag. Sie verlangte mit sich zu Rathe zu gehen. Einerseits, das Leben des Angeklagten, die Gelegenheit, dem Glauben, zu dem sie sich bekannte, eine Befestigung zu verleihen, sich selbst und ihre Familie unter den ersten Adel des Königreiches zu erheben. Andrerseits, die plötzlich wiederbelebte Erinnerung, des Bildes, der Reden, des Benehmens des angeblichen Rougon im Kerker, welche sie mit Schauder durchdrang; die Fülle der Erinnerungen an seine Gegner, welche sie umlagerten. — Esprite, Baptiste, das feine bleiche Gesicht der Dame Rolland, selbst die ihr oft unbequeme Kinderschaar, Alles trat ihr nahe, deutlich, anmuthig, mit Herzlichkeit. Es drängte sich um sie; es hielt sie fest, wie sie nicht zu lassen. Sie war erschüttert; sie weinte Thränen, unbewußt weshalb, wie die Rebe weint, beim kommenden Frühjahr. Was der Seele zum Glück seyn könnte, läßt diese nicht alsbald los; ihr Bewußtseyn ist tiefschauender als der Verstand des Geistes, es ist der Verstand Gottes in uns. Aber.

wenn gleichstarke Kräfte unser Inneres in Zweifel bewegen, entscheidet dessen Gewöhnung und Magdalene hatte sich gewöhnt, auch ihre starken Regungen zu beherrschen. Sie schüttelte die dunkeln, bethränten Locken, welche um sie niedergefallen waren, wie sie, den Kopf auf die übereinandergelegten Arme geworfen, weinend, sich erinnernd lag, zurück von der hohen Stirn, den kräftigen Augen. Fest in's Auge faßte sie das Gegenwärtige, den nimmer wiederkehrenden Augenblick, was er von ihr forderte, was er ihr bot — und war entschieden.

Ihr Herz kämpfte noch gegen ihren Willen durch einen physischen Schmerz, welcher sie zu ersticken drohte — da ward an der Thür gepocht. Sie vermuthete den Abbé Larcidat. Mit entschlossener Stimme rief sie seinen Namen; er trat ein. Sie stand blaß wie ein Marmorbild, die Augen glanzlos. Ihr Benehmen im Kerker kam ihm in's Gedächtniß; er beeilte die Versicherung, daß ihr Entschluß sie nicht nöthigen würde, den Angeklag-

ten wieder zu sehn, bevor er nicht eingesetzt in seine Rechte, auch durch die Bildung, welche man bemüht wäre, ihm zu geben, sich ihr unter einem ganz veränderten Bilde darstellen würde.

„Sie mißverstehen mich," sagte sie zu ihm: „es braucht bei meinem Entschluß keiner schwächlichen Linderungen. Von Wohlgefallen oder Mißfallen ist dabei keine Rede. Ich nehme den Herrn von Rougon an als Gemahl: ich will es. Er wird, hoffe ich, dereinst so auftreten, daß seine Gemahlin nicht vor ihm erröthen muß; was fehlt, wird sein Unglück entschuldigen."

„Wären Sie Mann, Sie verdienten Mitglied unsres Ordens zu seyn!" sprach er zu ihr mit Aufrichtigkeit. Sein Ton gegen sie war wie der zu einem Freunde. Sie bemerkte dessen Veränderung nicht. Ihr Vater ward von ihrem Entschluß unterrichtet. Sie empfing seinen Glückwunsch, nicht mehr, nicht anders dadurch bewegt, als zuvor. Beide verließen sie, den Anwald aufzusu-

chen; sie blieb allein, zitternd, doch entschlossene Tyrannin ihrer selbst.

Mit bebenden Händen ergriff sie ein Blatt; lange hielt sie es, voll innerer Bewegung. „Es muß geschehn, sogleich geschehn," sagte sie dann: „für ihn eine Hoffnung, ein Band für mich; sie darf ihm keinen Augenblick mehr kosten; es muß zerrissen werden." Sie schrieb an Baptiste.

„Eine Erklärung über unsre gegenseitigen Gesinnungen in Bezug auf einander, bevor wir über unsre Zukunft entschieden, trug ich Ihnen an — Erlassen Sie mir dies Versprechen. Wäre Ihnen hart, zu vernehmen, was ich Ihnen zu sagen habe, besprochen, würde es um so härter seyn. Vernehmen Sie es mit Gleichgültigkeit, wie ich hoffe, bedarf es keines weitern Gespräches; und abzuändern ist es nicht. Ich achte Sie, Ihr Glück ist mir werth; nie aber kann ich die Ihre werden — mein Schicksal weiset mich auf einen andern Weg."

Unterdessen wurden bei Herrn Silvain die Verabredungen zwischen diesem, dem Abbé, dem Arzte,

in Form gerichtlicher Verträge des Angeklagten mit den Betheiligten gebracht. Cleron und Carbonell erhielten Belohnungen für ihre bisherige Thätigkeit. Sie sollten zurückkehren nach Toulon; doch bedung man sich aus, sie ferner in der Angelegenheit zu verwenden. Meyere, welcher niedergeschlagen zurückkehrte von seiner vergeblichen Sendung, sah mit Staunen, Zufriedenheit von allen Gesichtern strahlen, seine Gefährten Gold einstreichen: „Was hat Nichts zu Golde gemacht?" rief er. „Die Hoffnung, Freund," antwortete der Advocat. „Dein Plan ist gescheitert; die Brüderschaften werden, des Antrags wegen, den sie abgelehnt, unsrer Sache nicht weniger günstig seyn, und in so fern hat er genützet." Er bestand darauf, Meyere zu seiner Unterstützung in Aix zu behalten.

Die Verträge waren vollzogen; die Erklärung des Soldaten war erfolgt, daß er keinen Vertheidiger wolle, außer Herrn Silvain; das zum Antritt seines Beweises erforderliche Geld war depo-

nirt, die Acten des Prozesses lagen, seinem Advocaten zugeschrieben — mit langem, nachdenklichem Gesicht, stumm, die Hände auf dem Rücken, stand er im Kerker, verlassen von aller sonstigen Frechheit und Sicherheit.

„Nun, mein Herr von Rougon?" — sagte zu ihm Meyere — „Du solltest toll seyn vor Freuden! Kaum ein Mann des Todes; gegenwärtig, so gut als Cavalier, Bräutigam der schönsten Braut —"

„Was wird Honorade sagen!— "

„Fürchtest Du Dich, oder bedauerst Du? —"

„Und wenn ich sie bedaure —"

„Du mußt dem Glück zu schlecht seyn Dich zu verderben; wenigstens verdienst Du nicht daß es dies nicht thut."

Der Gefangene schwieg; sein Aussehn war nicht erheitert.

11.

Lichter brannten in Herrn Silvains Arbeitszimmer; in Erwartung der Acten ging er auf und ab. Sie wurden gebracht. Wie einen Schatz, mit begierigen, freudigen Blicken empfing, eröffnete er sie, und begann sofort zu lesen. Schnell darin vertieft, hatte er sich und Alles um sich her vergessen. Er blätterte vorwärts, rückwärts, seine Blicke schossen her und hin, wie Strahlen, die Dunstbilder aufziehn. Er las, schlug nach, verglich, bezeichnete Stellen, sann. Mitternacht ging vorüber; unbemerkt von ihm. — Jetzt schloß er die Hefte. „Herrn Rollands Recht ist stark; auch gut erwiesen. Die Gesetze sprechen für ihn: und nach Spruch der Gesetze wird er seinen Prozeß verlieren. Hat er das Recht so oft wider die Rechtsfeinheit siegen gemacht: sein Recht soll er an ihr scheitern sehn. Für's Erste, Zeugen, Verzug, Beharrlichkeit — Seine Hauptbeweise sind schriftlich: das Lebendige reißt das Leblose hin. Was

Viele, auf vielerlei Art mit Hartnäckigkeit eine Zeit hindurch behaupten, machen sie zu einer Wahrheit.“ So sprach er; und im Namen des Angeklagten entwarf er ein Gesuch, daß man denselben nach Manosque, Caille, Rougon, Joucas senden wolle, damit er den Bewohnern jener Orte vorgestellt würde: ob sie ihn für den Herrn von Rougon oder für Peter Mege erklärten, Sohn von Franz Mege. Er drang ferner auf die Bekanntmachung von Monitorien in der Sache und begründete dies Gesuch durch die Besorgniß, daß die richterliche Gewalt, daß Ansehn, die mächtigen Beschützer des Generaladvocaten bei Hofe, durch deren Gewicht er selber die erste Verhaftnehmung seines Gegners durchgesetzt, Viele zurückschrecken würden, für seinen ganz unbemittelten, schutzlosen Clienten günstige Zeugnisse abzulegen.

Auf das erste Gesuch antwortete Herr Boyer, daß er sich selber mit dem Angeklagten nach den gedachten Städten verfügen wolle, daselbst Zeugen über ihn zu vernehmen. In Folge des zweiten

erſcholl an den nächſten Tagen von allen Kanzeln aus der Stadt Aix die Ermahnung, daß ſich Niemand aus Furcht vor der richterlichen Gewalt, vor den mächtigen Gönnern des Generaladvocaten des Parlaments der Dauphiné, Herrn Rolland, ſchrecken, oder durch deſſen Vermögen und Anſehen verblenden laſſe, nicht bei dem Pfarrer ſeiner Kirche zu melden, ob er Kenntniß beſitze von den Schickſalen und Verhältniſſen des Herrn von Rougon, Sohnes des Herrn von Caille, auch Peter Mege genannt, welcher zu Toulon den katholiſchen Glauben angenommen, von jenem ſich zur proteſtantiſchen Kirche bekennenden Edelmann verläugnet, von den Beſitzern des von Caille-ſchen Vermögens der Namensfälſchung angeklagt würde.

Plötzlich nach dieſer Ankündigung war in der Stadt allgemeine Nachfrage im Schwunge, wegen des angeblichen Sohnes des Herrn von Caille, deſſen Verhältniß zu ſeinem mächtigen Ankläger, Argwohn verbreitet wider letzteren, deſſen Gegners

Recht durch Monitorien und Aufforderungen wie die ergangenen, geschützt werden müsse.

Man erfuhr von des Angeklagten Eifer für den katholischen Glauben, der hugenottischen Gesinnung seiner Anverwandten, den Mißhandlungen, welche derselbe erlitten, von seiner Flucht, seinem Elende, Verfolgungen, denen er ausgesetzt sey. Meyere, zugegen an allen Ecken, ließ das Mährchen einfließen, von einem Versuche Herrn Rollands ihn im Kerker zu Toulon durch Gift aus dem Wege zu räumen. In der Lust an der Schwindelei, dem dunkleren Colorit, welches er so der Begebenheilt gab, in der Belustigung durch den Glauben welchen jene fand, den Eindruck, welchen dies bewirkte, stattete er seinen eigenen Scherz bei der Flucht des Gefangnen vor dem Walde von Conil, zu einem Versuche, jenen zur Flucht zu bewegen, falls dies nicht gelänge, ihn ermorden zu lassen aus, wozu Herr Rolland Carbonell und Cleron gedungen. Immer erfinderischer, erzählte er von diesen als von zwei Böswichten, mittelst

deren jener den Angeklagten zu allerhand demſelben nachtheiligen Aeußerungen und Handlungen während des Prozeſſes vermogt; mit übermüthigem Behagen, durch dieſe Mährchen zugleich allerhand kleinen Groll, den er wider beide hegte, zu kitzeln.

Die Scheu des Generaladvocaten, den Soldaten zu ſehn, kam zur Sprache; ſeine Beſtürzung bei deſſen Anſchuldigungen wider ihn im Gerichtsſaale zu Toulon; ſeine Verwirrung in deſſen Gegenwart zu Aix. Man hörte, daß ihm mitleidige Seelen Geld zu Fortſetzung ſeines Prozeſſes gegeben; wie ſie ihm hiedurch das Leben gerettet, welches er eingebüßt haben würde, falls er jenen nicht hätte fortſetzen können; wie Herr Rolland getrachtet, ſich ſein auf dieſe Weiſe zu erledigen; wie ihm dies faſt gelungen wäre; daß er mit Verläumdungen den braven Parlamentsrath Boyer verfolge, welcher ſich dieſer Unthat widerſetzt. Alle Auslegungen waren zu ſeinem Nachtheil. In ihrer Entſtellung wuchſen die Thatſachen

rieſengroß. Ein Schrei der Empörung erhob ſich wider ihn, viel allgemeiner, viel heftiger, viel ungeſtümer, als zu Toulon. Man wich ihm aus auf der Gaſſe, man bekreuzte ſich vor ihm, bedrohte ihn; „Mörder, Giftmiſcher, Unmenſch!“ ward ihm zugerufen, Verwünſchungen ſchallten ihm nach. In den meiſten Kreiſen der höheren Stände traf er das Benehmen im Volke wider ihn auf verfeinerte Art. Er verließ ſie mit Empörung. Einige angeſehene Familien bewieſen ihm unverändert Theilnahme, Achtung. Er mied auch ſie; ſowohl verſchmähend Dasjenige mit Anerkennung hinzunehmen, für deſſen Annahme man ihm bisher Anerkennung bezeugt, als ſie durch ſeine Freundſchaft nicht in Verdrüßlichkeiten zu verwikkeln: er verminderte die Zahl ſeiner Freunde. Er ſah die Triebfedern, welche die Kabale wider ihn in Bewegung ſetzte; ihre Wirkung erfüllte ihn mit Zorn, er litt dadurch; unentmuthigt verachtete er ſie zugleich. „Sie regen die rohe, leicht zu berückende Menge wider mich auf,“ ſagte er: „ſie hat keine Stimme vor Gericht.“

In eben diesen Tagen, ward bei der Frau von Puisoubier ein junger Bursche aus Manosque gemeldet, Louis. Sie ließ ihn vor sich. Schüchtern und schelmisch trat er ein, verschämt zugleich und dreust, seinen Huth am Rande gefaßt auf der Faust drehend, trug er ihr vor, wie er von ihr als von einer so barmherzigen Dame gehört, die geäußert, daß sie sich eine Ehre daraus machen wolle, den unglücklichen jungen Herrn von Caille zu unterstützen. Ihr Haushofmeister hatte es dem Schuster Audibert, dort unten am Platze, erzählt, dieser seiner Schwester, diese ihrer Gevatterin, so war es an seine Base gekommen, Katharine Peiron, welche den Sohn des Herrn von Caille gesäugt, die derselbe schon vor einigen Jahren zu Manosque aufgesucht, wo er sogleich von ihr wieder erkannt worden. Sie alle wollten ihm nun gern zu seinem Rechte behülflich seyn: da wäre er auf den Gedanken gekommen, sie zu bitten, daß sie ihn aufnehme unter ihre Dienstleute, und ihm erlaube, bei sich in ihrem Hause, die barmherzigen

Seelen aus Manosque und der Gegend zu beherbergen, die nach Aix kommen wollten, den Gefangenen zu sehn und Zeugniß für ihn abzulegen. Die armen Leute wüßten nicht, an wen sie sich deshalb in der großen Stadt zu wenden hätten, und blieben darum zu Hause, oder kehrten unverrichteter Sache heim. Hinsichtlich seiner selbst berief er sich auf das Zeugniß des Weltpriesters Bernard, des Vicar Taxil.

Mit gierigen Ohren hörte Frau von Puiloubier dies Gesuch. „Es ist die Wahrheit, mein Freund, daß ich es mir zur Ehre rechne, den Herrn von Rougon zu seinem Rechte zu verhelfen," sprach sie mit Heftigkeit. „Ihr seyd mir willkommen, daß Ihr mir in der Sache dienen wollt. Ich nehme Euch in meine Dienste. Beherbergt, bewirthet die Leute, welche kommen, Zeugniß für den unglücklichen jungen Edelmann abzulegen; mein Haushofmeister soll hergeben, wessen es bedarf. Ich selber will die Angekommenen sprechen, sehn; Ihr werdet sie zu mir führen."

Am folgenden Tage schon trug Louis ihre Livree, war er eingerichtet in ihrem Hause, erwartete sie mit Ungeduld den gestatteten Zuspruch. Hastig sprang sie auf, als ihr gesagt wurde, daß Leute aus Manosque angekommen wären; ein kaum unterdrücktes Freudengeschrei flog von ihren Lippen. „Führt sie her! führt sie her!" und mit unruhigen Schritten erwartete sie deren Eintritt in der Nähe der Thür. Sie fragte die Eingetretenen nach ihren Namen, ihren Verhältnissen, der Zeit, da sie die Familie von Caille gekannt, ihren Erinnerungen von dieser. Jedes Wort, das sie erfuhr, prägte sich unauslöschlich in ihr Gedächtniß: „Hört und merkt!" sagte sie zu Louis. Die Befragten hatten erschöpft, was sie wußten. Sie wandte sich wieder zu jenem: „Ihr geht zum Herrn von Rougon, meldet ihm, alte Bekannte wünschen ihn zu sehn." Hierauf nannte sie die Namen eines Jeglichen, was Jeglicher gesprochen. „Unterrichtet ihn hiervon —" fuhr sie fort, diese Worte scharf betonend; „wenn er sie sehen will,

führt Ihr sie zu ihm, stellt sie ihm vor.“ Der Bursche blickte sie an. „Habt Ihr meinen Willen gefaßt?“ fragte sie. „Ich habe wohl verstanden,“ war seine Antwort. Er eilte hinweg; erst nach längerer Zeit kehrte er wieder, die Angemeldeten zu dem Gefangnen zu begleiten. Sie traten in den Kerker; eine fremde Person zeigte sich ihnen; doch der angebliche Rougon nannte sie bei Namen, erinnerte sie an kleine Ereigniſſe aus der Zeit, da er mit seinen Aeltern zu Manosque gelebt, Ereigniſſe, welche sie selbst, ihre Familie betrafen. Ihr Gehör strafte ihr Gesicht Lügen. — Sie kehrten heim, obgleich betroffen, erregten sie nur um so Mehrern die Luſt zu kommen, zu sehn, sich selber zu überzeugen. Frau von Puiloubier trieb das von ihr übernommene Geschäft mit der Luſt der Rachgier. „Sie haben mich einen Prozeß verlieren gemacht, Herr Rolland; Sie sollen auch einen durch mich verlieren,“ sagte sie mit athemloser Freude.

Der Zulauf zu ihrem Hauſe mehrte sich. Ein

zweiter Ort zur Aufnahme der Zeugen schien nöthig, damit jener nicht Aufsehn errege. Unter der Vermittelung Louis ward auf ihre Kosten ein solcher bei dem Schuster Audibert unten am Platz eröffnet, dessen Frau eine Tochter des Pächters Bernard war, welchen Herr Tardivy der Pacht entsetzt. Der Weltpriester Bernard, der Abbé Lareidat unterredeten sich hier mit den Ankommenden, führten sie dem Gefangnen zu. Dieser bot ihnen die Hände, erkundigte sich nach ihren Kindern, ihren Verwandten; nahm kleine Scherze aus früherer Zeit auf. Die Zuschauer staunten voll Theilnahme. „Er sieht nicht aus, wie der Sohn des Herrn von Caille aussah; allein er muß dieser seyn oder ein Hexenmeister!" rief einer der Eingeführten, indem er sich entfernte, und Thränen der Freude rollten in seinen schwarzen Schnurbart. Die Anwesenden waren mit ihm bis zu Thränen gerührt. Man lobte das gute Herz des jungen Edelmannes, der so unbedeutende Erinnerungen so treu bewahrt. Unter dem Volke zweifelte kaum

Jemand, daß der Soldat der Sohn des Herrn von Caille ſey; wer zweifelte, wurde hingeriſſen, übertäubt oder verſchwieg ſeine Zweifel. Unter den Fenſtern des Kerkers von jenem, in ſeinem Kerker verſammelten, drängten ſich täglich mehr Menſchen. Sie riefen ihm Heil, erhoben die Hände für ihn mit Segensflehen. — Herr Rolland durfte kaum am Tage mehr ſich im Oeffentlichen zeigen.

Er begriff dieſe ungeheure Wirkung der Cabale nicht mehr. Er ſah wohl, daß ſie neue Triebfedern in Bewegung geſetzt habe; welche? errieth er nicht, Allein das Uebermaaß der Verfolgung ſtärkte ſeine Entſchloſſenheit: „Der Sieg des Rechtes wird um ſo ſchlagender ſeyn!“ ſprach er. Es ſchien für ihn gefährlich, unter den obwaltenden Umſtänden zu Manosque perſönlich wider ſeinen Gegner aufzutreten: er beharrte dabei und verlangte die Vernehmung ſeiner Zeugen daſelbſt, zugleich mit denen des Gefangnen. Ihm ward gewillfahrt, die Vorladung verfügt. Die Koſten erſchöpften Herrn Rollands disponible Fonds; bedeutende Nachſchüſſe

blieben erforderlich; er schrieb darum an seine Gemahlin. Die Dame Rolland sandte unverzüglich die benöthigten Summen. Sie herbeizuschaffen hatte Opfer gekostet, von denen er wußte, sie mußten ihr hart gefallen seyn. Sie schrieb darüber ohne Klage. Eine Thräne überzog das Auge ihres Mannes, als er den Brief las. „Armes Weib!" rief er und drückte das Blatt in seiner Hand, als hätte er ihre Hand gehalten; „aber wir haben das Geschick nicht herbeigezogen; opfern wir das Vermögen für den guten Namen, die Ehre der Familie, die Erhärtung des Rechts!" Er bestellte Pferde auf den folgenden Tag zur Reise nach Manosque.

12.

Die Sonne schien hell gegen einen Betaltar an der Heerstraße nach jener Stadt; ein Blatt von flammender Farbe mit großer Schrift bedruckt, an der schimmernden Altarfläche über dem Betpult,

erregte Herrn Rollands Aufmerksamkeit. Er fuhr weiter; an der Thür der nächsten Kirche ein gleiches Blatt. Es lesend stand eine Bäuerin davor unter schattigen Bäumen, dann kniete sie nieder und erhob die gefaltenen Hände. Ein Crucifix folgte; das Blatt wieder daran. — Das Ungewöhnliche, die Unruhe seines Gemüthes bewogen Herrn Rolland, den Inhalt kennen zu wollen; er ließ halten, stieg aus, trat zu dem Crucifix — er las:

„Sie werden ersucht, in Ihr Gebet einzuschließen den Herrn von Rougon, Sohn des Herrn von Caille. Die Hugenotten suchen seinen Untergang aus Rache, weil er sich von ihrer Kirche getrennt. Sein Vater verläugnet ihn, sein nächster Verwandter, sein Ankläger, hat so mächtige Beschützer und die Gemüther so für sich einzunehmen gewußt, daß der unschuldige Jüngling, dem nur sein Recht zur Seite steht, das Aergste befürchten muß. Bitten Sie also Gott, daß er die Richter erleuchte, sie tüchtig mache, die Wahrheit einzusehn. Beten

Sie für die Sache eines verfolgten Gerechten, für die Sache der Religion."

Erschreckt, beklommen, betrachtete der Generaladvocat die Schrift. „Teufliſche Heuchelei der Verfolger, über Verfolgung zu klagen!" rief er aus. Er fuhr weiter. An allen Kirchen, Altären, Kreuzen, Glocken, allen der Andacht geheiligten Stätten begegnete ſeinem Blick das leuchtende, ſein Verderben bezweckende Blatt.

Jetzt zeigten ſich die Thore der alten Stadt, ſein Wagen ward ſichtbar ohnfern derſelben. Ein Schwarm Kinder, Erwachſene untermengt, ſtürzte bei deſſen Anblick hervor, dem Fuhrwerke entgegen mit Jubelgeſchrei: „er iſt es! lebe hoch! er iſt es!" Verſtummend blieben die Vorausgeeilten ſtehn, den einzelnen Reiſenden erblickend. Kutſcher und Diener antworteten: „nein," auf ihre Frage: ob der Herr im Wagen der Herr von Rougon ſey? und ſchüttelnd, winkend, wieſen ſie die Folgenden zurück. „Vorwärts! weiter!" ſchallte es von dieſen ihnen entgegen; ſie mahnten ſie mit Winken

vorauf: „dort kommt er, das iſt er!“ Heranſtürzend nahmen die Letzten die Erſten auf. Um den Wagen her, daran vorüber, ging es, athemlos, mit „hoch! lebe hoch! es lebe Rougon!“ die Landſtraße entlang, wo an der Höhe, ganz in der Ferne Staub aufwirbelnd ſichtbar ward, Poſthörner, ſchwach vernehmbar, klangen.

Unbeachtet gelangte Herr Rolland in die Stadt, in ſein Quartier, ohnfern eines Platzes, dem Hauſe gegenüber, welches ſein Schwager bewohnt, ſeine Gemahlin den Armen von Manosque als Hospital geſchenkt.

Alles war in Aufregung; die Straßen zum Thor voll von Menſchen; in den Häuſern die Fenſter beſetzt; ſelbſt an den Fenſtern im Hospital drängten ſich greiſe, ſieche Geſichter. Er hatte ſein Zimmer betreten; und die Gaſſe herab nahete wieder der Jubelruf, welcher ihn vor dem Thore empfangen. Einzelne, Mehrere, zurückblickend, vorwärtseilend, erſchienen, ſammelten ſich. Stärker erſcholl das Geſchrei; dichter ward das Gedränge.

Uebertäubend erhob sich jenes, aller Augen starrten in einer Richtung; eine offene Kutsche erschien, mit Vieren bespannt, im Grunde Herr Boyer, ihm zur Seite der Soldat, gegenüber Herr Silvain, der Abbé Larcibat. Das Fuhrwerk langte an vor dem Hospital; der angebliche Rougon blickte empor zu dem Hause, erhob sich im Wagen, streckte die Arme gegen die Fenster hinauf: „Ihr seyd drinnen!" rief er, „und ich, der Sohn vom Hause, muß hier draußen seyn! Allein ich werde Euch nicht verjagen!" „Lebe hoch! Rougon lebe hoch!" beantworteten seine Worte die Nächsten, welche sie verstanden. Sie wurden wiederholt, verbreitet unter dem Haufen: überall aufgenommen mit Jubelgeschrei. Geschwenkte Tücher, Kinder ihm entgegengehoben, zugeworfene Sträuße, Segensruf, alle Aeußerungen begleiteten ihn, wodurch das menschliche Herz ausgezeichnetem Unglück huldigt durch rechtmäßige Gesinnung erzeugt.

Er saß in diesem Triumph, einfältig, gefühllos eitel. So entfernte sich langsam der Wagen,

das Getümmel ihm folgend nach dem Schloſſe. Die Straßen, die Fenſter wurden leer; auch aus denen des Hospitals zogen die Hinausblickenden ſich zurück. Herr Rolland betrachtete das Haus. Er gedachte der Tage, wo er dort mit ſeinem Schwager, deſſen Familie, ihren Freunden verkehrt. Ihn ergriff der Wechſel der Zeiten. — Jene Ausgewanderte oder Todte; ausgerottet der Glaube, zu dem ſie ſich gemeinſchaftlich bekannt; verſchloſſen das Buch, verſtummt die Reden und Geſänge, die ihre Gemüther geläutert, erhoben. — Aus dem einfachen, heitern Familienleben, welches Unheil erwachſen für ihn! —

Erneutes Getümmel auf der Gaſſe unterbrach ſeine Betrachtungen, Glockengeläut, Schritte Vieler, Geſang. Er blickte nieder. Im Chorkleide ſah er den älteren Prior von Caille, ein großes eiſernes Crucifix, mit den dürren bleichen Händen umklammert, erheben. Seine kleine Geſtalt, ſein grauſchwarzes dünnes Haar, die kahle, tiefgefurchte Stirn, das durchdringende, ſchwarze Auge, von ir-

diſchem Feuer düſter glühend, die herben, harten Züge, unter jenem Zeichen des Segens ein Bild der Leidenſchaften, wodurch es nur ein Zeichen der Marter blieb. Ihm folgte der jüngere Prior; nach dieſem, voran der Prozeſſion, Träger mit Kreuzen und Fahnen; auf einer derſelben: Gerechtigkeit! auf einer andern: Tod den Hugenotten! ein nacktes Menſchenbild, gegeißelt und von Geißelhieben blutig.

„Schaffe Recht den Waiſen und den Armen!“ ſang der ältere Prior, mit heiſerer, laut erhobener Stimme.

„Die Armen befehlen es Dir, Du biſt der Waiſen Helfer!“ beantwortete ſeinen Geſang der jüngere.

„Führe das Volk! Ich kenne Dich mit Namen, und Du haſt Gnade vor meinen Augen gefunden!“ hub jener wieder an.

„Führe das Volk! Ich werde ihre Sünde wohl heimſuchen, wenn meine Zeit kommt heimzuſuchen!“ nahm der letztere den Geſang auf.

Im Thore wiederholte die Prozession die jedesmaligen Worte. Herr Rolland erkannte unter dieser viele Leute aus Rougon. „Die Zeugen aus Rougon!“ schallte es im Volke. Auf dem Platze hielt die Prozession. Der Prior steckte das von ihm getragene Kreuz in den Boden auf dessen Mitte. Fahnen, Kreuze wurden an die Häuser gelehnt, das Gepäck abgelegt, eröffnet; ein Feuer vor dem dort befindlichen Springbrunnen angezündet.

Aufgeregter durch die neue Erscheinung wogten die Einwohner in den Straßen, mengten sich zwischen die Ankömmlinge, vermehrt durch die Arbeiter, welche heimkehrten von ihren Geschäften in der Stadt, außerhalb der Thore.

Wiederum Glockenklang; lauteres Getümmel; das Benedicite, angestimmt von einer bekannten, dröhnenden, übertäubenden Stimme; der Vicar Taxil, das rohe, runde Gesicht erhitzt von der Anstrengung des Weges, des Gesanges; schwarze Fahnen, Flammen ringsum, mit blutfarbenen Buchstaben Inschriften darauf: „Sein Mund ist voll Falschheit

und Truges: Er sitzet und lauert in den Höfen: Er erwürget die Unschuldigen heimlich.“ Hinter den Fahnen ein Volksschwarm, eine unförmige, geschleppte Masse in dessen Mitte, ein menschlicher Leichnam schien sie. Sie ward erhoben mit wildem Geschrei: „Zur Hölle mit Rolland! Tod den Hugenotten!“ Unter Augen war sie dem Generaladvocaten, eine Strohpuppe in den Kleidern des Anwalds. Voll Unwillen und Ekel wandte er sich weg von dem crassen Anblick. „Verruchte, ist das Eure Sendung?“ rief er, den Blick dem Vicar nachgeschossen.

„Sind sie da?“ fragte er seinen eintretenden Diener, welchen er abgeschickt, sich nach der Ankunft seiner Zeugen in den für sie in Bereitschaft gehaltenen Quartieren zu erkundigen. „Noch Niemand ist angekommen.“ — „Niemand eingetroffen?“ fuhr er auf. „Keiner von Allen.“ — „Das ist arg!“ — Er stand in sich versunken mit geneigtem Haupt.

Gebrüll mehr als Geschrei erhob sich von dem

Platze. Der Diener sah aus dem Fenster: „Herr, ach Herr! seht, was sie machen!“ Herr Rolland blickte nach dem Platze. Hoch auf loderte das Feuer, hineingeschleudert ward die Figur; vernehmlich bis zu ihm drang das Geschrei: „Nieder mit dem Generaladvocaten! verbrennt Rolland!“ „Herr, eilt von hinnen, ich flehe Euch; wagt nicht, Euch ihnen zu zeigen!“

„Was Du räthst, wäre ihr Sieg;“ antwortete Herr Rolland. Sein voriger Glaube hatte in seinen Gedanken viele Sprüche der Schrift zurückgelassen. „Wer sich Gott übergiebt, den umfängt die Güte!“ tönte eine solche Stimme durch seine Seele, neu angeregt durch dessen Erinnerung.

Die Thür ging auf; alle Freunde zeigten sich ihm, der Bürgermeister Brunet, der Notar Perrier, derselbe, an welchen der Brief des jungen Rougon gerichtet gewesen, den Baptiste im Archiv zu Caille fand; bald gesellte zu ihnen sich der Advocat Baudiny. Sie kamen, sich über die Angelegenheit zu unterrichten, welche Alles in Aufregung

versetzte. Dieselbe wurde besprochen; die Männer waren voll Unwillen über den frechen Betrug, den Unfug, die Chikane, welche ihn unterstützten. Der Notar erklärte, die Aechtheit des Briefes beeidigen zu wollen; er sowohl als der Bürgermeister, der Advocat, versprachen Zeugniß zu leisten, ob der Angeklagte der Sohn des Herrn von Caille sey oder nicht. Etwas später erschienen in gleicher Absicht Claude Funel, der Müller Audibert, Ludwig Rey aus Caille. Sie waren nicht früher von dort aufgebrochen, aus Besorgniß, daß ihrer Ankunft zu Manosque Hindernisse in den Weg gelegt werden mögte. Sie erzählten von den Anmaßungen der Priors wider Herrn Tardivy, wie sie den größten Theil der Einwohner von Caille so wider ihn eingenommen, daß er zu Zeiten mit seinen Kindern, wenig besser als ein Gefangner auf dem Schlosse, aus Furcht vor Schmähungen und Beschimpfungen leben müsse. Der Notar und der Müller bezeigten sich voll Eifer, Zeugniß in der Angelegenheit zu leisten; Ludwig Rey schien ängst-

licher. Immer ſtärker dünkte unter dieſen Unbefangenen und Biedermännern Herrn Rolland das Recht an ſich, ſein eigenes Recht, immer verächtlicher das in den Gaſſen wogende Leben. So trägt für uns das Ganze immer die Farbe unſrer Stimmung, unſrer nächſten Umgebung.

„Biſt Du jetzt zufrieden, daß wir gekommen ſind, dem breven Herrn das Herz leichter machen?“ fragte Audibert den Rey.

„Ich bin willig gegangen. Es war Schuldigkeit, und der Eins dort oben iſt mir lieber zum Freunde als funfzig auf Erden. Viel mehr Vortheil aber hätte ich von meiner Wirthſchaft gehabt, hätte ich die zwei Fuder Getreide nicht erhalten; die Gäſte meiden mein Haus —“

Eine Magd ſprang hier an ihnen vorüber die Treppe hinab, im Vorbeigehn ſie ſcharf anblickend.

Inzwiſchen waren die Gegner nicht müßig.

Raſtlos wie ein Webeſchiff ging der Abbé Lareidat über die Gaſſen aus Thür in Thür, die Leute in ihrer erlangten Ueberzeugung von der

Identität des Angeklagten und des jungen Herrn von Caille bestärkend, sie belehrend, welches Zeugniß von einem Jeglichen insbesondere erwartet werde.

Herr Silvain sah die Bogen einer Schrift durch, welche er für den Gefangnen verfaßt, vollendet zum Druck, bis auf Abänderungen und Zusätze, welche das Zeugenverhör am künftigen Tage bestimmen sollte. Mit eifersüchtigem Verdruß betrachtete er den Erfolg der Machinationen der Geistlichkeit, welcher drohte, seiner Rechtsfeinheit zu geringen Antheil an dem Sieg zu lassen, wohl gar, ihn durch Acclamation dahinzureißen. Diese List, welche durch den baaren sinnlichen Eindruck auf das Gefühl wirkte, war ihm zu roh.

Meyère hatte bei Vorladung der Zeugen für Herrn Rolland, mit vielerlei Erfindungen Alles so beschickt, daß keiner derselben erschien und ihn kein Vorwurf treffen konnte. Er hatte vielfach Erkundigung eingezogen, Geschäfte, Abwesenheiten, als Zeitpuncte zur Abgabe seiner Mandate benutzt;

durch Beiſtand der Väter Jeſu, an deren Provin=cial ihn der Abbé Lareidat addreſſirt, dergleichen veranlaßt, ſie zu dieſem Zwecke zu benutzen. Er hatte mit Herrn und Dienern gezecht. Währendem die Vorladungen an verſteckte Orte in ihren Zimmern niedergelegt: ſo, daß er ſicher war, dieſe würden nicht ſobald gefunden werden; daß er jenen aufſchwatzen, ihnen glaublich machen konnte, ſie ſeyen von ihnen ſelber in der Beſinnungsloſigkeit des Rauſches dahingelegt, daſelbſt vergeſſen worden. Bei Anne Herbe waren alle dieſe Kunſtgriffe verloren. Nie verließ ſie das Haus ihrer Herrſchaft ohne dieſe; ſie diente zu einem unbeſtechlichen, nüchternen Zeugen alles Geſchehenen. Er begnügte ſich, der Magd zu ſagen, daß ſie am Vorabend vom Tage des Verhörs zeitig genug in Manosque eintreffen werde; ihr den Weg weniger ſchwierig zu ſchildern, als er war; dem Glück zu übergeben, ſie auf dieſem ſchwierigern Wege durch zufällige Schwierigkeiten aufzuhalten; zu trachten, daß er, gelangte ſie dennoch zur rechten

Zeit nach Manosque, sich ihrer hier alsbald bemächtigte.

Jetzt führte er Zeugen in kleinen Trupps mit geschwungenem Stocke auf das Schloß zum Gefangnen, vom Schlosse zurück. „Habt Ihr ihn wieder erkannt?" fragte er den Einen. „Ihr glaubt nicht, daß er es sey!" schrie er, gegen ein Weib gewendet — „seine Farbe ist fahl, sagt Ihr, sein Rücken ist gewölbt; der junge Herr von Caille sah blühend aus und hatte einen geraden Rücken — Sechzehn Jahre sind's her, daß Ihr ihn gesehn; wie sahet Ihr selber aus vor sechzehn Jahren? — wie seht Ihr jetzt aus? — Seid Ihr darum nicht mehr Magdalene la Sotte?" Die Uebrigen lachten. „Woher sollt' er wissen, was er weiß, wäre er nicht wirklich der Herr von Rougon?" rief er diesen zu. „Glaubt Ihr, ein Andrer als der Sohn des Herrn von Caille hätte ein Herz für Euch behalten, wie dieser?" sagte er zu dem Einen. „Saht Ihr seine Freude als er Euch erblickte?" zu einem Andern. „Fragt ihn morgen wieder, was Ihr ihn heute gefragt; Ihr wer-

det ſchon weiter hören!“ redete er ſie alle an — So fort ſprach er voll Eifer, bald hier bald dort unter dem Trupp, bald demſelben vorauf, bis er mit ihm zurückgelangt war in das Quartier, von welchem ſie ausgegangen, wo er einen neuen Schwarm in Empfang nahm. Wie zwei Funken ſchweiften dabei ſeine Augen durch die immer dichtere Dämmerung umher, nach Anne Herbe.

Jetzt, auf einem der Steinſitze an den Säulen unter den Gewölben der gothiſchen Façade der Carmeliterkirche, an welcher der Anhauch der Abendröthe erloſch, erblickte er eine weibliche Geſtalt, ähnlich der ihren, die erſchöpft zu ruhen ſchien. Er ſchoß auf ſie zu; mit ſchnelleren Schritten, je näher er ihr kam: „Da ſeyd Ihr ja, meine Gute!“ rief er vor ſie tretend: „Ihr ſeyd pünktlich; aber wie Ihr erſchöpft ſeyd; kommt mir mir, Ihr werdet Stärkung bedürfen.“ „Welch ein Weg!“ rief die Frau, „Gott ſey Dank, ich bin zu rechter Zeit gekommen; aber ich bin todtmüde.“ „Nur zwei Schritte von hier, meine Gute!“ Mit dieſen Wor-

ten unterstützte und führte er sie in dasselbe Haus, wohin er mit den Zeugen zurückkehrte. „Platz für meine Muhme!“ rief er, als sie in das Zimmer traten, welches er ihnen öffnete: „da ist sie, die den Herrn von Rougon noch in der Schweiz gesehen hat, die auch Peter Mege kennt — sie wird uns sagen, welcher von beiden der Gefangne sey. Zuerst jedoch eßt, meine Gute; dann wollen wir zu ihm.“ Speise und Wein wurden ihr vorgesetzt; der Abbé trat ein, Meyere benachrichtigte ihn, wer die Angekommene sey. Er setzte sich an ihre Seite, befragte sie. Unterdessen war Meyere verschwunden; nach einiger Zeit kehrte er zurück: „Nun, meine Freundin, seyd Ihr erquickt? wollen wir zu dem Angeklagten? nur zwei Schritte von hier. Wie wird er sich freun, Euch zu sehn, wenn er wirklich der Sohn des Herrn von Caille ist!“

Der Abbé Lareidat ermunterte sie zu gehn.

„Der geistliche Herr ist wohl ein Freund des Angeklagten?“ sagte Anne Herbe auf dem Wege zu Meyere. „Das will ich meinen! Er hat noch

andere Freunde; er hat Alles zu Freunden! Seht Euch um, seht den Tumult in der Stadt: alle diese sind gekommen, für ihn zu zeugen, alle erkennen ihn für den wahren Sohn des Herrn von Caille! Dem würde es schlecht ergehn, der zeugen wollte, er sey es nicht!"

Die Frau trat in den Kerker, der Soldat nannte sie bei Namen, sagte, daß er sie wohl kenne, sie sey die Amme seiner Schwester; fragte, ob sie sich nicht sein erinnere? sie hätte ihn ja täglich zu Lausanne gesehn, klagte über die Mißhandlungen seines Vaters gegen ihn, deren sie sich doch erinnern würde. „Ihr waret auch eine gute Katholikin," fuhr er fort: „ich hatte Euch immer gern. Als Ihr Lausanne verlassen, um wieder zu Eurem Manne zu gehen, da hub mein Elend an; da ward ich nach Genf gebracht, wo man mich einsperrte und so grausam mißhandelte, daß ich entlief." Staunend, durchaus schweigend, betrachtete ihn die Magd. Sie verließ ihn, ohne Antwort auf seine Reden.

„Wohlan, meine Gute, er ist der Herr von Caillé! Ihr habt Ihn erkannt und werdet bezeugen, daß er es ist;“ sprach Meyere vor dem Schlosse sich ihr wieder zugesellend.

„Er hat mir von Lausanne geredet; ich soll ihn dort gesehen haben — Ich habe ihn auch gesehn; allein zu Marseille: er ist kein Andrer, als Peter Mege, der Quacksalber.“

„Und Ihr wollt aussagen, daß er dieser ist?“

„Was sonst? Ich habe ein Gewissen, und kann gegen die Wahrheit nicht Zeugniß thun.“

„Freundin! Freundin! was habt Ihr vor? Nehmt Euch in Acht, stürzt Euch nicht in's Verderben!“

„Ich kann ihn für keinen Andern als für Peter Mege erkennen.“

Sie traten in das zuvor verlassene Zimmer. „Die Unglückliche erkennt ihn nicht! Sie verwechselt ihn mit Peter Mege; sie will bezeugen, daß er dieser sey!“ rief er mit ihr vor den Abbé Lareidat getreten.

„Bedenkt Euch, meine Gute: es ist lange her, daß Ihr Beide saht; Ihr vertauscht deren Bilder in Eurer Erinnerung," sprach dieser zu ihr.

„Wißt Ihr, daß der Commissär Euch sehr übel behandeln lassen wird, wenn Ihr nicht der Wahrheit nach aussagt, daß Gefangne wirklich der Sohn des Herrn von Caille ist?" sagte, barsch herantretend der Weltpriester Bernard, welcher sich inzwischen eingefunden.

„Kennt Ihr Kerker und Eisen?" rief aus dem Hintergrunde eine dröhnende, gewaltige Stimme. „Hergekommen seyd Ihr; sorgt für die Rückkehr!" fuhr der Vicar Taxil fort, und schritt auf die Geängstete wie ein wandelndes Gebirge los.

„Ich habe ein Gewissen! Ich kann den Gefangnen nicht für den Herrn von Rougon erkennen!" erwehrte diese sich ihrer Zusprache und Drohungen.

„Wollt' Ihr mir abstreiten, daß er es sey? mir, die ich ihn an meinen Brüsten gesäugt; mir,

der alten ehrlichen Sprite Martine?" schrie ein Weib sie an.

„Macht Euch nicht unglücklich. Bedenkt Euch, Ihr müßt Ihn ja kennen, wir kennen ihn alle so gut als Ihr?" redeten Viele auf sie ein.

„Ich muß schwören bei meiner Seelen Seligkeit — Ich kann nicht anders schwören, als ich gesagt: er ist Peter Mege, ich habe ihn wohl hundert Mal zu Marseille gesehn, bei seiner Mutter Marie Gardiole!" rief Anne Herbe in flehendem Ton.

„Ihr seyd verloren!" schallte es ihr entgegen.

„Sie ist vom Teufel besessen! Der Teufel ist im Bunde mit den Hugenotten!" tobte der Vicar Taxil.

„Unglückselige!" schrie man ihr zu. Alle flohen von ihr bei dem Rufe. Man ließ sie allein auf der Bank in einem Winkel des Zimmers, wo sie sich niedergelassen, vor Angst und Ermüdung schwindelnd.

Nach einem Weilchen nahete sich ihr Meyere. „Ihr dauert mich," sagte er leise, sich neben sie setzend: „Ihr wagt Kerker und Scheiterhaufen.

Stehe es um Euch, wie es wolle — ich war es doch, der Euch herberief. Ich mögte Euch helfen, und weiß einen Rath für Euch — Unterlaßt das Zeugniß; kehrt zurück. Ihr seht den Aufruhr in der Stadt; macht Euch still davon, Niemand wird Euch vermissen. Hier, meine gute Muhme," und er schob ein Päckchen Geld in ihre Hand: „es sind dreißig Sols; nehmt, damit Ihr nicht Hunger zu leiden braucht auf dem Wege. Ich gebe sie Euch gern; schleicht Euch still hinweg; rettet den Leib und die Seele."

Das Weib sah ihn an, zweifelhaft, voll Dankbarkeit. Er ließ das Geld in ihrer Hand und verließ sie. Aus der Ferne betrachtete er wechselsweise sie und die Gegenwärtigen. Als Niemand von diesen mit ihr beschäftigt war, winkte er ihr zu, winkte auf die Thür — Sie erhob sich, schlich von dannen, wie es schien, unbemerkt; unbemerkt aus dem Hause, durch die unruhvollen Straßen, welche erfüllt waren von Menschen, die sämmtlich vom Sohne des Herrn von Caille, dem

morgenden Zeugenverhör sprachen und Herrn Roland verwünschten.

Bald umfing sie wieder das weite Feld. Das dunkle Bild der Stadt ward der besorgt Zurückblickenden undeutlicher, verschwand. Nur der rothe Dunst, von den Feuern der Prozessionen aufsteigend in den Nachthimmel, bezeichnete deren Lage. Bald ward auch er nur noch schwach, als Gegenschein in der Ferne am Himmel, dann gar nicht mehr sichtbar: „Weite, Stille, Einsamkeit ringsum. Sie setzte sich auf die Stufen vor einer einzelnen Kapelle im Felde, die Nacht daselbst zuzubringen. Unter dem Aufrauschen, Dahinflüstern, Verstummen, Wiederaufrauschen der schwärzlichen Blätter über ihr entschlief sie; zweifelnd, wie im Traume, ob das kaum Vergangene wirklich geschehen sei? ob der, den sie gesehen, der Herr von Rougon gewesen oder nicht?

In der Stadt, zumal auf dem Platze, wo sich die Prozession gelagert, ward keine Ruhe während der Nacht. Schwarze Gestalten, schwarze Schat-

ten trieben sich hier im Scheine der Feuer durcheinander; leidenschaftliche Stimmen sprachen, riefen; der Brunnenstrahl rauschte; spiegelte wechselnd Flammenschein, Funken zurück. Das Tosen erweckte Herrn Rolland wiederholt zum Bewußtseyn seiner Sorgen, zur Wallung des Zornes über die Ursachen dieses Unfugs, zu einer Unruhe wegen desselben, die sich jedoch nur in der Lebhaftigkeit äußerte, womit er die Existenz eines Rechtes, die Wohlthat bürgerlicher Gesetzlichkeit dachte.

Kein Arbeiter verließ in der Frühe die Stadt, ging hier an sein Geschäft. Kaum war der Tag angebrochen, eilte man schon nach dem Schlosse: mehrfache Reihen bildeten sich, dichtgedrängt, zu beiden Seiten vom Thore des Thurms bis zum Eingange des Justizpallastes. Die Zeugen, wie sie aus der Gerichtsstube zurückkehrten von Ablegung des Zeugeneides, mengten sich unter diese Zuschauer, mit Versicherungen, daß sie wahrlich den Sohn des Herrn von Caille sehen würden.

„Laßt mich vor! laßt mich ihn sehn, wenn er

kommt!“ schrie ein Weib, durch die Aufgestellten vor in deren vorderste Reihe dringend. „Ich bin seine Amme! Ich habe auch seine Schwester gesäugt! Ich werde Euch sagen, ob er es ist! Von mir werdet Ihr die Wahrheit der Sache hören! — alle Welt weiß, daß kein Falsch in der Mutter Martine ist!“

Jetzt trat der Gefangene aus dem Thore des Thurmes. Jubelgeschrei stieg in die Luft, begleitet von geschwenkten Hüthen, Tüchern. Die Alte stürzte in seinen Weg, ihm entgegen. „Mein Herz erkennt ihn!“ schrie sie laut. Ihn aufhaltend warf sie sich vor ihm nieder. „Das Knie bloß, entblößt sein Knie!“ gellte ihr Ruf; zugleich entblößte sie sein umfaßtes Knie, es mit gierigen Blicken betrachtend. „Die Narbe! Er ist es!“ schrie sie laut. Knieend hielt sie seine Knie zwischen beiden flachen Händen, auf das entblößte ihre Lippen gepreßt. Dann sprang sie auf, schloß den Gefangnen an ihre Brust. „Meine Amme!“ rief dieser, seine Arme um ihren Nacken geschlun-

gen. Ein anderes, lahmes Weib arbeitete sich durch das Beide umgebende Getümmel. Er ward dessen gewahr: „Meine gute, lahme Mutter! bringt Ihr mir auch gebrannte Mandeln?“ rief er der Alten, wie sie auf ihn zu hinkte, entgegen. „Er kennt auch mich!“ schrie sie auf. „Dieselben Worte sagte er als Knabe, wenn ich zu ihm kam!“ — „Catharine Peiron! wie hätt' ich Eurer vergessen: auch Ihr seid ja meine Amme gewesen!“ Er umarmte sie. „Seine Ammen erkennen ihn! Er hat die Narbe! Sie rührt von einer Beule her! Der Arzt Gandivez hat ihn geheilt! Er ist es, in Wahrheit!“ riefen Weiberstimmen, wiederholte der Schwarm, schallte es verworren durcheinander im Volke. Der Soldat streckte seine Arme Diesem, Jenem entgegen; nannte sie bei Namen, rief ihnen Willkommen. Sie küßten seine Hände: „Er kennt mich! er kennt uns! es lebe Rougon!“ Weinen, Jauchzen, Lachen. — So ging es mit Gewühl, mit Gedränge, Schritt vor

Schritt nach dem Justizpallaste, in wachsendem Schwarm.

Dort, im Gerichtssaal, warteten versammelt der Referent, der Abbé Lareidat, die Priors von Caille, der Vicar Taxil, Herr Rolland, der Bürgermeister Brunet, der Advocat Baudiny, Claude Funel, der Notar Perrier, Herrn Rollands Sachwalter; der Parlamentsrath hinter dem Tische, hart an der Thür der Abbé, in seiner Nähe die Priors; beide Partheien in gespanntem Schweigen wider einander, die Augen gegen das Fenster gerichtet, so oft neuerhoben Zuruf heraufscholl; Herr Rolland mit glühendem Gesicht, klopfender Brust, flammenden Blicken; dazwischen, ruhiger, augenblicklich das Auge erhoben zu dem, vor dem das Recht klar ist.

Allgemein verstärkt näherte sich langsam das Getöse, Annäherung und Triumph seines Gegners dem Generaladvokaten ankündigend. Jetzt umschlossen es größtentheils die Mauern des Pallastes, dumpf davon erfüllt; jetzt brauste, im Einzelnen

erkennbar, im Vorzimmer der Stimmenlärm; an der Seite Herrn Silvains trat der Angeklagte in den Saal, Zuſchauer und Zeugen ihm nach im Gedränge.

„Habt Ihr mich auch verſtanden? — ſo werdet Ihr zeugen — vergeßt nicht, ſprecht, wie Ihr geſagt," ermahnte der Abbé Lareidat, an der Thür, Einzelne letzterer.

„Der Schwur kann meiner Seele alſo nicht ſchaden?"

„Er iſt zu Eurer Seele Heil! Ihr ſchwört zum Beſten der Kirche, der Religion!" beantwortete die Frage der Jeſuit.

„Ihr Eifer droht Sie zu compromittiren, Herr Abbé," erinnerte ihn Herr Silvain.

„Keine Furcht! Mögen die Hugenotten merken, welche Gewalt ſie ſtürzt; mögen ſie erkennen, wie die Kirche ihre Getreuen ſchützt!" rief der ältere Prior.

Die Bänke für die Zeugen waren überfüllt. So Viele er faſſen konnte, umfing der übrige Raum. Der Angeklagte ließ ſich nieder auf das für ihn

bestimmte Bänkchen. Ein Weheruf erscholl aus der Menge. Er erhob sich wieder. „Die Armen befehlen es Dir, Du bist der Waisen Helfer!“ rief er, die Arme gegen den Parlamentsrath gebreitet. „Es lebe Rougon! es lebe Herr Boyer!“ beantworteten jene den Ruf. „Sie sind gekommen für Rolland zu zeugen! Werft sie hinaus! Schlagt sie todt!“ erhoben sich Stimmen und Bewegung in der Gegend der Zeugenbänke, wo Audibert, Rey und Funel saßen. Herr Boyer gebot Ruhe mit richterlichem Ernst. Die Zeugen für den Soldaten wurden aufgerufen. „Die Mutter Martine!“ schrie wiederum die Menge; Herr Boyer gebot abermals Stille; doch sie ward aufgerufen.

Dreist und herrisch trat das Weib vor und in die Nähe des Angeklagten.

„Ich habe den Sohn des Herrn von Caille vor ungefähr dreißig Jahren eilf Monaten in dieser Stadt gesäugt; sechzehn bis siebzehn Jahre mochte ich seyn; denn als dreizehnjähriges Mädchen habe ich mich verheirathet;“ sagte sie aus. „Er hat vor

mir mehrere Ammen gehabt; beſonders eine derſelben iſt mir erinnerlich; ſie war lahm und wurde Catharina genannt. Eilf Monate habe ich ihn geſäugt. Ich habe ihn entwöhnt, gewartet; habe dann auch ſeine Schweſter geſäugt: drei Jahre bin ich in dem Hauſe ſeiner Aeltern geblieben; auch nach meiner Dienſtzeit ging ich fortwährend hier aus und ein. Ich habe ihn geliebt mit der Liebe einer Mutter. Er war ein Flattergeiſt von Kindheit auf; ſtörriſch, wild, nicht zum Lernen zu bewegen. Wenn man ihn dazu zwang, warf er die Bücher in's Feuer. Wollt Ihr wiſſen, wie er ſchrieb? Aerger als eine Katze. Einſt in der Schule wurde er durch einen Steinwurf an der Stirn nahe beim Auge verwundet. Zeig Deine Stirn, mein Sohn," — fuhr ſie fort, zu dem Gefangnen getreten, ihre Hand auf deſſen Haupt, das Haar von ſeiner Stirn hebend — „die Wunde war tief, ſie muß eine Narbe zurückgelaſſen haben. Da iſt ſie ja! — Seht die Narbe!" — ſchrie ſie mit umherſtarrenden Augen, das Haar

des Soldaten erhoben haltend, ihn mit entblößter Stirn gegen die Richter, die Zeugen und Zuschauer wendend. „Ja, Du bist der Sohn des Herrn von Caille! Ich schwöre bei der Seligkeit meiner Seelen, daß Du es bist. Schon vor zwei Jahren, als die Holzschneider aus Epinouche herkamen, erzählten, sie hätten den Sohn des Herrn von Caille im Gefängnisse zu Toulon gesehn, fiel es mir so schwer aufs Herz: das war ein aufrichtiges Zeichen. Laß die Deinen Dich verstoßen; laß die Richter Dich verläugnen — Deine alte Amme bleibt Dir treu. Ich will Dich ernähren mit der Arbeit meiner Hände! Ich will für Dich betteln, beten! Zu Menschen und zu Gott will ich für Dich schrein, mein unglückseliges Kind!“ Bei diesen Worten umschlang sie, mit Geheul, den Gefangnen.

„Die Mutter Martine thut, als ob nur sie ein Herz für den jungen Herrn von Caille besäße, als könne Niemand bezeugen, daß er der Gefangene dort sey, außer ihr!“ rief, etwas besser gekleidet, ein anderes Weib, zum Zeugniß hervor-

tretend. „Ich habe ihn sowol gesäugt als sie; ich kenne ihn ebensowol, noch besser. Schon vor vier Jahren habe ich ihn erkannt, in meiner Wohnung beherbergt. Sag an, mein gnädiger Herr, erinnerst Du Dich meiner, da Deine Amme die, welche es vor ihr waren, bis auf eine vergessen hat? Habe ich Dich gesäugt? Bin ich in dem Hause Deiner Aeltern ein- und ausgegangen? Wer bin ich?"

„Louise Mondete!" rief der Soldat und reichte ihr die Hand. „Erinnert Ihr Euch des Tages, als ich die Nüsse, welche für Euch gehörten, aus dem Fenster unter die Gassenkinder warf? — Ihr nähtet für meine Mutter. Sie wurde zornig und wollte mich züchtigen: da batet Ihr für mich. Ihr habt mir damals eine gute Tracht Schläge erspart. Noch heute bin ich Euch Dank dafür schuldig."

„So war es! So war es!" rief das Weib. „Er hatte eben die ersten Beinkleider bekommen; seine Mutter und ich machten die Bemerkung, daß

er ganz die dünnen Beine und hohen Waden hätte, wie sein Großvater der Herr von St. Esteve. Seht sie noch an ihm. Er hat die erhobenen Backen, das schlichte Haar seiner Mutter, er ist ihr ganzes Bild. Er ist der Sohn des Herrn von Caille! dies versichere ich so wahr, als wenn ich jetzt unmittelbar vor Gott Rechenschaft ablegte. Ja, ich überlasse meine Hand der Feuerprobe darauf, daß er es ist!"

„Brav Esprite! brav Louise!" schallte es unter den Zuschauern und Zeugen. Fröhlich begierig horchten sie auf eine neue Zeugin.

— „Ich heiße Catharine Reniere," sagte diese aus. „Einige Tage habe ich den Sohn des Herrn von Caille gesäugt; ich trage davon ein unverlöschliches Zeichen. Ich konnte nicht fortfahren, weil er mich in die Brust gebissen. Die Narbe nehme ich in's Grab. Ich mußte ihn einer gewissen Sprite Martine überlassen, die ihn eilf Monate genährt und dann abgewöhnt hat. Ich habe doch eine Zärtlichkeit für ihn behalten, wie für einen Sohn.

Ich erinnere mich auch, daß er als Kind blöde Augen hatte und ihrentwegen nicht lernen konnte; dann mochte er auch nicht lernen. Er mußte doch in die Schule gehn. Als er acht oder neun Jahre alt war, wurde er hier von einem gewissen Element, jetzt heißt er Claude, er lebt noch und ernährt sich vom Hausiren, mit einem Steine an die Stirn geworfen. Damals glaubte die ganze Stadt, er sey todt. Ich lief zu ihm ganz erschrocken, und sah wie der Arzt Gandivez ihn verband. Einige Tage, bevor er das Königreich verließ, kam er zu mir. Er wollte sich mit mir messen, und gab mir einen Stoß unter's Kinn, daß ich den Kopf in die Höhe halten sollte. Als er sich an mich stellte, reichte er mir doch nur bis zum Kinn, obgleich er sich auf die Fußspitzen erhob. Da sah ich, daß er gern größer gewesen wäre. Abgerechnet, daß er jetzt größer ist und älter aussieht, erkenne ich ihn auch ganz und gar in dem Gefangnen, den ich hier vor mir sehe. Ich muß schwören, daß er es ist, so wahr ich selig zu werden hoffe!"

„Welche rührende Einfalt und Wahrheit in diesen Zeugnissen! wie das eine das andre stützt!" rief Herr Silvain. „Wie bestätigen sie absichtslos die Aussagen des Gefangnen, hinsichtlich seines Mangels an Kenntnissen, wegen dessen man seinen Stand bestritten hat; bestätigen, was er von seinem Alter zur Zeit seiner Auswanderung gesagt!"

„Auch unter den Zeugen der Gegenparthei befindet sich die Amme einer Tochter des Herrn von Caille; wir wollen sie hören," sprach der Parlamentsrath. „Anne Herbe!" ward aufgerufen. Keine Antwort von den Zeugenbänken.

„Wäre sie nicht gehörig vorgeladen?"

„Sie ist gehörig vorgeladen, durch mich!" entgegnete, sich darstellend, Meyere.

Noch ein Mal ward sie aufgerufen. Alles still. „Ihre Zeugin ist nicht erschienen" — sagte Herr Boyer mit Nachdruck zu Herrn Rolland. Die Augen der Zeugen und Zuschauer richteten sich

auf letzteren, höhnisch, drohend, grimmvoll, durchdringend; Gemurmel lief durch die Menge hin.

Mit starkem Schnurbart, in ledernem Koller, eine Schmarre von den kleinen, braunen Augen herab, über das dicke, rothe Gesicht, erhob sich ein Soldat und trat vor mit klirrenden Sporen. „Anton Moulet, Soldatenname, Niederlage," gab er seinen Namen an. „Als ich vor eilf Jahren unter den Truppen diente, ward ich mit einem Detachement der Garnison von Hüningen commandirt, Getraide zu escortiren, wogegen der König von den Schweizern Reiß eingetauscht. Auf diesem Marsche kam ich durch Lausanne, und wie ich hier auf dem Markte umherging, ward ich von einem Bedienten des Herrn von Caille erkannt, Namens Jussy. Er stellte mich seinem Herrn vor, dieser nahm mich zu sich in's Haus, und behielt mich daselbst so lange, als das Commando in der Stadt blieb. Hier sah ich täglich den jungen Herrn von Caille, und erkenne ihn in der Person des Gefangnen, welcher hier vor mir steht. Er schien da-

mals sehr mißvergnügt über seine Lage, und sagte mir frank und frei, daß er wieder nach Frankreich wolle, sein Vater möge ihn auch noch so sehr daran zu verhindern suchen; er müsse wider Willen ein Hugenott seyn."

Herr Rolland forderte, daß die Aechtheit des Briefes des jungen Herrn von Caille an den Vater Funels, der mit diesem Zeugnisse im Widerspruch war, von jenem letzteren beschworen werde. Der Brief ward ihm vorgelegt, er las ihn mit lauter Stimme und leistete den verlangten Eid. Der Notar Perrier beschwor die Aechtheit des, von derselben Hand an ihn gerichteten Schreibens, und Herr Rolland gab ein Gesuch zu Protocoll, daß die Identität beider Handschriften von Sachkundigen geprüft werden möchte.

„Meine Aussage ist nicht beendigt!" rief der Soldat, mehrmals versuchend, diese Zwischenverhandlung zu unterbrechen. Zeugen und Zuschauer lärmten ungestüm während derselben.

„Meine Aussage ist nicht beendigt!" wieder-

holte er, als das Gesuch niedergeschrieben war; militärisch die Hand am Säbelkorbe und, klirrend schlug das Gefäß gegen die Sporen. „Drei Jahre nach dem erwähnten Auftrage," fuhr er fort, „erhielt ich Befehl, Rekruten von Grenoble zur Armee zu führen. Beim Rückmarsch durch Lausanne, sprach ich wieder vor bei dem Herrn von Caille. Ich erkundigte mich nach seinem Sohn; er sagte mir, dieser sey todt. Die Nachricht betrübte mich; ich äußerte mein Bedauern gegen die Bedienten: da vertrauten sie mir, der junge Herr von Caille sey nicht todt; man gebe so vor, weil er von Genf, wohin man ihn, der Veränderung der Luft wegen gebracht und eingeschlossen gehalten, mittelst Hülfe einer Magd entflohen sey."

„Ganz in Uebereinstimmung mit dem, was mir gesagt worden! Ich fordere, den Zeugeneid zu leisten," rief der Vicar Taxil und die Wände des Gerichtssaales erdröhnten. Er schwur; dann hub er an: „Mir erzählte Claude Perrier zu Nimes, als er noch beim Militair stand, er habe

im Regiment einen Freund gehabt, einen Unteroffizier aus Savoyen. Dieser hätte Urlaub bekommen zu einer Reise in sein Vaterland und ihn gefragt, ob er in jenen Gegenden Etwas zu bestellen habe? Da er ihm unter den Städten, durch welche er kommen würde, Lausanne genannt, hätte er ihn gebeten, sich zu erkundigen, ob der Herr von Caille, unser ehemaliger Gutsherr, noch daselbst mit seiner Familie lebe? Bei der Rückkehr erzählte ihm der Unteroffizier, er hätte den Herrn von Caille gesehn, welcher sehr traurig geschienen, weil, wie man sage, sein Sohn gestorben sey; doch, dahinter steckt ein Geheimniß, fügte er hinzu."

„Ist Jemand gegenwärtig, der den wirklich erfolgten Tod des jungen Herrn von Caille bezeuge?" fragte Herr Boyer.

„Ich habe das Zeugniß seines eignen Vaters beigebracht," sprach Herr Rolland.

„Ein hugenottischer Fanatiker!" fiel Herr Silvain ein: „Fanatismus hat wol eher Väter zu

unnatürlichen Handlungen wider ihre Kinder vermogt. Der Fanatismus der Freiheit machte Brutus zum Mörder seiner Söhne; der religiöse Fanatismus ist von allem der gewaltigste.“

„O, wäre mein Vater zugegen! Lassen Sie meinen Vater kommen, daß er mich sehe; er wird mich nicht länger verläugnen, wenn er mein Elend erblickt!“ schrie kläglich der Soldat.

„Mehr als sechzig Zeugen haben in der Schweiz jenen Tod beschworen. Die Zeugenrotuln befinden sich bei den Acten,“ fuhr der Generaladvocat fort, ohne auf das Gewinsel zu achten.

„Schweizer, Hugenotten — lauter verdächtige Zeugen!“ — entgegnete Herr Silvain.

„Ist die reformirte Religion weniger die Religion Christi als die katholische? erlaubt sie den Meineid, den Mord?“ rief Herr Rolland mit Hitze. „Sind die Aussagen meiner Zeugen Ihnen verdächtig, halten Sie sich an die gerichtliche Bescheinigung über den Tod des Herrn von Rougon;

Sie finden sie ebenfalls in gehöriger Form bei den Acten."

„Ich muß dies bestreiten — kein Auszug aus dem Kirchenbuche."

„Weil in der Schweiz, zu Vevay, dergleichen nicht gehalten werden."

„Es werden allerdings dergleichen gehalten; zu Morges, anderweitig; ich bin erbötig zur Führung des Beweises."

„Ich fordre hiemit, daß von dem Parlament eine Commission ernannt werde," rief Herr Roland, „welche sich nach der Schweiz verfüge, die Thatsache vom unausgesetzten Aufenthalte, den Beschäftigungen des Sohnes des Herrn von Caille in der Schweiz, zu Lausanne oder Vevay, mit dem Herbste des Jahres 1685 bis zum Beginn des Jahres 1695, von dessen Krankheit, dessen Tod in der letztern Stadt, im Februar des letztgedachten Jahres, an Ort uud Stelle zu ermitteln!"

„Im Namen meiner Parthei protestire ich wider einen solchen Auftrag. Diese Sendung in ei-

nen fremden Staat, wegen einer Privatsache, wäre unerhört. Der Gang des Prozesses würde übermäßig dadurch verzögert; es ist Zeit, daß der junge Herr von Caille eingesetzt werde in den Besitz der ihm so lange vorenthaltenen Rechte!"

Unter den Zuschauern entstand Bewegung. Rauschen von Seide, Husten, Scharren. Ehrerbietig machte die Menge einer Dame Platz, welche lang, gebückt, verschämt, mit Knixen, Neigen, Seitenblicken rechts, links, sich durch das Gewühl drängte; und hervortrat die Frau von St. Juhiers.

Sie sey eine Freundin der Dame Rolland, bevorwortete sie ihren Spruch, sich mit Kopfneigen begleitend, und würde nicht in der Sache gezeugt haben, wenn sie sich nicht Gewissens halber dazu verbunden glaubte. Sie habe ihren Beichtvater, zwei Väter des Oratoriums, einen Superior, den Pfarrer ihres Kirchspiels befragt, und nichts mehr, als, freilich vergeblich, gewünscht, einen Gewissensrath zu finden, der ihr verstatte,

zu verschweigen, was sie wisse. Sie bitte nur, daß man etwa nicht glauben möge, sie zeuge auf Antrieb ihrer Nichte, der Frau von Puisloubier; was sie thue, geschehe ganz aus eigenem Antrieb. „Im Jahre 1697," hub sie nun geheimnißvoll, wichtig an, „befand ich mich wegen eines Prozesses zu Grenoble. Ich hatte meine Wohnung in demselben Hause, wo der Generaladvocat Roland wohnte, und war sehr freundschaftlich mit seiner Frau. Eines Tages sprachen wir zusammen von der Familie Caille, und ich fragte sie: warum sie ihren Neffen nicht zu sich nach Frankreich kommen lasse? Da antwortete sie mir — sie habe alles ihr Mögliche gethan, ihn zu sich zu bekommen; ihm sogar Reisegeld übersandt. Er würde auch gewiß gekommen seyn; allein sein Vater habe ihn daran verhindert; und dies hätte ihn soweit gebracht, daß er heimlich aus dem väterlichen Hause entflohen sey. Trotz aller angewendeten Mühe, wisse man noch nicht, wo er sich befände. — Also war er im Jahre 1697 nicht todt; also

war er entflohen, und seine Familie wußte, daß er entflohen war." — So schloß sie ihre Rede mit schnappenden Lippen, indem sie die matten, schwarzen Augen scheu in der Versammlung umherstreifen ließ. „Dies bezeuge ich bei der Seligkeit meiner Seele," setzte sie hastig hinzu.

Herr Rolland fuhr auf, voll Unwillen; doch er mäßigte sich und schwieg. Dumpfe Bewegung unter der Menge folgte ihrem Zeugniß.

Zwei Männer stellten sich dar, aus Joucas, Brüder von Franz Mege. Sie betrachteten den Gefangnen und beschworen, er sey nicht ihr Neffe, Mege, der Marinesoldat. „Mein Neffe war klein, untersetzt, von den Blattern gezeichnet, schwarz —" sagte der eine. „Mein Neffe war schwärzer als ein Schornstein!" rief der andre aus. „Ich kann ihn nicht für meinen Neffen erkennen," sprach wieder der erstere. „Wäre das, nichts sollte mich abhalten, es zu sagen, obschon ich sein Oheim bin," nahm der letztere das Wort.

„Herr Rolland hat Zeugen vorladen lassen,

den Beweis zu führen, daß der gegenwärtige Angeklagte jener Soldat sey; vernehmen wir sie," sprach der Parlamentsrath.

Sie wurden aufgerufen: „der Malteserritter von Montfuron, ehemaliger Capitain der Galeere, la Fidelle! Marin, Secretair! Charbonnier aus Marseille! ꝛc." Keine Bewegung auf den Zeugenbänken, kein Laut von dorther.

„Sind die Zeugen gehörig vorgeladen?" rief Herr Boyer streng.

„Ich unterwerfe mich jeglicher Untersuchung. Sie sind gehörig vorgeladen durch mich!" vertheidigte sich Meyere.

„Ihre Zeugen bleiben sämmtlich aus, Herr Generaladvocat —" wandte sich jener an Herrn Rolland mit ironischer Betonung dieser Worte.

„Mancher verspricht ein Zeugniß, der sich bedenkt einen Meineid zu leisten, kommt es dazu," bemerkte der Abbé Lareidat unter der Menge. Aller Augen richteten sich grimmvoll auf den Ge-

neraladvocaten. Viele schienen erst jetzt zu erfahren, daß er der Gegner des Soldaten sey.

„Die Untersuchung, welche der Gerichtsbote fordert, worauf ich dringe, wird ergeben, weswegen die Zeugen ausgeblieben sind," erklärte Herr Rolland. „In Ermangelung ihrer Aussage zeuge das Signalement in den Galeerenlisten. Lassen Sie es mit dem Aeußeren des Gefangnen vergleichen."

„Was Sie beigebracht, sind Copien," sprach Herr Silvain.

„Sie sind gehörig vidimirt."

„Es gilt ein Menschenleben! Ich dringe auf Einsicht der Listen im Original."

Ein Getöse des Beifalls erscholl.

„Ich bin nicht vorgeladen als Zeuge; doch ich fordre den Zeugeneid zu leisten!" rief, hervortretend aus den Zuschauern, ein Mann, welcher den Gefangnen lange betrachtet. Er schwor. „Ich erkläre, der Angeklagte ist ein Betrüger. Ich erkenne in ihm einen Quacksalber aus Marseille,

den ich vielmals gesehen, der mir Lebenselixir verkauft hat, der sich Mege nannte."

„Es sey mir vergönnt, einige Fragen an den Soldaten zu richten," forderte der Advocat Baudiny. Der Referent konnte nicht umhin, es zu gestatten.

„Sie haben das Collegium zu Manosque besucht?" —

„Allerdings."

„Steigt man einige Stufen hinauf oder hinab, in das Gebäude zu gelangen?"

„Zwei oder drei Stufen hinab," entgegnete der Soldat mit Zuversicht, bevor er Zeit gehabt, die Stimmen zu vernehmen, die ihm zuriefen: „zu ebener Erde!"

„Herr Rolland forderte Stille; Herr Boyer gebot sie dem Haufen.

„Erinnern Sie sich unter den Freunden des Hauses Caille des Herrn Loth und seiner Töchter?"

„Sehr wohl. Ich habe mich ja ein Mal in

die älteſte verliebt. Mein Vater, der Herr von Caille, nahm dies ſehr übel.“

„Herr Loth hat nie Töchter gehabt.“

„Haben Sie die reformirte Kirche zu Manosque beſucht?“

„Tauſend Mal.“

„War ſie im erſten Stockwerk oder im zweiten?

„Man ſtieg einige Stufen hinan. Dann kam man über eine lange Gallerie. In der Kirche hingen Bildniſſe der Könige, auch ein Bild Calvins.“

„Zeigt ſich, daß er ein Betrüger iſt?“ rief Herr Rolland. „Man ging zu ebener Erde in die Kirche der Reformirten. Sie dulden in ihren Kirchen keine Bilder.“

„Der ehemalige Hugenott erinnert ſich dieſer Dinge genau!“ rief der jüngere Prior von Caille.

Der Angeklagte ſtand mit erhobener Stirn, mit unverſchämtem Lächeln. Meyere drohte ihm. „Er foppt ſie, der Schelm!“ flüſterte er, gegen die Umſtehenden gewendet.

„Ich habe den Sohn des Herrn von Caille ſeit funfzehn Jahren nicht erblickt,“ bezeugte der

Müller Audibert; „allein ich beschwöre, der Gefangne, welchen ich hier vor mir sehe, sieht demselben so wenig ähnlich, als ich. Er kann es nicht seyn.“

„Der Sohn des Herrn von Caille, Isaac von Rougon, war klein, hatte lebhafte Farben, ein zartes Colorit, seine Nase war gebogen, seine Stirn hervortretend, seine Augen blau, sein Haar lichtbraun,“ bezeugte der Bürgermeister Brunet.

„Welche Verwirrung!“ rief Herr Silvain. „Wir vernehmen zwei ganz verschiedene Beschreibungen des Herrn von Rougon, zwei ganz verschiedene Beschreibungen des Soldaten Mege — welche von beiden wird die rechte seyn?

Herr Rolland erhob Augen und Stirn voll Zufriedenheit.

„Laßt auch mich Zeugniß leisten! hört auch mich! ich weiß die Wahrheit der Sache!“ kreischte das lahme Weib. „Ich heiße Catharina; ich bin die Guinche, nicht jene Frau dort! Bin ich's? sprecht, Mutter Martine! — Der Angeklagte ist der

Sohn des Herrn von Caille. Er iſt das Ebenbild ſeiner Mutter. Sein Vater hatte ihn nicht ſo lieb als ſeine Schweſtern, die ihm ſelber glichen, weil er das Ebenbild ſeiner Mutter war. Er hat ihre Länge, ihre erhobenen Backen, ihr ſchlichtes, ſchwarzes Haar, ihr ſchwaches Geſicht. So wahr ich ſelig zu werden hoffe: er iſt es! Ich kannte ihn ſogleich — Er ſtand mir ja noch immer vor Augen, wie ich ihn auswandern ſehen mit ſeinem Vater — zwölf bis funfzehn Jahre mogte er damals ſeyn. Ludwig Rey führte einen Wagen mit Gepäck; er ſaß darauf, unter ſeiner Aufſicht —"

„Sie zeugt falſch" — erhob ſich Ludwig Rey. „Ich habe den Herrn von Caille auf der Reiſe, bei ſeiner Auswanderung begleitet; mir war die Aufſicht über einen Wagen mit Gepäck vertraut; doch der Sohn des Herrn von Caille ſaß nicht auf demſelben. Er war damals über zwanzig Jahre alt und machte die Reiſe zu Pferde mit ſeinem Vater. Später noch habe ich ihn mehrmals

in der Schweiz gesehen — ich schwöre, so wahr ich selig zu werden hoffe, der Soldat dort hat keinen Zug von ihm; er ist es nicht."

Kaum hatte Rey diese Worte ausgesprochen, so stürzte die Magd hervor, welche am vergangenen Abend an ihm und Audibert die Treppe hinabgelaufen war. „Ludwig Rey ist bestochen!" rief sie hastig: „ich habe es gestern aus seinem eignen Munde gehört, als er von Herrn Rolland herabkam, wie er zum Müller Audibert sagte: „der Eine, da oben, sei ihm lieber zum Freunde als funfzig auf Erden;" wie er von zwei Fudern Getraide sprach, welche er erhalten." Sie beschwor diese Aussage.

„Meineidige, falsche, bestochene Zeugen sie Alle!" schrie gellend Esprite Martine. Hier stehe ich, ein aufrichtiges Herz! Auch mich haben sie bestechen wollen; ja ermorden, wie es scheint, da ich mich nicht bestechen ließ. Aber Alles komme an den Tag. Vor drei oder vier Monaten, um Johannistag, ließ mich der Bürgermeister Brunet rufen. Ich

ging, wie ich schuldig war. Und als ich in das Haus, in die Küche trete, sehe ich auf den ersten Blick Herrn Rolland. Er verbarg sich zwar hinter der Thür; sein Bediente aber stand in der Küche, beim Backtroge, rechter Hand. In der Küche befanden sich auch ein gewisser Russin, aus der breiten Straße, die Demoiselle Brunet, der Lehrmeister der Kinder, ein Ausländer, den ich nicht kenne (er redete breit, wie die Schweizer unter einander sprechen) und der Notar Perrier. Sie alle betrachteten mich aufmerksam — Und nun kam Herr Brunet aus einer kleinen Thür, drei Staffeln herab und begann zu fragen, mich zu verhören: ob ich wohl den Sohn des Herrn von Caille, meinen ehemaligen Säugling noch kennen würde? wie alt er jetzo seyn möge? und so weiter. Wie sie mich alle so anblickten, auf meine Reden paßten — da kamen die Fragen, die heimliche Gegenwart des Herrn Rolland mir verdächtig vor. Ich wollte nicht Alles entdecken, was ich von der Sache wußte — Als sie merkten, daß sie nichts aus mir heraus-

brächten, ließen sie mich gehn. Vier oder fünf Tage nachher kam wieder die Magd des Herrn Brunet und berief mich zu ihrem Herrn: er wolle noch Etwas mit mir reden. Ich gab aber zur Antwort: ich könne und wolle in der Sache keine Nachrichten mehr geben, hätte also nichts bei ihm zu thun. Darauf kam zum dritten Mal der Bediente. Der drang in mich und versprach, ich sollte Mühe und Wege hinlänglich bezahlt erhalten. Dazu sah er so sonderbar aus. Mich schauderte — Das war ein Zeichen — Nicht Flehen, nicht Versprechungen hätten mich bewegen können, in das Haus zu gehen — Und das war sicherlich zu meinem Heile!"

„Das Weib ist wahnsinnig, oder sie ist die unverschämteste Lügnerin!" rief der Bürgermeister Brunet. „Um Johannitag hätte ich Euch rufen lassen, mit Euch gesprochen? —"

„Um diesen Tag war es;" schrie das Weib, die kräftigen blauen Augen starr auf ihn gerichtet.

„Um Johannitag befand ich mich mit meiner

Familie, seit zwei Monaten in Paris, und kam erst mehrere Monate später von dort zurück."

„Ich fordre die Meineidige, die Verläumderin zur Bestrafung!" rief Herr Rolland: „seit sechzehn Jahren betrat ich nicht das Haus des Herrn Brunet. Ich befand mich um Johannitag zu Grenoble, in Verwaltung meines Amtes."

„Ludwig Rey ist bestochen!" kreischten zwei Bettlerinnen. „Ich habe es von Isabelle Darbes, er hat zwei Fuder Getraide erhalten," bezeugte die eine. „Ich habe es aus dem Munde seines eigenen Knaben, daß man seinem Vater zwei Fuder Getraide gegeben, damit er den jungen Herrn von Caille verläugnen solle; sein Vater habe auch gesagt, zwei Freunde wären ihm lieber als einer, setzte er hinzu," schwor die andre. „Ich habe den Müller Audibert in der Schenke bei Rey sagen hören: es komme auf ihn an, ob der Herr von Caille einen Sohn haben solle oder nicht?" schrie ein aufgeschossener Bursch aus vollem Halse. „Die Frau von Fontienne hat mir anvertraut,

sie kenne eine Frau, der man zwei Louisd'or versprochen, wenn sie nicht zu Gunsten des Gefangnen zeugen würde," schwor Louise Mondete.

„Lügnerin! Wahnsinnige! Verläumderin!" schrie Espérite Martine. „Er fordert mich zur Bestrafung! Er will mich hinrichten lassen, wie meinen Säugling! — Schützt mich vor dem Mörder!" schrie sie wieder mit stierem Blick und stürzte sich zwischen die Zuschauer. „Schützt mich vor dem Barbaren! dem Uebermächtigen!" schrie ebenfalls der Soldat, mit emporgestreckten, gerungenen Händen.

„Sie sind toll!" rief Herr Brunet.

„Toll tückisch!" antwortete der Generalanwald.

„Schützt sie! vertheidigt sie! nieder mit Rolland!" schallte es unter der Menge. Die Bänke wurden umgestürzt; wüthend darüber hin drang ein Schwarm los wider Herrn Rolland.

„Hält der Pöbel hier Gericht?" rief dieser, gegen Herrn Boyer gewendet. „Ich habe seine schleichende Tücke überstanden; soll ich nun seine Gewaltthätigkeit überstehn? —"

„Nieder! herab mit ihm auf die Gasse! werft ihn mit Steinen todt! in's Feuer mit dem Ketzer!" brüllte der Schwarm entgegen.

„Sie stehen unter meinem Schutze; treten Sie hinter mich!" sagte der Parlamentsrath zum Generaladvocaten, mit Kälte und Anmaßung.

Herr Rolland zauderte, kämpfend zwischen der Empörung, einem solchen Schutze Rettung zu verdanken und der Todesfurcht.

„Die kleine Thurmpforte entriegelt! — Treten Sie hinter mich!" wiederholte gebieterisch Herr Boyer. Der Schwarm drang heran. „Geduld!" donnerte in seiner Mitte, aus weitaufgerissenem Munde, die Stimme des Vicar Taxil. „Ich werde ihre Sünde wohl heimsuchen, wenn meine Zeit kommt heimzusuchen!" rief, ihn zurückhaltend, der ältere Prior. „Schützt mich! erbarmt Euch!" schrie Esprite Martine, winselte der Soldat, kreischten Weiber. Herr Boyer trat dem andringenden Haufen entgegen. Der Bürgermeister, Herr Silvain, der Notar Perrier, Funel, der Advocat

Baudin, Herrn Rollands Advocat, drängte sich vor diesen. Eine kleine Pfortenthür ward hinter ihm eröffnet, er war hineingezogen, geschoben, die Thür hinter ihm verschlossen, bevor er wußte, wie ihm geschah. Vor der Pforte hörte er dumpfer das Geschrei, den Tumult. Jenseits übersah er, durch tief herabhängenden Epheu, einsame, besonnte Weite, unkundige eines Harmes. Er stand dazwischen; erschöpft, die Brust durchwühlt von all' den verschiedenen Empfindungen des Abscheues, die er in den letzten Stunden niedergekämpft, besorgt um Rey, Audibert, seine übrigen Freunde; ungewiß für sich selbst; vor sich eine Last von Arbeit, Kosten, die er nicht ermaß, an die er nur augenblicklich denken konnte.

„Gott der Wahrheit!" rief er aus: „kann die Lüge unter deinen Geschöpfen so stark seyn —"

„Was ist Deine Wahrhaftigkeit? — Ist das Bekenntniß Wahrheit, womit Du vor den Menschen zu Gott trittst?" sprach eine Stimme in seinem Geiste.

Er konnte den demüthigenden Gedanken nicht

verfolgen. Wilder durcheinander tobte draußen der Aufruhr. Unzufrieden mit seiner einzelnen Rettung lauschte er; bang gespannt, die Wehklage Reys zu vernehmen, auf welchen sich die Wüthenden geworfen; die Thür zertrümmert zu sehn, welche ihn selbst von diesen trennte.

Nicht das Eine, nicht das Andre geschah.

Der dröhnende Ruf Taxils: „mäßigt Euch!" die harte Stimme des ältern Priors: „greift dem Gerichte Gottes nicht vor!" zogen sich zurück; mit ihnen entfernte sich der Lärm der andern Stimmen. Einzelner Freuderuf erhob sich zwischen diesen. Immer entfernter scholl das Getöse; immer stiller ward es in dem Gebäude. Von einer andern Seite her, von unten herauf, tönte jetzt der Tumult, Geschrei, Jubel, Wuth. Durch ein Seitenfenster des runden Thurmgemaches, in welchem er sich befand, sah Herr Rolland in der Tiefe, die Menge, in schwärzlichem Gewimmel sich eine Gasse herab, gegen das Schloß zu bewegen. Seine Brust schwoll wieder bei diesem Anblick

von Zorn; von Begier des weiteren Kampfes gegen dies Unfal, troz Gefahr, Ekel, welche er kaum überstanden; der Erschöpfung, welche er noch empfand. Er war nicht hoffnungslos, unerachtet der erprobten Gewalt der Ränke. Sein Glauben an die Macht der Gesetze verband sich seiner Erwartung von der Sendung in die Schweiz, die zu fordern, der Gedanke ihm in der Hitze des Kampfes gekommen war. Ein glücklicher Gedanke. Das Gesuch konnte unter keinem gesetzlichen Vorwande verweigert werden; seine Gewährung entschied den Sieg.

Jezt hörte er Tritte im Gerichtssaal. Er erwartete den Parlamentsrath: Vorwürfe, die er ihm machen wollte, drängten sich in seinen Gedanken — Nicht jener, seine Freunde erschienen, unerwartet in ihrer Begleitung der Prior von St. Anne.

„Ich bin zu spät gekommen," sagte dieser. „Den Gefangnen zu sehn, kam ich her; Zeugniß abzulegen, wenn ich in ihm den Soldaten erken-

nen würde, der das Attentat wider mich in der Kirche verübt. So eben, auf der Gasse, habe ich ihn gesehn: er ist derselbe Soldat. Ich werde mein Zeugniß noch heute zu Protocoll nehmen lassen. Hier sind die Register, der bei mir niedergelegten Aussagen," fuhr er fort, „lesen Sie selbe; manches Ihnen Günstige ist darin enthalten; es zu wissen kann Ihnen von Nutzen seyn."

„Sie sehen, wie viel der Haß Ihrer Amtsgenossen vermag. Das Zeugniß, was Sie leisten wollen, wird Sie demselben aussetzen. Sie wagen Ihre Pfründe —" sprach Herr Rolland.

„Ich weiß es. Ich kann segnen und lehren, ohne zu taufen und zu traun. Traget keine Beutel, noch Taschen, noch Schuhe, gebot der Herr seinen Jüngern: ich werde ihnen um so ähnlicher seyn."

„Sie müssen die Stadt sogleich und heimlich verlassen," sagte der Bürgermeister zu dem Generaladvocaten. „Auch auf der Heerstraße, in der Umgegend, ist Ihr Leben in Gefahr. Ein Gang unter der Erde führt aus diesem Pallast nach ei-

nem Lustschlosse, eine halbe viertel Meile von hier, auf der Straße nach Forcalquier. Wir bringen Sie dorthin. Sie bleiben daselbst bis gegen Abend verborgen."

Herr Rolland fragte nach Rey, Audibert, seinem Diener. Er hörte, daß jene sicher wären. Der Pöbel sey nicht so aufgereizt wider sie, als gegen ihn. Sie würden durch die Urheber der Aufregung selber geschützt, welche Gewaltthätigkeiten zu fürchten schienen, wegen deren sie zur Verantwortung gezogen werden könnten. Sein Diener wartete im Gerichtssaal, ihn nach dem Lustschlosse zu begleiten.

„Mein Fuhrwerk mit Ihren Effecten, ist gegen Abend dort: wir reisen gemeinschaftlich, wohin Sie wollen —" sagte der Prior.

„Nach Grenoble," antwortete Herr Rolland. Bewegt dachte er an den Aufenthalt in einer Stadt, wo kein Argwohn, keine Feindseligkeit wider ihn herrschten."

In der Straße näherte sich, zurückkehrend der

Tumult. Herr Brunet forderte auf, sich zu entfernen. Eine versteckte Thür am Ende eines schmalen, dunkeln Ganges, führte von der Stiege in den unterirdischen Gang. Die eingeschlossene Luft in demselben erschwerte das Athmen, unerachtet der Oeffnungen nach oben, die je und je in dem ihn deckenden Gewölbe angebracht waren. „Muß ich ein Gefangner und flüchtig seyn, mich zu sichern beim gesetzlichen Angriff des elendesten Betrügers!" rief der Generaladvocat. Eine Stiege führte empor; durch eine Thür, welche geöffnet stand, trat er in einen obern Saal des Lustschlosses; Freiheit und Stille umfingen ihn, am Horizonte sah er die Alpen. Mit nassen Augen dankte er den begleitenden Freunden. „Nie fühlt die Freundschaft sich befriedigter, als wenn ihr vergönnt ist, wider Unrecht beizustehen," sprach Herr Baudiny.

Mit dem Prior von St. Anne, kehrten die Herren aus Manosque zurück nach jener Stadt. Ein vertrauter Schöffe blieb auf dem Schlosse, zu des Generaladvocaten Sicherheit, ihn mit dem Bend-

thigten zu verſehn, ſonſt blieb er allein an dem unbekannten Ort, den zu betreten er nimmermehr erwartet, beſchäftigt mit ferneren Maaßregeln bei ſeinem Streit. Er entwarf das Geſuch, welches er in der Frühe zu Protocoll gegeben, auch zu unmittelbarer Eingabe an das Parlament. Er ſah die, ihm vom Prior zurückgelaſſenen Monitorienregiſter durch. Sie enthielten mehrere, ihm günſtige Ausſagen. Die Abfaſſung war nachläſſig, von der Hand eines Miniſtrantenknaben. Hier ſtand coup (Schlag), ſtatt con (Hals); Herr Roland ſetzte zu völliger Deutlichkeit col. Statt libérer (befreien) fand er libeller (Schmähſchriften verfaſſen); ſtatt elle (ſie) il (er), wo von einem weiblichen Zeugen die Rede war: er veränderte beides, in Gemäßheit des Sinnes. Ein Zeuge hatte ausgeſagt, er kenne Mege ſeit 24 bis 25 Jahren; der Vergleich dieſer Ausſage, mit den Angaben der Galeerenliſten bewies, daß es heißen mußte, ſeit 20 bis 21 Jahren. In einer andern Ausſage kam vor, der Zeuge kenne den Angeklag-

ten seit 17 bis 28 Jahren; offenbar hatte er sagen wollen, seit 17 bis 18 Jahren: Herr Rolland berichte auch dies. Die so veränderten Register, sammt seinem Gesuche um Ernennung und Entsendung einer Commission von unpartheiischen Männern, welche beauftragt würden, zu Genf, Lausanne, Vevay, auf seine Kosten an Ort und Stelle Nachforschungen hinsichtlich der Bildung, des Aufenthaltes, der Krankheit, des Todes vom Sohne des Herrn von Caille vorzunehmen, versiegelte er, zur Uebermittelung an das Parlament von Aix.

Das rothe Siegel war dem Pakete aufgedrückt, die Adresse geschrieben — Herr Rolland erhob sich von dem Tisch, an welchem er bisher gearbeitet. Der Abend war über seine Beschäftigungen herangebrochen, Alles war dämmernd um ihn her; sein Auge unterschied nicht mehr die Gegenstände, um so deutlicher sein Ohr die verschiedenen Geräusche des unbekannten Ortes. Jetzt mischte zu letzteren sich das Rollen eines Wagens. Es war

das Fuhrwerk des Priors von St. Anne. Bald befand ſich der Generaladvocat an der Seite des Freundes; in der friſchen Nachtluft ſich immer mehr entfernend von den Stunden, dem Orte, woran er mit Schauder dachte.

Das Erbe.

Novelle

von

Caroline von Woltmann

geb. Stosch,

Verfasserin der Bildhauer.

Etwas zu Nichts,
und Nichts zu Etwas reden.

Rahel.

Zweite Abtheilung.

Gera,

Heinsius'sche Buchhandlung.

1832.

Ex
Bibliotha Regia
Berolinensi.

14.

In dem niedrigen Zimmer mit vergitterten Fenstern des kleinen Hauses in der Vorstadt von Marseille, in welches wir unsere Leser beim Anfange dieser Erzählung geführt, saß das Weib, welches wir damals dort gesehen, allein wie damals, schlecht doch tüchtig gekleidet, fleißig mit der Nadel; jedoch kein Lachen war in ihrer Miene. Es wurde dunkel. Sie legte ihre Arbeit bei Seite. Vor sich niederblickend, blieb sie sitzen an dem Tisch, an welchem sie gesessen, auf beide unterstützenden Arme den Kopf gesenkt und dicke Thränen rollten aus ihren dunkeln Augen. An ihrer Seite auf dem Boden, zierlich den Schweif um die zierlichen Pfötchen gelegt, saß aufrecht ihre Katze, blickte im Zimmer umher, blickte die Weinennende an, und mit einem Satze war sie auf dem Tische; schnurrend, mit hochgewölbtem Rücken und Schweife, umging sie in halben Kreisen deren

Katz, streichelte ihren Kopf an deren Hände, deren Gesicht, wieder und wieder, als suche sie dieselbe zu beruhigen.

Da ward an der Thür gepocht. Hastig sprang das Weib auf und zündete die Lampe an, durch ihre Hast das Geschäft verlängernd; schüchtern in einen Winkel verkroch sich die Katze. Wiederum ward gepocht. Die Lampe brannte, Honorade eilte zu öffnen, vor ihr stand Meyere.

„Ach, Ihr bringt mir Botschaft von meinem Mann! — Unglücklicher, in welchen Handel habt Ihr ihn verstrickt. Ihr könnt es nicht zu Ende führen; er bezahlts mit dem Leben!“

„Wollt Ihr Euch über mich beklagen — da ich Euren Mann zu einem reichen Cavaliere und Euch zur Dame mache? Wißt Ihr, an welchem Glück für Euch ich arbeite?“

„Ich weiß Alles — es hat mir Thränen genug gekostet.“

„Warum weint Ihr? Ihm wird kein Haar gekrümmt. Habt Ihr gehört von seinem Einzuge

in Manosque? Neben dem Parlamentsrath hat er im Wagen gesessen. Sie riefen ihm lebehoch! Sie tragen ihn auf Händen. Wenig fehlte, so hätten sie seinen Gegner, den Rolland, todtgeschlagen. Sie schwören, er ist der Sohn des Herrn von Caille."

„Er hätte es um seinen Vater verdient, Sohn eines vornehmen Herrn zu seyn. Er war ein guter Sohn, Meyere."

„Ein guter Ehemann ist er auch. Er schickt mich zu Euch. Ich soll Euch sagen, Ihr mögtet Muth und Geduld haben, und um Gottes und aller Heiligen Willen, zu Niemand ein Wort über ihn sagen — es kostet sein Leben."

„Er kann ruhig seyn. Ueber meine Lippen kam kein Wort und wird keines kommen. Allein ich wollte, es wäre nimmermehr geschehn!"

„Ihr werdet Euch besinnen; wenn der Prozeß wird gewonnen seyn; Ihr ihn als gnädigen Herrn seht, mit einem schönen Degen an der Seite, und

selber eine Dame seyd, und in seidenen Kleidern geht.“

„Sie würden mir gut lassen!“ rief das Weib, ihre rauhen Arme ihm darhaltend. „Schweigt mir den Schwindeleyn; ich habe keinen Theil daran. Gott helfe ihm, durch was Ihr unternommen — ich bleibe Honorade Venelle. Will er mir eine Freude machen, der Schelm, wenn es ihm glückt; soll er veranstalten, daß ich ihn zuweilen als gnädigen Herrn zu sehen kriege.“ Ihre Lippen entblößten, bei diesen letzten Worten wieder etwas ihre gewölbten, glänzenden Zahnreihen.

„Frau Honorade, ich habe stets gesagt, Ihr seyd ein Muster von einer vernünftigen Frau! Euer Mann weiß Euch auch zu schätzen.“ — Nun erzählte er ihr von der Liebe ihres Mannes zu ihr, von dessen guten Tagen. „Er war immer gut, gegen mich, der Schelm —“ sagte sie. Bevor er schied, hatte er von ihr das Versprechen erhalten, daß sie Marseille verlassen, sich zu St.

Chamans anſiedeln wolle, an welchem Orte weder ſie noch Mege bekannt waren.

Mit dem Gefühl des Seemannes, der nach heftigen Stürmen, einläuft in den Hafen, welchen er wieder verlaſſen muß, von welchem er doch hofft, er werde ihn endlich für immer aufnehmen, ſah der Generalanwald wieder die glänzende Iſere: wie er an derſelben dahinfuhr, jenſeits, die Häuſer der Perriere *), an den übereinandergetafelten Felſen dahingereiht, einzeln auf denſelben, bis zu dem viereckigten weißen Thurme hochoben, der in blauer Luft ſchimmerte, wie ſeit ſo vielen Jahren.

Er fuhr ein in Grenoble, in ſein Haus — hier fand er Vieles verändert. Der Diener waren wenige; alles koſtbare Prachtgeräth, aller Schmuck an der Kleidung ſeiner Frau fehlte, woran ſich ſein Auge gewöhnt. Die milde Freundlichkeit in ihrem Geſicht war beſeelter, als je; doch ſie verdeckte nicht einen Zug der Sorge, den ſchwere

*) Vorſtadt von Grenoble.

Stunden, seit ihrer Trennung eingeprägt. Gegenseitig scheuten die Gatten Frage und Antwort. Er, die Frage, wo jenes Alles geblieben? sie die Antwort, daß es der Rechtsstreit verschlungen; sie, die Frage, wie es um letzteren stünde? er die Nachricht von dem, was er überstanden. Am folgenden Tage hatte sie, was geschehen war, von dem Prior von St. Anne und dem Diener erfahren, welcher ihren Gemahl nach Manosque begleitet. Jener konnte sie nun mit der Zuversicht trösten, womit er dem Erfolge seines Gesuches um Sendung einer Commission nach der Schweiz entgegensah.

Beherzt und unverdossen unterzog er sich dem widrigen, mühevollen Geschäft, die Last der Lügen zu lichten, welche bei der Gerichtssitzung zu Manosque über die Wahrheit gehäuft worden. Er schrieb nach Marseille, Sisteron, den Grund des Ausbleibens seiner Zeugen zu erfahren; zu veranstalten, daß sie daselbst gerichtlich vernommen würden. Dem Prior von St. Anne ertheilte er

Auftrag, den bisher fruchtlosen Versuch zu erneuen, die Acten über die Bestrafung des Soldaten zu Roussillon, wegen des gegen ihn verübten Attentates aufzufinden. Er schrieb nach Toulon an Herrn Croiset, die Originale der Galeerenlisten zu erhalten. Er verschaffte Documente, wodurch seine eigene Anwesenheit zu Grenoble, so wie die Anwesenheit des Bürgermeisters Brunets und seiner Familie am Johannistag zu Paris erwiesen ward. Er wandte sich nach Hüningen, zu erfahren, ob und wenn Transporte mit Getraide von dort, zum Austausch gegen Reiß nach der Schweiz gesendet worden, und wer zu dem Transporte gehört. Er suchte den Arzt Gandivez auszuforschen, welcher angeblich die Wunden geheilt haben sollte, deren Narben der Soldat an sich trug, seine Aussage deshalb, zu erlangen. Sein Neffe, hätte siebenunddreißig Jahre gezählt, wäre derselbe am Leben gewesen; Martine hatte ihr Alter auf siebenundvierzig Jahre angegeben; sie hätte den Knaben folglich als ein zehnjähriges Kind gesäugt. Er

bemühte sich um ihren Taufschein, und Bescheinigungen hinsichtlich der Geburt seines Neffen, aus deren Vergleich zu beweisen, daß sie dessen Amme nicht seyn könne, daß sie eine Betrügerin sey. Er suchte die Aussagen über Rey aufzuklären. Er schrieb nach Lausanne und Vevay um obrigkeitliche Zeugnisse, daß daselbst keine Kirchenbücher gehalten würden.

Die Erfolge dieser Bemühungen verzögerten sich. Es bedurfte neuer Bemühungen, sie hervorzulocken. Arbeit und Kosten stellen sich immer wieder, unvorhergesehen, unabweislich dar. Herr Rolland genügte Allem mit Eifer, mit Geduld. Seine physische Stärke, seine Freiheit vom Geize erleichterten es ihm. Doch Eines nach dem Andern ging dahin, das zu seinem Wohlstande gehört. Carosse und Pferde waren verkauft, Geschmeide und Silbergeschirr. Schon beschränkte sich die Zahl der Diener auf eine einzelne Magd und den treuen Bedienten, welcher mit ihm zu Manosque gewesen war, welcher sich von seinem

Herrn nicht trennen wollte. Die Dame Rolland leistete die Opfer, ertrug die Entbehrungen dessen, was durch lebenslängliche Gewohnheit ihr zur Nothwendigkeit des Lebens geworden, mit stillmuthiger Gelassenheit. Ihres Mannes Herz blutete daheim, sie Opfer bringen, entbehren zu sehen. Außer dem Hause auferlegte das Gefühl des Mangels alles vorigen, seiner Geburt, seinem Amte entsprechenden Glanzes, Andern gegenüber ihm eine Beschämung, welche hart auf seinem Stolze lastete; welche mancher Hohn feindlich Gesinnter erschwerte, die er sowol seinem Stolze als seiner Gerechtigkeitsliebe schuldig war. Im Innern quälten ihn die Gedanken des Prozesses; bange Sorgen um die Zukunft.

Der zerstörende Verzug, welcher während der ganzen Dauer des Rechtshandels, wie ein geheimes Gift wider ihn gewirkt, von allen seinen Anstrengungen ihm keine Frucht übrig ließ, als den Verlust der damit verknüpft gewesenen Kosten, zeigte sich schon wieder thätig, in Hinsicht seines

Gesuches wegen der Untersuchung in der Schweiz. Der Bescheid darüber verzögerte sich von Woche zu Woche. Vorstellung auf Vorstellung ihn zu erwirken reichte er umsonst ein. Ihm war geglückt, die Zeugnisse zu Gunsten des Gefangnen, welche in Manosque abgelegt worden, größtentheils als falsch zu erweisen. Er hatte die geforderten Documente zu Rechtfertigung seiner Behauptung, daß der Angeklagte Mege sei, beigebracht; doch zu Apt, zu Caille, zu Rougon, zu Joucas waren den widerlegten ähnliche Aussagen geschehn. Sie mehrten sich, wie die Saat der Drachenzähne. Der Vicar Taxil hatte die Leute von Manosque in Prozession nach jenen Orten geführt, auch daselbst vernommen zu werden: dies vervielfältigte die Zeugnisse, scheinbar die Zeugen für den Soldaten. Nur das Ergebniß der geforderten Untersuchung, konnte den Rechtsstreit schnell zu Gunsten Herrn Rollands beenden; ein Dahinschleppen desselben wie bisher, erschöpfte dessen Mittel, ihn durchzuführen. Der Herr von Caille hatte nicht

so viel Vermögen aus Frankreich mit hinweggenommen, um davon mit seiner Familie leben zu können. Er benöthigte der Zuschüsse von den Einkünften seiner ehemaligen Güter, welche Herr Tardivy ihm sandte. Der Gerichtsrath besaß kein Vermögen außer diesen Gütern und seiner Stelle; er befand sich, hinsichtlich seiner Einkünfte, in gleichem Fall mit seinem Schwager. Mehrere Versuche, Capitalien auf die Güter geliehen zu erhalten, hatten eine solche Hoffnung, unter den obwaltenden Umständen, als eitel erprobt. Herr Roland kinderlos, bisher reich, hatte die Last des Prozesses allein auf sich genommen; er trug sie mit jeglicher Anstrengung. Was sollte werden, wenn er ihr erlag? — So, wie ein Kranker, der sich hin und her wendend, Erleichterung von einer andern Stellung hofft; in jedweder einen andern Schmerz seines Uebels empfindet: traf er überall schmerzhafte Wirkungen des Unheils, das ihn fast unbegreiflich überfallen.

Herr Silvain las seine Schrift, zu Gunsten

seines Clienten dem Parlamentsrathe vor, dessen Urtheil darüber, vor dem Abdrucke zu vernehmen. Er hatte die Geschichte des Soldaten vollendet, womit die Schrift eröffnet war, und kam zu seinen Betrachtungen darüber.

„Wie sollte," hub er sie an, „ein Mensch ohne Verstand, ohne Vermögen, ohne Gönner, entblößt von allen Hülfsmitteln, welche das Unternehmen fordert, sich des Namens und Standes eines Andern zu bemächtigen, auf ein solches Unternehmen verfallen? Diesen Gedanken zu fassen, geschweige ihn durchzuführen, bedürfte es der Schlauheit, des Gedächtnisses, der Geistesgegenwart, der Gewandtheit — keine von allen diesen Eigenschaften besitzt der Soldat. Seine Einfachheit gränzt an Einfalt. Er selber ist der beste Beweis, daß er auf den Gedanken, zu erklären, er sey der Sohn des Herrn von Caille, nur dadurch kommen konnte, weil er es wirklich ist."

„Wenn Jemand unternähme, sich für einen

Andern auszugeben; würde er mit seiner Behauptung den Bekannten Desjenigen unter Augen treten, für welchen er sich ausgiebt; würde er nicht eine fremde Provinz, wo derselbe nicht bekannt wäre, zum Schauplatz seines Betruges wählen; Fremde aufsuchen, jener Glauben zu verschaffen? — Der Soldat tritt mit seiner Erklärung in der Provinz, an Orten auf, wo der Edelmann geboren ist, gelebt hat, der zu seyn er behauptet. Er fleht mit dessen Vater zusammengebracht zu werden, voll Hoffnung, dieser werde ihn nicht verläugnen; er tritt dessen nächstem Verwandten unter Augen, als sein Neffe. Dieser verläugnet ihn freilich; allein er geräth bei seinem Anblick in die heftigste Bestürzung, da jener die unbefangenste Ruhe zeigt. Zwei Gerichtshöfe waren desselben Auftrittes Zeuge. Was kann man daraus schließen, als, daß in Herrn Rollands eigener Seele die Natur wider ihn zeugte; daß er die Merkmale nicht besiegen konnte, womit sie ihren Antheil an seinem Verfahren abläugnete."

„Mit Standhaftigkeit beharrt der Angeklagte bei seiner Behauptung. Ihrentwegen mit dem Tode bedroht, aus Kerker in Kerker geschleppt, bleibt er dabei, einem Widersacher gegenüber, welcher den Einfluß mächtiger Gönner, den Einfluß seines Amtes, tiefe Rechtskenntniß, Reichthum, einen Reichthum, der dem Unglücklichen gehört, ist er Derjenige, als den ihn jener verläugnet, dessen Armuth, dessen Einfalt, dessen Hülflosigkeit entgegenstellt: so den Tod ihm fast zur Gewißheit macht. Was könnte ihm diesen Muth, diese Ausdauer verleihen, als die Wahrheit seiner Erklärung? Er beharrt dabei, weil er nicht anders kann.“

„Der ganze bisherige Verlauf des Prozesses spricht für dieselbe. Auf Herrn Rollands Veranlassung wird er ihrentwegen verhaftet. Nicht von der rechtmäßigen Behörde; im Gegentheil, diese giebt ihn wieder frei. Heimlich, in ihrer Abwesenheit, schleppt man ihn zurück in den Kerker; stellt ihn mit Uebereilung vor ein Gericht von Männern, unkundig der bürgerlichen Gesetze, so

rasch in seinem Verfahren, daß dabei keine Zeit bleibt, einen so verwickelten Fall, als der, zu dessen Entscheidung es berufen wird, aufzuklären; einem Gericht, dessen Urtheilen die Vollstreckung der Urtheile unverzüglich folgt. Daß der Unglückliche Soldat ist, muß den Vorwand dazu bieten. Er wird dem Kriegsgericht entzogen, durch die Gerechtigkeit des Kanzlers von Pontchartrain, desselben Ministers, mit dessen Gönnerschaft Herr Rolland prahlt, der er in der That nicht unwichtige Dinge verdankt: so groß war die Ungesetzlichkeit des wider ihn behaupteten Verfahrens! Die Anklage kommt vor eine bürgerliche Behörde, leider eine untergeordnete, der ein Mann, wie der Generaladvocat eines großes Parlamentes, ein Mann von Herrn Rollands persönlichen Gaben, persönlich zugegen, leicht imponirt; dennoch mogte sich derselbe nicht ganz getrost fühlen. Um eben diese Zeit empfing der Angeklagte im Kerker Gift, von dessen Wirkung zeitige Hülfe ihn glücklich errettete."

„Das ist zu stark! Das lassen Sie weg.

Niemand kann es glauben: wie wollten Sie es ihm beweisen?" fiel hier der Parlamentsrath ein.

Ein neues, glänzendes Trinkgeschirr von Silber stand auf dem Tische neben Herrn Silvain. Er faßte es, hielt es jenem entgegen, und setzte es nieder, erblindet vom warmen Griffe seiner Hand. „So wenig dieser Becher von meinem Griffe blind wird," sagte er, indem der Anhauch sich verzog; „wird meine Andeutung an Herrn Rollands Ruf haften. Hundert und tausend Mal wiederholt, verlöscht der Griff den Glanz des Bechers; ihn herzustellen mindert dessen Werth. So geht es mit dergleichen Aeußerungen. Die Wiederholung, die Widerlegung macht sie gefährlich. Die obige wird wiederholt werden, so oft als meine Schrift gelesen wird. Der Generaladvocat rechtfertigt sich dagegen; die Heftigkeit seines Charakters verbürgt es mir. Er erniedrigt sich durch seine Rechtfertigung; unterläßt er sie aber, auch nicht übel für meinen Clienten. Und was hätte ich behauptet," setzte er hinzu, „daß ich zu beweisen brauchte? Der-

jenige macht die Behauptung, welcher aus meiner einfachen Vermuthung, daß Herr Rolland ſich nicht ganz getroſt gefühlt, den Schluß folgert, daß er dem Soldaten das Gift hätte geben laſſen. Ich habe beides durch einen Punkt getrennt."

„Das heißt, cum grano salis!" rief der Parlamentsrath.

Herr Silvain fuhr im Leſen fort:

„Von jener Behörde verdammt, wendet ſich der Soldat an das Parlament von Aix. Dieſes nimmt ſeine Berufung mit Vorſicht auf. Es ergreift das einfachſte Mittel, die Wahrheit zu enthüllen. Er wird an die Orte gebracht, wo der Herr von Caille mit ſeiner Familie gewohnt; ob man ihn daſelbſt für deſſen Sohn erkennen werde? Der Referent in ſeiner Sache begleitet ihn perſönlich, aller Täuſchung durch den Augenſchein zu begegnen. Hundert und funfzig Zeugen, Ammen, Wärterinnen des jungen Caille; Freunde, Nachbarn, Diener ſeines Vaters, ſchwören bei der Seligkeit ihrer Seelen, daß er jener ſey. Und der

Beweis, dieser Hunderte gerichtlicher Aussagen, ist unbedeutend im Vergleiche zu jenem des Jubelgeschreis, das sich bei seinem Anblick erhebt, des zahllosen Schwarmes von Bekannten, Freunden seiner Kindheit, Nachbarn seiner Aeltern, die sich zu ihm drängen. Er tauscht mit ihnen die herzlichsten Begrüßungen, die rührendsten Erinnerungen. Seine Aeußerungen sind Ausbrüche der natürlichsten Empfindungen in einer Lage, wie die seine."

„Wo hätte der arme Soldat, welchen das Mitleid Fremder allein in den Stand setzt, sich einer Anklage auf Leben und Tod zu erwehren — wo hätte er das Geld hergenommen, Hunderte von Zeugen zu bestechen? — Welche Bestechungen hätten vermogt, den Jubel des Wiedersehns, den Grimm wider seine Verfolger zu erzeugen, vor dessen Ausbruch Herrn Rolland der Referent schützte?" —

„Wenden wir uns dagegen zu den von seinen Anklägern aufgestellten Zeugen. Der eigene Vater des Herrn von Rougon befindet sich an ihrer

Spitze. Wir erschrecken, wir zweifeln, und sind geneigt, den Unglücklichen aus dem Grunde zu verdammen, weswegen er am meisten zu beklagen ist. Von Kindheit auf war er Gegenstand des Hasses seines Vaters. Nahe Verwandte beider, Augenzeugen davon, bestätigen dies. Zu dieser widernatürlichen Abneigung kommt ein besonderer Grund der Feindseligkeit, der stärkste — der Vater ist ein schwärmerischer Protestant, der Sohn hängt eifrig dem katholischen Glauben an. Wir haben gehört, welche Mißhandlungen er deswegen erlitten, wie sie ihn aus dem väterlichen Hause vertrieben haben; wie er nach seiner Flucht in den Schooß der Kirche zurückgekehrt ist."

„Konnte, unter solchen Umständen, nicht in der Brust eines fanatischen Eiferers der Entschluß erwachen, den verhaßten, in seinen Augen abtrünnigen Sohn, als todt zu betrachten, für todt zu erklären, ihn durch eine solche Erklärung bürgerlich zu tödten? — War die Ausführung dieses Entschlusses so schwierig, in einem Lande protestanti-

scher Zeloten, unter dem Beistand von Verwandten, bekanntlich insgeheim demselben Glauben zugethan?“ —

„Von einem solchen Plane aber zeugen die sämmtlichen Documente, auf welche Herr Rolland und seine Theilgenossen an der Klage wider den Soldaten diese gründen. Er liegt in ihnen enthüllt da.“

„Briefe mit Nachrichten von der Krankheit, dem Tode des jungen Rougon wurden seit dessen Flucht von Zeit zu Zeit an Verwandte des Herrn von Caille nach Frankreich geschrieben; während man über erstere ein tiefes Geheimniß bewahrte. Die Briefe befinden sich bei den Documenten; die letztere Thatsache wird durch Aussagen mehrerer Zeugen erwiesen. Darauf bezeugen Schweizer, Protestanten die gefabelte Krankheit, den gefabelten Tod. Ihre Zeugnisse sind beglaubigt durch den hohen Rath der Stadt Bern, durch die Magistrate von Genf, Lausanne, Vevay! — Genf ist der Heerd des Calvinismus. In Lausanne lebt der

Herr von Caille, der Magistrat dieser Stadt besteht aus Protestanten, seinen Freunden. Der Magistrat von Vevay ist abhängig von denselben. Scheint es so undenkbar, daß der protestantische hohe Rath von Bern sich mit diesen Magistraten zur bürgerlichen Hinrichtung eines abtrünnigen Protestanten vereinigt, der sich ihrer Gewalt persönlich entzog?" —

Noch auf andre Weise sollen jene Zeugnisse die Möglichkeit widerlegen, daß der Angeklagte Derjenige seyn könne, für welchen er sich giebt. Er ist unwissend — so sehr, daß seine Unwissenheit Verdacht wider die Wahrheit seiner Behauptung, er sey der Sohn des Herrn von Caille, erregt hat. Die erwähnten Zeugnisse stellen diesen als einen Phönix der Wissenschaft dar. Er hat Theologie, Poesie, Mathematik, Rhetorik studirt, hat gefochten, geritten — Und dies Alles bei der Schwindsucht! — Wir befragen die Aerzte über die Möglichkeit einer solchen Thatsache. Ihre beigebrachten Zeugnisse läugnen sie ab, wie man sieht."

„Wie natürlich sind dagegen die Aufschlüsse, welche der Angeklagte über seine Unwissenheit giebt! Ein Augenübel, sagt er, hat ihn während der Kindheit, später Abneigung gegen wissenschaftliche Beschäftigungen verhindert, die Kenntnisse zu erwerben, welche seinem Stande gebühren, doch keineswegs nothwendig sind. Sieht man nicht noch jetzt zwei Herren aus dem Hause Grasse, vorzügliche Kriegsmänner auf der Flotte, welche ihren Namen nicht schreiben können? Jene Aussage des Soldaten wird durch das Zeugniß naher Verwandten des Herrn von Caille über dessen Sohn, durch zufällige Aeußerungen anderer Zeugen bestätiget.“

„Der Soldat ist groß, hat dunkles Haar, dunkle Augen, eine bleiche Gesichtsfarbe, eine aufgestutzte Nase. Die Zeugnisse aus der Schweiz stellen natürlich den Herrn von Rougon als das Gegentheil dieser Bildung dar. Ein Gemälde desselben, mit ihnen in Uebereinstimmung in der Schweiz verfertigt, wie sie, wird beigefügt.“

„Hier hat der Eifer zu beweisen, die Ankläger

verführt, ihrer Glaubwürdigkeit zu schaden. Wer kann annehmen, daß ein Mensch sich für einen Andern ausgeben wollte, von dem er nicht einen Zug der Aehnlichkeit besitzt? Wer würde ihm glauben? Man würde ihn als einen Narren verlachen. Besäße der Angeklagte nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Sohne des Herrn von Caille, woher hätten so viele Menschen, welche diesen gekannt, ihn für denselben gehalten? Ihre Zeugnisse, die Zeugnisse und das Gemälde des Herrn von Rougon aus der Schweiz, geben zwei verschiedene Bilder von demselben: ein Beweis, daß das letztere unächt seyn muß."

„Allein auch dies ist von Zeugen für das wahre erklärt! — Allerdings; doch kaum hatten sie ihre Stimmen erhoben, als man sie öffentlich des Meineides, der Bestochenheit zieh. Und so viel ist erwiesene Thatsache, daß der eine dieser Zeugen von den Anklägern des Soldaten eine Mühle zu geringeren Preisen in Pacht erhielt, als ihnen von Andern dafür geboten worden; daß dem andern von

ihnen ein Jahrgetreide zugesichert ward, in eben den Tagen, da der Uebertritt des Angeklagten zur katholischen Kirche, seine Erklärung, er sey der Sohn des Herrn von Caille, Aufsehn zu erregen begannen."

„Auf den Punkt der Zeugenbestechung sollten Sie die Aufmerksamkeit nicht richten," bemerkte Herr Boyer.

„Im Gegentheil," antwortete Herr Silvain: „vor Gericht, wie im Kriege, stets den Angriff zuerst gethan, der vom Gegner droht. Werden wir nun hinsichtlich dieses Punktes beschuldigt, scheint die Gegenparthei uns nur den ihr gemachten Vorwurf zurückzugeben. In jedem Falle stellt sie uns nicht schuldiger dar, als wir sie."

„Betrachten wir aber jene Zeugnisse aus der Schweiz an sich," fuhr er fort zu lesen. „Sie selbst verrathen, daß sie unächt sind. So nachlässig ist dieser Betrug geschmiedet, daß sie einander durch das Datum widersprechen; daß sich zufolge derselben der junge Caille an einem und

demſelben Tage zu Vevay und Lauſanne aufgehalten hat, zu gleicher Zeit zu Genf und zu Paris geweſen iſt.“

„Iſts möglich? Laſſen Sie mich die Acten einſehen.“

„Leſen Sie,“ ſprach Herr Silvain, das Heft eröffnend, es dem Parlamentsrathe vorlegend. „Vergleichen Sie,“ fuhr er umblätternd fort.

„Zwölf Tage! — Es iſt der Unterſchied des Gregorianiſchen und Julianiſchen Kalenders.“

„Ich halte mich an die Thatſache. Ich mache keine Folgerungen zu Gunſten meiner Gegenparthei. In der Vollmacht ſagt der Herr von Caille ausdrücklich, ſein Sohn habe ſich drei Jahre in Genf der Studien wegen aufgehalten; die Atteſte und Quittungen beweiſen, daß er während dieſer Zeit ein Jahr in Paris und Saumur, zubrachte.“

„Eine Unbeſtimmtheit des Ausdruckes.“

„Allemal eine Thatſache zum Vortheil meines Clienten.“

„Ihre Schrift lehrt, was aus den Dingen der

Gesichtspunkt machen kann, aus welchem man sie zeigt.“

„Halten Sie ir ausgemacht, daß der Soldat der Sohn des Herrn von Caille nicht sey? — Ich nehme das nicht unbedingt an. Das Verfahren wider ihn war, wie ich sage; der Plan, von dem ich spreche, hat Wahrscheinlichkeit. So Vieles ist dennoch, was durchaus unmöglich dünkt —“

Herrn Silvains Schrift wurde gedruckt. Im Nu war die Provence damit überschwemmt, war sie über die benachbarten Provinzen verbreitet. Herr Rolland las sie erschüttert. „Es ist die Krone der Rabulisterei, aus dem Uebermaaß der Verruchtheit das Recht bewiesen!“ rief er. Herr Tardivy fragte an: ob er nicht darauf antworten wolle. „Mein Leben lang habe ich rabulistische Spiegelfechterei verachtet, verfolgt. Ich würdige sie keiner Widerlegung, und könnte ich mich dadurch vor Schmach retten!“ entgegnete er.

Die Ansteckung des Argwohns, welcher sich wie eine Pest an seine Schritte gehängt, ward

durch die Broschüre plötzlich in Grenoble verbreitet. Ueberall sah er sie ausgehängt. Knaben boten sie feil auf der Gasse. „Kaufen Sie die Schrift von den Infamien des Generaladvocaten Rolland!“ wurde er selber mehrmals angerufen.

Vor ihren Häusern, an ihren Lustorten, sah er Bürger sie mit einander lesen; vernahm, daß sie sich darüber unterredeten. Ihre Mienen verriethen ihm die Wirkung. Bis in seine amtliche Thätigkeit drang letztere. Der gewohnte Glaube kam seinen Gutachten nicht mehr entgegen; ihnen fehlte der Nachdruck persönlichen Vertrauns. In einer Sache, wo das Recht dunkel war, er es hervorgehoben, mit dem ihm eigenthümlichen durchdringenden Blick, wo sein Herz für dessen Anerkennung schlug, erfolgte, seit Jahren zum ersten Mal unter solchen Umständen, diese nicht; und es konnte ihm nicht entgehen, daß sie nicht erfolge, weil er dafür geachtet. Durchdrungen davon, begab er sich in seine Wohnung. „So weit ist es gekommen!“ rief er hier,

nach langem Schweigen vor sich hinstarrend, aus
Schwer erhob er die Augen. Am Horizonte, i
duftiger Ruhe, erblickte er die Gebirge der Schweiz
„Dort könnte ich leben; völlig in Frieden mit mi
selbst; frei von diesem Allen" — stieg ein Gedank
in ihm auf. „Des Rechtes wegen habe ich dem
entsagt — auch dies ist Kampf für das Recht —
für das Recht und für die Ehre," antwortete Ge-
danke dem Gedanken. Der Friede jenes Anblickes
schien in seine Seele überzugehn. „Ich thue, was ich
kann, Gott walte des Uebrigen," sprach er gefaßter.
Der Winter war erschienen; noch immer
keine Entscheidung seines Gesuches. Es begann
an Gegenständen zu mangeln, durch deren Opfer
die Ausgaben gedeckt werden konnten, welche der
Prozeß täglich verursachte. Er mußte zu dem Ent-
schlusse kommen, ein Darlehn zu suchen. Dieser
Schritt, an den er nie für sich gedacht, kehrte
Herrn Rollands Herz um, bevor, indem er ihn
that. Eine abschlägige Antwort war der Erfolg;
die veränderte Meinung über ihn hatte Theil dar-

an: man bewies es ihm unverhohlen. Er war dadurch zermalmt. Sein ganzes Selbstgefühl war über den Haufen geworfen. Er wagte nicht in sein Haus, zu seiner Gemahlin zurückzukehren. Ueber die, vom Winter geschwärzten, von der Bise überstürmten Wiesen, wanderte er, mit jenem Eindruck kämpfend. Die Folgen für die Zukunft thürmten sich lastend, wie Gebirge in seinen Gedanken. Einzelne schwere Thränen fielen aus seinen Augen auf das feuchte Gras; getrocknet von dem Sturme, der sein gedünntes, sich bleichendes Haar dahinsträubte.

15.

Zum ersten Mal, seit langer Zeit, empfing seine Gemahlin ihn mit Etwas von Freude und Hoffnung. Ein Brief vom königlichen Generalprocurator beim Parlamente von Aix an den Generaladvocaten war eingetroffen. Unter Aeußerungen der Achtung meldete ihm dieser, wie die Acten über seinen Prozeß ihm die Ueberzeugung gegeben, daß

der Soldat ein frecher Bösewicht sey. Zugleich gab er ihm Nachricht von einem Ereigniß, das von günstigen Folgen für den Rechtsstreit Herrn Rollands werden könnte. Die Herren von St. Antonin waren in Streit mit ihrem Nachbar dem Ritter von Cormis gerathen. Dieser verschwand plötzlich, und ein Gerücht, er sey durch Meuchelmord um's Leben gekommen, verbreitete sich allgemein. Der königliche Generalprocurator ward veranlaßt, Untersuchungen anzustellen. Zeugen wurden vernommen, und ein Schäfer sagte aus: er habe von einem andern Schäfer der Gegend gehört, daß derselbe auf dem Felde, in der Ferne einige Leute ein Feuergewehr hätte abbrennen, einen Menschen von dem Schusse fallen seh'n, welchen jene dann in einen tiefen Abgrund geworfen. Hierauf wurden die Herren von St. Antonin zur Verantwortung gefordert. Sie legten Briefe des Ritters von Cormis vor, denen zufolge sich letzterer in Basel bei dem kaiserlichen Heere befand. Es erhoben sich Zweifel gegen die Aechtheit der Handschrift; jene

wurden eingezogen, und forderten, daß zwei Personen, welche den Ritter von Cormis genau kannten, sich nach Basel begäben, daselbst durch den Augenschein von dessen Leben überzeugt zu werden. Das Parlament hatte zwei Ehrenmännern, den Herren Carnot und Gassendy, diesen Auftrag ertheilt. Ihr Weg führte über Vevay und Lausanne. Der Generalprocurator rieth dem Generaladvocaten, darauf anzutragen, daß sie zugleich mit der Untersuchung über Verhältnisse, Krankheit, Tod des Sohnes des Herrn von Caille beauftragt würden.

Hoffnung, frommes, dankvolles Staunen leuchteten aus dem kaum so trüben Auge des Generaladvocaten, als er das Schreiben gelesen. Er entschloß sich alsbald, nach Aix zu gehn, das ihm angerathene Gesuch persönlich einzugeben, zu betreiben. Ihm fehlte die für dasselbe erforderliche Summe, er vermogte nicht sie anzuschaffen — Diese letzte Ausgabe in dem Prozeß konnte Herr Tardivy bestreiten. Herr Rolland beschloß, über Caille zu reisen, daselbst das Nöthige mit dem Gerichts-

rathe zu verabreden. Seine Gemahlin bestand darauf, ihn zu begleiten.

Dank seiner Aufopferung und ihrer ländlichen Absonderung, hatte die Familie Tardivy bisher weniger von dem Rechtsstreite gelitten; dennoch fehlte es auch für sie nicht an Plage dadurch. Die Priors von Caille führten seit desselben einen förmlichen Krieg wider sie. Das Gebet für den Herrn von Rougon ward unausgesetzt gebetet. Die Unterthanen hatten sich in zwei Partheien, für die Priors und für die Grundherrschaft getrennt, von welchen die letztere die kleinere war, unter welchen es mancherlei Händel gab, die zur Zeit der Zeugenprozessionen, der Anwesenheit des Gefangenen in Caille zu nicht unblutigen Kämpfen geworden. Die Geistlichen ertheilten Befugnisse, erhoben Abgaben, welche zu verleihn, zu empfangen, sie kein Recht besaßen. Die Rinderheerde der Priorei war auf die Trifft des Gutsherrn getrieben. Bei dem Kampfe, welcher darauf hier, zwischen den Führern und den Häuptern beider Heerden entstand, hatten

der Hirt und der ſchöne Stier des letzteren den Kürzeren gezogen; ſie kehrten verwundet, die Heerde in Verwirrung, zu ungewöhnlicher Tageszeit heim, Schreck, Mitleid, Verdruß in der Familie erregend; den letzteren dauernd; denn die Priors behaupteten ſich im Beſitze der Trifft. Ein anderes Mal ward von ihnen eine Wieſe in Anſpruch genommen, die Herrn Tardivy gehörte. In der Nacht vor dem Tage, da er ſie mähen laſſen wollte, fand ſie ſich abgemäht und die Maht hinweggeſchafft, worauf er gerechnet. Das Fretgen der geiſtlichen Herren hatte die Kaninchen Eſpritens gewürgt. Dem kleinen Bienenfreunde ward mancher ſchöne Schwarm abgefangen, der ſich an Bäume auf dem Grunde der Priorei gehängt. Ein Jagdhund Herrn Tardivy's, Liebling der Familie, lag erſchoſſen in der Nähe vom Weinberge der Priors, weil er ein Volk Rebhühner bis in denſelben verfolgt haben ſollte; und die Schößlinge dieſes Weinberges wurden mit jedem Jahre hinüber in der Grundherrſchaft Gebite verlegt. Faſt kein Tag verging, ohne irgend eine

Störung ähnlicher Art; Jegliches hatte sein Theil des Kummers, des Verdrusses, des Schadens; Jegliches hatte auch sein Theil am Mitleid der Uebrigen: ihr Gefühl wechselseitiger Liebe, der Zufriedenheit untereinander, ward durch diese Bedrängnisse erhöht und belebt. Der geschlossene Familienkreis, so lange er unverletzt bleibt, ist eine Veste, die wider alle äußere Unfälle schützt. Erquickt fühlten Herr Rolland und seine Gemahlin sich nun im Kreise der Familie Tardivy, welcher das Weihnachtsfest froher nahete als seit Jahren, ihrer Gegenwart halber und wegen der Aussicht auf baldige, glückliche Beendigung des Prozesses, welche ihnen die Untersuchung der Herren Carnot und Gassendy eröffnete.

Der Gerichtsrath trug die dazu nöthige Summe seinem Schwager sogleich, als dieser ihrer erwähnte, an; obschon er sie nicht besaß. Er konnte dessen Opfer an ihrer Größe berechnen; er sah, wie weit sie gegangen, an dessen Aeußern, an dem

seiner Gemahlin; er hatte an den Schmuck Espritens gedacht.

„Wenn Du heute aufgefordert würdest, das Kostbarste hinwegzugeben, was Du besitzest?“ sagte er am heiligen Abend des Weihnachtsfestes mit seiner finster gütevollen Art zu ihr. Esprite sah ihn staunend an; er setzte ihr die Lage der Verhältnisse auseinander. „Lieber Vater,“ unterbrach sie ihn, „heute zum ersten Mal machen die Steine mir Freude, da sie so wichtig seyn können!“ Sie eilte, den Schmuck zu holen. „Ich habe ihn werth gehalten, meiner Tante Caille halber; sie würde ihn hingegeben haben für diesen Zweck.“ Hiemit reichte sie das Kästchen ihrem Vater; mit mehr Freude, als sie es empfangen. Weiter ward nichts über die Sache gesprochen; die zufriedene Stimmung Espritens ward dadurch beseelter, an einem Tage, wo es manches erfreuende Geschäft für sie gab.

Die Freudenfeste des Jahres hatten stets Anlaß gegeben, daß die Spaltung zwischen den Un-

terthanen in bestimmte Feindseligkeiten ausbrach. Dasselbe war an diesen Weihnachten geschehn.

Bei den Umzügen mit den Aubades *) verschoben die Jünglinge von der Parthei der Priors täglich, mit den Ständchen vor die Thüren der Mädchen der Gegenparthei zu ziehn, und manche süße Aba **); von diesen bereitet, wartete vergeblich im Korbe, als Gegengabe für die Musik, in Empfang genommen, hinweggetragen zu werden. Eine Zeit ließen sich die Jünglinge von der Parthei des Gutsherrn vertrösten; zogen mit bei den Schönen ihrer Gegenparthei umher. Als sie die Absicht merkten, daß ihre Schwestern und Verwandtinnen übergangen werden sollten, trennten sie sich von ihren bisherigen Gefährten, thaten sich untereinander zusammen, mit zahlreicheren Instrumenten, ausgesuchten Noes ***); gingen vor die

*) Weihnachtsständchen.
**) Kuchen in Körben.
***) Weihnachtsgesänge. Das Uebrige des provençalischen Brauches erhellt aus der Geschichte.

Thüren der Vernachläſſigten, empfingen deren Aba's, überantworteten ſie einem aus ihrer Mitte erwählten Bewahrer. Beide Muſikſchaaren ſtießen am zweiten Abend ihrer Trennung aufeinander. Spottreden erfolgten beiderſeitig; darauf die Inſtrumente weggeworfen, oder als Waffe benutzt, kam es zum Handgemenge. Von beiden Theilen galt der heftige Angriff vorzüglich die Aba's; von beiden Theilen wurden ſie tapfer vertheidigt, glücklich geborgen; nicht ohne Wuth und Blut. Glücklicherweiſe waren ſämmtlichen Mädchen von der Parthei der Priors Ständchen gebracht; die Jünglinge der Gegenparthei vollendeten am folgenden Tage ungeſtört ihren Umzug; doch ſtand zu erwarten und verlautete, daß der Kampf am heiligen Abend erneut werden ſollte; wenn auf der Plaine, hinter der Priorei, unter der Ulme, dem gewöhnlichen Platz zur Verſteigerung der Aba's, die Jünglinge beider Partheien zu dieſem Zwecke hier zuſammentreffen würden.

Herr Tardivy ſandte, dies zu verhüten, umher

zu den Jünglingen seiner Parthei, bot ihnen seine Halle zur Versteigerung der Geschenke ihrer Mädchen, sammt einem Weihnachtskuchen Espritens und Musik zum Tanze dar, unter der Bedingung, daß sie Frieden halten und die Plaine nicht betreten wollten.

Der Vertrag war mit Handschlag bekräftiget; unter Aufsicht Espritens ward die Halle zu ihrer Aufnahme gefegt, geschmückt. Ein weißbehangenes Gerüst prangte am obern Ende; mit Nelkensträußen, Orangensträußen, Hügelchen von Apfelsinen, Feigen, Rosinentrauben, Mandeln, Krügen voll Muscat besetzt; in der Mitte auf demselben ein großer Apfelkuchen im Korbe, die Alba Espritens. Die Kinder, die Dienstleute liefen bei jenem Geschäft umher und ab und zu, voll Freude, Erwartung, halfen ordnen, betrachteten das Geordnete. Jetzt waren auch die Sitze für die Musiker gestellt; Esprite führte die Dame Rolland herein, das Ganze in Augenschein zu nehmen. Sie lobte mit milder Freundlichkeit, heitrer, als

man sie seit lange gesehen; die Halle wurde geschlossen; es ging an die Zurüstungen zum Weihnachtsschmause der Familie in dem Saal über derselben.

Schon stand der große welsche Hahn in der Küche, mit purpurnem Kamm, goldener Papierkrone, schön aufgeschmücktem Schweife; roh hier geziert, wie er bei jenem gebraten auf der Tafel erscheinen sollte; von den Kindern bewundert, die abwechselnd eintraten, was sie gesehn Andern, die dasselbe gesehn erzählend; auffordernd, zu wiederholtem Bestaunen der Herrlichkeit. Im Saale wurden Lorbeerbäume mit Südfrüchten behangen, Rosenbäumchen, übervoll von Blüthen, in zierlichen Kübeln auf die Tafel gestellt; dazwischen die bräunliche, glänzende Noya, von zerstückelten Mandeln mit Orangenblüthen bereitet, und Honig, welchen die Bienen des kleinen Bienenfreundes geliefert, der vor dem Gebäck festgezaubert stand, jeglichen Eintretenden hinzurufend, ihn darauf aufmerksam machend, mit der stets wiederholten Bemerkung: „der Honig

dazu ist von meinen Bienen.“ Weniger gefesselt in ihrer Freude erhoben die andern Kinder hier einen Orangenzweig von der Tafel, duftend von Blüthen, von goldenen Kugeln der Früchte schwer, zählten dort die Datteln an großen Datteltrauben, priesen den Duft des Muscats; frohlockten über die knisternden Maronen, welche im Kamine gebraten wurden, im Vorgenusse der Freuden des Gaumens, vorzüglich lieb der Kindheit wie dem Alter.

Jetzt erhob sich Jubelgeschrei eines aus dem Fenster blickenden Knaben: „der Calendeau! der Calendeau!“ „Der Calendeau!“ wiederhallte vielstimmiges Frohlocken seiner Geschwister. Alle stürzten zum Fenster, den großen, bekränzten Fichtenklotz zu sehn, welcher in den Hof gefahren wurde, bestimmt zum Cachofuech im Camine. „Ah, wie er groß ist! Kein Aestchen daran! Wie schön geschmückt!“ Und nun schwirrte die kleine Schaar herab, das Hinaufschaffen des Klotzes in den Saal zu geleiten. Rasch wurde hier der Camin von der

Asche, dem Rest der Maronen gesäubert, überdeckt mit Wachholderknorren, mit Zweigen von Lavendel, Roßmarin und immer grünen Eichen; und bald erschien der Klotz, mit Kränzen grüner Eichenblätter, mit Myrthenkränzen umwunden, die gelbbräunliche Rinde schimmernd zwischen dem grünen Laub. Wo Raum war, hielten die Kinder ihn umfaßt. Unter Freuderuf, mit Gesang von Strophen auf ihn Bezug habender Noës wurde er dahergetragen und in den Kamin gelegt.

Die Stunden zu Benutzung und Genuß der getroffenen Zurüstungen erschienen, herbeigewünscht. Während die Jünglinge von der Partei der Priors auf der Plaine ihre Aba's versteigerten, die Gegner erwartend, gerüstet zum Kampf; unmuthig, daß diese sich nicht zeigten, frohlockend, in der Meinung sie hielten sich aus Feigheit daheim; zogen dieselben in's Schloß, mit Musik, mit ihren Mädchen.

In der Halle hatte die Versteigerung begonnen. Espritens Apfelkuchen war mit gebührendem Lobe,

der Gabe, der Geberin verkauft; das dafür gelöſete Geld legte den Grund zum Tanzfond für das nächſte Jahr. Der Bewahrer hob einen andern Kuchen empor: „Wer bietet?“ rief er. „Ein brauner zuckerglänzender, zuckerſüßer Mandelkuchen! Louiſe Chantegay! An jedem Morgen ſteht ſie früh auf. Dieſen Kuchen zu bereiten, ſtand ſie auf vor dem Tage. Als der Hahn krähte, hatte ſie ihn bereitet. Lächelnd trug ſie ihn in das Zimmer auf ihren kleinen Händen, und dieſes ward erfüllt von apetitlichem Duft. Wer bietet auf dieſen Mandelkuchen der kleinen, niedlichen Louiſe Chantegay?“ „Der Kuchen hat die Größe ſeiner Verfertigerin. Er iſt ſo klein. Nur drei Francs!“ rief ein Burſche. „Der Kuchen iſt zum küſſen, wie ſie! zwei Francs mehr!“ rief ein andrer. „Noch zwei; einen für jedes ihrer braunen Augen!“ So ging die Verſteigerung ihren Gang, unter Schmeicheleien, Spöttereien der Jünglinge, der Mädchen, gegenſeitig, untereinander. Den Zuſchlag verkündete ein Tuſch der Muſik. Klappern des Geldes, auf blan-

kem Teller gezählt, vom Bewahrer geschüttelt, klang darein, Freude der Erwartung der Tanzfeste, welche der sich mehrende Ertrag verhieß. Dienstleute liefen von oben nach unten, von unten nach oben; gaben an beiden Orten Nachricht von der Freude dort und hier, wo der welsche Hahn verzehrt war, die Flamme am Calendeau zehrte; aufleckend zwischen den grünen Blätteru.

Jetzt reichte Esprite ihrem Vater, ihrer Tante, ihrem Oheime, allen Anwesenden, jeden eine Schaale voll Oel oder Wein. Der Hausvater trat zuerst zum Kamine und leerte seine Schaale über dem Calendeau. Das Kachofuech loderte hoch auf, sein finsteres Angesicht beglänzend, in welchem der Scherz als ein seltner Gast erschien. Hochauf jauchzten die Kinder. Jegliches drängte sich dem andern vor; Guß über Guß stürzte in die Flamme. Helle erfüllte den Saal; wohlriechender Rauch in dicken, blauen Wolken stieg empor in den Kamin. Von unten tönten Tusch der Musik, Freuderuf. „Welch' ein schönes Cachofuech! Mir noch eine Schaale!

Mir; ich gieße zuerst: Ich werfe!" rief der muntre Gast, welcher im Wagen auf den Sitz neben seine Schwester geklettert war; mit diesen Worten warf er ein Stückchen Noya, jener entrissen, in die Flamme. „Von diesem Sect muß das Cachoufuech kosten!" rief ein andrer Knabe, und schüttete den Muscat aus seinem Glase in den Kamin. „Da brennt es grün, grün wie ein Palmenblatt!" So ging es vom Tisch zum Feuer, vom Feuer zum Tisch. Die Becher klangen; Noës wurden gesungen; Erinnerungen der Vergangenheit, Erinnerungen an Abwesende mischten sich in Klang und Freuderuf. Herr Rolland und seine Gemahlin genossen den Augenblick bewegter, durch was sie so lange gelitten; von der Freude in der Seele, wie durch einen Balsam gestärkt.

Die kleine Freundin der Vögel näherte sich Espriten und sprach einige Worte leise zu ihr. „Geh durch den Garten, laß Gregoire Dich begleiten!" antwortete diese; und dahin sprang das

Kind, mit Wangen von Freude und Aufregung glühend.

„Das Lied, das ich so gern höre!“ rief Herr Rolland seiner Nichte zu. „Singe die Strophe, wir machen den Chor!“

„Den Chor! den Chor!“ rief der kleine Bienenfreund, seine Geschwister zu dem Tisch. Esprite sang:

„Reiche können, was sie wollen,
Starke können, was sie sollen.
Der weise Mann
Thut, was er kann!“

„Der weise Mann thut, was er kann!“ wiederholte der Chor; der muntre Gast mit vorschallender Stimme.

Alle Strophen des Liedes waren gesungen. „Das Cachofuech! bedenkt das Cachofuech!“ sprach Herr Rolland und goß eine volle Schaale in die Flamme, die, vernachlässigt während des Gesanges matter brannte, und nun wieder fröhlich aufschlug.

Indem sprang eine der Mägde in den Saal,

händeringend, mit Geschrei: „Jesus Maria! die Unseligen!“ „Was ist?“ rief Herr Tardivy nach dem Fenster blickend, in Erwartung eines von seinen Gebäuden in Flammen aufgehn zu sehn; aufhorchend, bei Gewirr und Getose von Stimmen, das aus der unteren Halle heraufscholl. Wieder ward die Thür aufgerissen, Gregoire trat herein, verstört, bedeckt mit Blut, in seinen Armen das kleine Mädchen, bleich, die Augen geschlossen, von der Schläfe Blut herabströmend in die blonden Locken. „Sie ist todt! o mein Kind! mein Kind!“ schrie die Dame Rolland. Weinen und Wehklagen der übrigen Kleinen erhub sich. Herr Tardivy stand erblaßt. „Einen Wundarzt; geschwind!“ sprach Esprite, die Schwester in ihre Arme fassend, sie auf das Sopha legend; indeß Herr Rolland Wein mit Wasser gemischt ihr reichte. „Sie lebt!“ rief sie, Stirn und Brust des Kindes, dessen Wunde waschend, und erhob es unterstützt; während dessen Hände und Füße die Geschwister küßten, der Vater bleich und zitternd über dasselbe gebeugt stand.

Aus der Halle drängten die Landleute sich in den Saal. „Was ist geschehen?“ fragte Herr Rolland Gregoire. Die Kleine schlug die Augen auf; sie sah und fühlte ihr Blut — „Ein so abscheulicher, ein so böser Mensch!“ rief sie mit Thränenströmen. Gregoire erzählte. Sie hatte Esprite um die Erlaubniß gebeten, der Tochter Reys, ihrer Gespielin, welche nicht zu dem Feste in der Halle gedurft hatte, da sie ihren Aeltern daheim bei der Bedienung der Gäste behülflich seyn mußte, einen Antheil des Weihnachtsschmauses zu bringen. Die Schenke lag ohnfern der östlichen Terrasse des Gartens, die Kleine hatte ihren Weg mit Gregoire durch jenen und das Gitterthor, gemäß der Weisung ihrer Schwester, genommen. Während sie sich bei Rey befand, kam ein Sohn des Pachters Bernard dorthin, Wein für die Jünglinge auf der Plaine zu holen. „Ihr habt meinen ganzen Vorrath erhalten. Was ich noch habe, ist alter, kostbarer Wein, zur Labung für Kranke;“ antwortete Rey. „Gieb was

Du hast: fordre was Du willst!" schrie Bernard. „Wo sind denn Eure jungen Leute; sie halten sich ja heute so versteckt?" fragte er höhnend Gregoire, indeß Rey um den Wein gegangen war. „Sieh dorthin," antwortete dieser, nach dem Schlosse deutend, woher Erleuchtung schimmerte, Tanzmusik tönte: „es ist hell und laut genug, wo sie sind." „Das ist eine neue Bestechung des Rolland!" schrie der Pachter. „Wir werden doch bessern Wein trinken, als sie!" fügte er hinzu, eine Flasche aus den Händen Reys, welcher mit dem Wein zurückkehrte, reißend. Er warf die Bezahlung auf den Tisch. „Ein Glas, Rey!" Dieser gab es; er füllte es aus der Flasche: „Sieh, mit Wein, der für Kranke zur Labung bewahrt wurde, trinke ich Dir zu: verflucht sei Dein Rolland, verflucht Deine Herrschaft! Mögen sie untergehn und verderben, mögt Ihr alle untergehn und verderben!" So sprach er zu Gregoire und erhob das Glas. Das kleine Mädchen hatte ohnfern, ihn betrachtend, gestanden. „Du sollst diesen guten

Wein nicht mit den abscheulichen Worten trinken!" rief es, riß das Glas ihm aus der Hand und verschüttete den Wein. Einen Augenblick stand er betroffen durch das Unerwartete. In eben demselben hatte Rey das Kind ergriffen und damit hinweg auf eiligen Füßen. Gregoire hielt den Nachstürzenden und rang mit ihm, indeß der Wirth dem Gitterthor zueilte. Bernard erhob im Ringen einen Stein, schleuderte ihn nach der Dahingetragenen. Man hörte deren Schrei, den Ruf Rey's: „Herr Gott, er hat sie getödtet!" Er eilte hinweg mit Drohungen, mit seinen Flaschen; Gregoire holte diesen ein, und trug das Kind in den Saal. Immer mehr hatte sich derselbe, während der Diener sprach, mit Landleuten angefüllt. Immer näher zum Sopha waren sie getreten. „Auf, nach der Plaine! Laßt es ihm büßen!" riefen einige aus. „Fort! fort!" stimmten andre bei. „Durchaus nicht! Ich untersage es! Denkt an Euer Versprechen!" sagte Herr Tardivy mit Strenge. „Wollt Ihr *seine* Verantwortung auf Euch la-

den?" rief Herr Rolland. Der Wundarzt kam. Er untersuchte die Wunde; bängliche Stille herrschte, während es geschah. Er erklärte sie nicht für lebensgefährlich; dringend forderte er Ruhe. „Ihr hört, was nöthig ist; geht hinab, meine Freunde, setzt Euren Tanz fort, haltet Frieden!" ermahnte die Landleute der Gerichtsrath. „Nein! nein! Wir halten Frieden; weil Sie es verlangen, weil wir es versprochen; doch nicht mehr tanzen, heimkehren wollen wir!" Sie entfernten sich still. Das kleine Mädchen wurde zur Ruh gebracht. Esprite, die Dame Rolland wachten bei seinem Lager; Herr Tardivy, Herr Rolland gingen ab und zu; der Wundarzt blieb im Schlosse: bald herrschten Dunkel und Schweigen hier.

Indessen war der junge Bernard mit seinem Weine unter der Ulme auf der Plaine angelangt. „Greift zu den Waffen! nach dem Schlosse! vertheidigt Euch. Dort sind sie versammelt; der Rolland bewaffnet sie vom Kopf zu Fuß, uns hier mit ihnen zu überfallen!" schrie er den Jünglin-

gen hier zu. Alle sprangen auf. „Ihnen entgegen! Zerstört das Nest! Brände her! Laßt keinen Stein auf dem andern! Schlagt sie tod, die Verräther, die Feiglinge!“ schallte es aus ihrer Mitte. Die Glocken zur Nachtmetten, vom Thurme der Priorei ertönten in dieses Geschrei. Die Priors erschienen auf der Plaine mit ihren Ministranten, sich zum Gottesdienste in die Kirche begebend. Die Jünglinge umringten sie und forderten sie zu Anführern. Bernard wiederholte seine Nachricht. „In Gottes Namen, ist dem also!“ rief der ältere Prior. Der jüngere erbot sich, auf Kundschaft zu gehen. Er nahm einige der Jünglinge mit sich nach dem Schlosse. Sie fanden den Bau dunkel, erstorben. Auf dem Wege begegneten sie einigen der Landleute, welche sich still zurückzogen. Aus ihren Reden vernahmen sie das Attentat Bernards. Sie kehrten mit der Kunde, unwillkommene Boten zurück. Bernard widersprach, schrie, erzählte, was vorgefallen, entstellt, in halber Trunkenheit, verworren. Seine Verwandte, ein großer

Theil der Versammelten, sprachen ungestüm zu seinen Gunsten, bestanden auf den Angriff wider das Schloß.

Der ältere Prior trat in ihre Mitte. „Wenn sie Euch angreifen, vertheidigt Euch! Lockt sie zum Angriff, reizt sie zum Angriff, schlagt ihrer zu Boden, so Viele ihr könnt; doch greift sie nicht zuerst an! Den Rolland überlaßt der ewigen Gerechtigkeit. Sie hat ihn bereits ergriffen: sein Vermögen ist Spreu im Sturm, seine Ehre Staub unter den Füßen. Die Stunde naht, da dem wahren Herrn dieses Gutes das Erbe seiner Väter wird zugesprochen werden. Wann sie erschienen ist, dann, junge Leute, dann verjagt diesen Tardivy. Möge ihn die Erde verschlingen mit Söhnen und Töchtern. Bis dahin weichet von ihrer Wohnung, daß Ihr nicht umkommt in ihrer Sünden einer!" So sprach der Geistliche. Für den Augenblick beschwichtigt; aufgeregter für die Zukunft; gleich bereit zum Mord, Brand und Gottesdienst, folgte der Haufe ihm in die Kirche.

16.

Herr Rolland war zu Aix angelangt. Der Gerichtsrath hatte in der Zwischenzeit den Schmuck seiner Tochter daselbst verkaufen lassen; sein Beauftragter übergab dem Generaladvocaten die dafür gelöste Summe, ohne Erklärung, woher sie gekommen. Herrn Rollands Gemüth war beruhigt und ermuthigt durch die Leichtigkeit, womit sein Schwager dieses Geld geschafft. Er schloß daher auf reichlichere Umstände desselben, als er gehofft.

In sich selbst gestählt, wider Verkennung und Haß, wie ihn bei seinem letzten Aufenthalte in Aix verfolgt, verließ er seine Wohnung doch nicht unbewegt, ihnen von Neuem entgegenzutreten. Der Soldat befand sich in der Stadt. Die Besuche bei demselben im Kerker, die Aussagen über ihn hatten ihren Fortgang; gegen vierzig Sitzungen waren vom Parlament in der Angelegenheit gehalten. Die Vorfälle zu Manosque, ähnliche zu Caille,

Joncas, Rougon, die Schrift Herrn Silvains, hatten die Ueberzeugung, jener sey wirklich der Sohn des Herrn von Caille, allgemein befestiget. Bei dem ihm günstigen Lauf seines Prozesses, ward dadurch mehr der Enthusiasmus für ihn, als der Grimm wider seine vermeinten Unterdrücker gesteigert. Zugleich, wie den Tag die höchsten Kuppen der Berge zuerst erblicken, begann den Ausgezeichnetesten die Wahrheit der Sache zu tagen. Beim Generalprocurator, dem Generaladvocaten, mehreren Parlamentsräthen erregte der Eifer Verdacht, womit Herr Silvain bemüht war, die Untersuchung in der Schweiz zu verhindern, welche Herr Rolland gefordert. Es fiel ihnen auf, daß mit Ausnahme der Zeugnisse des Herrn des Muges, dessen Rechtsstreit mit Herrn Tardivy bekannt war, der Frau von St. Juhiers, die ihren Haß gegen den Generaladvocaten nicht allzu schlau verbarg, sämmtliche Zeugnisse für den Angeklagten von Menschen des niedern Pöbels herrührten. Daß derselbe den Zeugen, von ihm vor-

geschlagen allezeit richtig antwortete; in den Antworten auf Fragen der Zeugen, welche die Gegenpartei gestellt, die gröbste Unkunde verrieth. Eben so wenig war ihnen entgangen, daß Herrn Silvains Schrift wichtige Thatsachen aus willkührlichen, ja unzulässigen Voraussetzungen herleitete.

Mit Theilnahme und Herzlichkeit wurde Herr Rolland von dem Generalprocurator aufgenommen. Er versprach ihm sein Gesuch, daß die von ihm geforderte Untersuchung in der Schweiz den Herrn Carnot und Gassendy übertragen werde, alsbald für zulässig zu erklären. Herr Rolland theilte ihm dasselbe mit. Mehrere Umstände, welche den Angeklagten des Truges schwer verdächtig machten, waren darin mit Kraft und Klarheit dargestellt. Der Punct, daß er nicht vermochte, das Dunkel zu zerstreun, welches über den Zeitraum seines Lebens gebreitet war, von dem Augenblick, wo er aus Genf entflohen, bis zu dem, seiner Ansiedlung in Marseille war besonders hervorgehoben; auch der, daß es ihm nicht geglückt, Kunde von dem wahren Mege aufzutreiben, da sich dieser

den Angaben der Galeerenlisten nach, welche er auf ihn bezogen wissen wollte, zugleich mit ihm auf der Flotte zu Toulon befunden haben mußte. Alle Wahrscheinlichkeit einer Existenz desselben beruhte auf den Aussagen der Zeugen, welche von einem Marinesoldaten Mege ein, dem Angeklagten unähnliches Bild entwarfen. Herr Rolland hatte bewiesen, daß dieses Bild dem Bruder des Soldaten angehörte.

Der Generalprocurator rieth ihm, das Gesuch öffentlich bekannt zu machen. Er verhieß ihm davon die günstigste Wirkung. „Möge es sie auf die Richter üben; vor ihnen, nicht vor der Menge, führe ich meine Sache", antwortete der Generaladvocat.

In Gegenwart mehrerer Personen übergab er die Schrift Herrn Boyer. Dieser nahm sie zu den Acten. „Es solle Vortrag darüber gehalten werden", erwiederte er kurz. Der Vortrag ward verzögert und verzögert; die Abreise der Commissarein rückte heran; Herr Rolland sollicitirte münd-

lich, ſchriftlich — ohne Erfolg. Jene reiſten ab; ſein Geſuch lag unerledigt.

Eine ſolche augenfällige Ungerechtigkeit machte Aufſehn. Mitleid bei der Lage des einſt ſo angeſehenen Mannes, deſſen Erniedrigung und Dürftigkeit vor Augen waren, wie ſie, erhöhte den dadurch erregten Unwillen. Mehrere dem Gefangenen nachtheilige Ausſagen wurden zugleich bekannt. Eine Frau, welche zu Manosque viel in der Familie von Caille gelebt, kam zu ihm in das Gefängniß. Sie fand ihn ſchreibend, und befragte ihn über die Frau von Eminy, eine Verwandte jener Familie, welche dieſelbe zu Manosque täglich beſucht? Der Soldat antwortete nicht. Darauf trat aus der Tiefe des Kerkers ein Mann zu ihm und flüſterte ihm einige Worte ins Ohr. Die Frau von Eminy ſei ſehr blond geweſen, ſagte er nun zu ihr. Sie fragte nach dem Herrn von Eminy. Er ſchwor, daß ſie ihm zur Laſt ſei mit Fragen, und erklärte, gar nicht mehr antworten zu wollen. Sie bezeugte, er ſei dem Herrn von Rougon gar

nicht ähnlich; sie halte ihn für einen Betrüger. Eine andere Frau hatte bei dem Herrn von Caille zu Lausanne gedient. Sie fragte den Gefangenen: „ob er sie kenne?“ und fügte hinzu, wenn er der Herr von Rougon sei, müsse er sie kennen. Er schalt sie eine wahnsinnige Hugenottin. Er sei mit besserem Recht ein Herr von Caille, als sie eine Christin, fügte er hinzu. „Nennen Sie mir nur die Straße zu Lausanne, in welcher Ihr Vater gewohnt,“ sprach sie zu ihm. Er schrie, sie sei von Herrn Rolland bestochen, sie möge über ihn aussagen, was sie wolle, er antworte ihr keine Sylbe mehr. Auch sie erklärte, er besitze nicht einen Zug des Herrn von Caille: sie könne ihn nicht für diesen erklären.

Andrerseits waren seine Freunde thätig. Bei ihrer Tapisserie saß die Frau von Puiloubier in Gesellschaft der Frau von St. Juhiers, ohne mit dieser zu reden. Ihre lebhaften Blicke zeugten von Antheil; und unter ihrer kleinen Stirn mit stark hervortretenden Hügeln bewegte sich mancher Gedanke, wie dem Vorwurf zu begegnen wäre, den

man dem Angeklagten machte, daß nur Zeugen von geringer persönlicher Glaubwürdigkeit ihn für den Sohn des Herrn von Caille erklärten. Da trat der Herr von Montjustin ein und ihr Auge erhob sich zu ihm, von einer willkommenen Vorstellung erhellt. Sie lud ihn zu sich an das Fenster. Kaum hatte er Platz genommen, als Herr Molland mit seiner Gemahlin vorüberging, welcher seine Wohnung immer noch im Gasthofe zur Rose, doch nicht mehr in den Hauptsälen, in einem kleinern Erkerzimmer desselben hatte.

„Sehen Sie Ihren Vetter?" sagte sie zu dem Edelmann lächelnd und mit blitzenden Augen: „er hat sich ziemlich verändert; wie er die Flügel hängen läßt!"

„Und seine Frau! Ihre Füße machen nun auch die Bekanntschaft des Steinpflasters. Sie finden es rauh, scheint es. Das Paar kommt nicht so rasch vorwärts, als ehedem im Wagen." Hier unterbrach ein Anfall von Husten die Frau von St. Juhiers.

„Haben Sie Ihren unglücklichen jungen Verwandten schon besucht?“ fuhr ihre Nichte fort, zu dem Edelmanne gewendet. „Es scheint mir zu unwahrscheinlich, daß der, welchen Sie so nennen, dieß sei, als daß ich die Mühe genommen hätte.“

„Unwahrscheinlich! — Lasen Sie Herrn Silvains Schrift für ihn?“

„Nein.“

„Sie müssen sie hören! Ich habe sie hier!“ Sie ergriff die Brochüre. „Den Anfang, die Geschichte des Soldaten, kennen Sie; allein das Uebrige —“ Sie las den Schluß des Heftes ihm vor. „Was sagen Sie dazu?“

„Daß auf diese Art Alles behauptet und Alles geläugnet werden kann.“

„Wollen Sie die Tausende abläugnen, welche den Gefangenen als Sohn des Herrn von Caille erkannt? Ihr Vetter des Muges gehört zu dieser Zahl. Auch Sie müssen ihn sehen! Es ist ein Ehrenpunkt für die Mitglieder Ihres Hauses. Kommen Sie mit mir in sein Gefängniß.“

„Sie wollten —“

„Unter Ihrem Schutze. Der Unglückliche flößt mir ein so lebhaftes Interesse ein, daß ich ihn nicht genug betrachten kann. Ich erinnere mich wenig der Familie von Caille; doch ich lese in seinen Zügen wie daß er zu ihr gehöre. Sie verschaffen mir ein Vergnügen, geben Sie mir Gelegenheit ihn wiederum zu sehn."

„Wie sollt' ich ihn kennen? Als einen Knaben von acht Jahren sah ich zum letzten Mal den Sohn des Herrn von Caille!" — Louis, bei diesem Gespräch im Zimmer, zur Bedienung zugegen, empfing hier einen Wink seiner Herrschaft, auf den er sich entfernte. Halb gezwungen begleitete der Edelmann die Dame in das Gefängniß.

Sie traten ein. „Siehe da, mein Vetter von Montjustin! Kommen Sie auch mich besuchen?" begrüßte den Eingetretenen der Gefangene.

„Sie irren in meiner Person."

„Was irren! Ich habe Sie ja tausend Mal gesehn. Wenn ich Sie sonst nicht wiedererkannt

hätte, wäre es an der Aehnlichkeit mit Ihrem Sohne, dem Herrn von Croles geschehn."

„Wo hätten Sie mich gesehn?"

„Alle Tage zu Manosque, bei meiner Großmutter, der Frau von Caille."

„Wo wohnte diese Dame?"

„Je, bei Herrn Loth; das wissen Sie wohl."

Der Edelmann stutzte und betrachtete den Gefangenen.

„Wie auffallend! Fragen Sie ihn etwas recht Schwieriges. Von den Pferden seines Vaters. Sie sind ein Freund der Pferde," sagte zu jenem die Frau von Puiloubier.

„Ihr Vater liebte die Jagd?"

„Nein."

„Er hielt schöne Kutschenpferde?"

„Gar keine, kostbare Reitpferde hatte er."

„Wie sah das schönste aus?"

„Ein weißes, spanisches Pferd mit langem Schweif."

„Begegnete ihm je ein Unfall mit Pferden?"

„Sie waren zugegen, als das ſchöne Fohlen binnen acht Stunden einging. Sie riethen mehrere Mittel; alle wurden angewandt, keines half.“

„Was ſagen Sie dazu!“ rief die Dame.

„Seine Züge erinnern an Niemand der Familie von Caille. Seinen Antworten nach muß ich ihn allerdings eher für Denjenigen, für welchen er ſich ausgiebt, als für einen Betrüger halten,“ antwortete der Herr v. Montjuſtin.

Aufmerkſam geworden, kehrte er mit ihr nach ihrer Wohnung zurück. Nicht lange, ſo erſchien daſelbſt Herr Silvain.

„Wir kommen von Ihrem Clienten. Sein Verwandter hat ihn beſucht, auch er kann ſich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß derſelbe wirklich der Sohn des Herrn von Caille iſt!“ rief die Frau von Puiloubier dem Advocaten zu.

„In Wahrheit, er weiß von Dingen, welche er kaum anders, denn als dieſer wiſſen kann;“ ſprach der Herr von Montjuſtin.

„Sie ſehen, man verläumdet ihn, wenn man

behauptet, er wisse nur von Dingen, die den Pöbel angehn.“

„Und Sie selbst glauben, daß er mein Neffe sei?“

„Die Ueberzeugung wurzelt bei mir täglich fester: unzählige Umstände sprechen dafür!“ rief der Advocat mit Lebhaftigkeit. „Haben Sie meine Schrift für ihn gelesen?“ setzte er hinzu.

„So eben.“

„Was sagen Sie?

„Sie macht die Sache glaubwürdig, wenn man alles Uebrige bezweifelt.“

„Man muß Alles bezweifeln; Alles ist Schein.“

„So. Und was wäre die Wahrheit?“

„Wahrheit ist, was allgemein dafür anerkannt wird.“

„Das menschliche Herz empfindet sie, als etwas Anderes, Höheres, wonach es verlangt, worin es allein Genügen, ächte Freude findet.“

„Mein Herz hat davon nie Etwas gespürt,“ antwortete Herr Silvain. „Aber würden Sie Ihre Meinung über den Gefangenen, diesem als

Zeugniß vor Gericht verſagen?" lenkte er das Geſpräch wieder auf den vorigen Gegenſtand.

„Was ich ſage, beſchwöre ich auch," antwortete der Edelmann.

„Mir ſind Sie das Zeugniß ſchuldig, das Sie nun Denjenigen entgegenſetzen können, welche behaupten, daß nur Pöbel für Ihren Clienten zeugt, daß auch diejenigen Mitglieder des Hauſes Caſtellane, welche nicht bei dem Prozeß betheiligt ſind, ſich gleichgültig hinſichtlich ſeiner verhalten!" jauchzte, als er ſich entfernt, die Frau von Puiloubier dem Advocaten zu. „Ich habe dieſen Montjuſtin zu dem Gefangenen geſchleppt! Keinen Dank!" fuhr ſie fort: „es iſt ein Theilchen meiner Schuld Herrn Rolland entrichtet, ein kleiner Poſten zur Summe des verlornen Prozeſſes mit allen ſeinen Folgen, die nicht ausbleiben ſoll." Sie ſprach dies mit bebendem Athem, funkelnden Augen.

„Sind Sie deſſen ſo ſicher?" antwortete Herr Silvain ihr. „Sie haben nur einen Stein, den

wir verloren, in unserem Spiele ersetzt. Der Herr des Muges hat Herrn Rolland gesprochen; er hat dessen Lage gesehen, derselbe hat ihm Vorwürfe gemacht — sein schwaches Herz ist überwältiget. Er hat seine Aussage zurückgenommen; die Dame Rolland hat ihn mit Herrn Tardivy versöhnt. Ueberhaupt neigt sich der Wipfel der Meinung. Zum Spruche muß es kommen, und ein entscheidender Schritt zu unsern Gunsten muß vor dem Spruche geschehn, oder Sie laufen Gefahr mit Ihrer Rückzahlung —"

So trieb Herr Silvain die Frau von Puiloubier an, ihre Kräfte für den Soldaten anzustrengen; so hatte er den Abbé Lareidat, Meyere in Thätigkeit gesetzt, nach Toulon an den Arzt Serry geschrieben, ihn mit Tochter und Gemahlin nach Aix zu berufen, damit sie für jenen bei den ihnen verwandten Räthen des Parlamentes sollicitirten. Er traute der Kraft aller dieser Hebel nicht ganz. Sie waren so lange in Wirksamkeit; die Hauptsache von dem, was sie leisten konnten, war geleistet;

gebrach es ihnen nicht an Kraft, mangelte ihnen der Stoff, neue Wirkungen zu entfalten. Sie gegen Dasjenige zu richten, was die Verhältnisse Neues, Günstiges für Herrn Rolland entwickelt, den Antheil des Generalprocurators an seiner Sache, erlaubten nicht die Wichtigkeit des letztern und die Kürze der Zeit vergönnt ihn etwa zu Grunde zu richten.

Was er vorausgesehn, geschah durch dieselben, nicht mehr. Noch eine Anzahl Zeugen legten Erklärungen zu Gunsten des Angeklagten ab; die Aussage des Herrn von Montjustin war darunter die einzig wichtige. Das Volk wurde immer mehr für ihn entflammt, so sehr, daß es eine drohende Stellung zeigte, falls man ihn verurtheilen werde; allein die Richter behaupteten ihre Würde dabei. Die Sollicitationen Magdalena's und ihrer Aeltern leisteten das Wesentlichste; sie brachten die Angelegenheit zum Spruch. Zugleich aber untersagte das Zwischenurtheil alle fernere Vertheidigung dem Angeklagten. Unter diesen Umständen wurden die

Acten geſchloſſen und dem Generalprocurator zum Gutachten was Rechtens übergeben.

Der Generalprocurator verſammelte die drei Generaladvocaten. Ihr Gutachten entſchied für ein Zwiſchenurtheil, welches Herrn Rolland auferlege, mehr genügende und rechtskräftige Beweiſe über Aufenthalt, Krankheit, Tod des Herrn von Rougon in der Schweiz vorzulegen, als die von ihm beigebrachten.

Herr Silvain empfing das Gutachten ſammt den zurückgeſtellten Acten. „Was er ſo lange zu thun gefordert, was ich ſo lange verhindert, als das Gefährlichſte für meinen Clienten, ſollte ihm befohlen werden zu thun!“ rief er aus, als er jenes geleſen. „Sei der Unglückliche, den ich vertrete, Derjenige, für welchen er ſich giebt, oder nicht — geht die Commiſſion nach der Schweiz, werden die Hugenotten Sorge tragen, daß ſein Verderben deren Folge!“ Die Hand auf den bändereichen Acten ſtand er in Nachdenken vertieft. „Aller Scharfſinn, alles Wiſſen, alle Anſtrengung, die

hierin enthalten sind, vergeblich?— Ich hätte sein Leben nicht retten können?" sprach er dann, schlug eines der Hefte auf, und unmuthsvoll, ohne hineinzublicken, ging er im Zimmer auf und ab. „Woran zweifle ich? — was erwarte ich noch? es ist so!" rief er dann plötzlich stille stehend, und wieder heftiger schreitend. „Mein Name, meine Grundsätze —" fuhr er nach einiger Zeit fort — erlegen einer Vertheidigung, ein Kind hätte vermogt, sie zu führen." Verzweiflungsvoll trat er zum Schreibtisch in die Acten starrend, wie ein Verschmachteter in den versiegten Born.

Zufällig hatte er das Original der Galeerenlisten aufgeschlagen, welches Herr Rolland, in Folge seiner Forderung zu Manosque, herbeigeschafft. Ohne an der Uebereinstimmung der Copien mit demselben zu zweifeln, hatte er jene Forderung gethan, nur deren augenblicklichen Effekt, den dadurch veranlaßten Verzug berechnend. Nie blickte er in das beigebrachte Original. Jetzt fiel sein Auge darauf: er sah Herrn Rollands Handschrift,

hie und dort verunglückte Versuche, sie wegzuätzen. Wie ein Pfeil schoß sein Blick dahin; er stand betrachtend, betroffen, zweifelnd. „Es ist wahr, es ist nicht anders, er hat die Listen verfälscht!“ rief er nach einigen Minuten. Wieder sah er auf das Blatt. „Er macht ihn älter. 1683 ist der Beiname Sans regret zu dem Namen des wahren Mege gefügt, beide als einen und denselben darzustellen. Stück für Stück durchlas er weiter die Acten, wie ein kostbarer Fund zu rastlosem Suchen entflammt. Nicht fern hinter dem Original der Galeerenlisten eingeheftet, befand sich das Protokoll der Monitorien des Priors von St. Anne. Wiederum erblickte er die Handschrift Herrn Rolands. „Verfälschungen in den Monitorienregistern! — Wie ist er zu diesen gekommen? Sie gehören für die Richter, nicht für die Parthei. — Laß sehn, von wem sie sind? — Vom Prior von St. Anne, dem Pfarrer zu Roussillon, dem Freunde des Generaladvocaten, ebendem, welcher ein Attentat des Angeklagten wider sein Leben vorgiebt. —

Peter Odol sagt, er habe den Soldaten vor vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren zu Toucas gekannt. Das stimmt nicht mit den Angaben der Galeerenlisten über den Mege, zu welchem Herr Rolland ihn macht; vor vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren war dieser zu Messina. Herr Rolland hat einundzwanzig bis zweiundzwanzig Jahre daraus gemacht."

Von dem Original der Galeerenlisten bis zum Schluß der Acten hatte er gelesen. Jetzt las er vom Anfang derselben bis zu jenem. Im Protocoll des Verhörs zu Toulon erblickte er die Beschuldigung des Soldaten wider seinen Gegner, daß dieser ihm daselbst, im Stadtgefängniß habe Gift reichen lassen. Reden Meyeres über einen Plan des Generaladvocaten, den Gefangenen zur Flucht zu bewegen oder tödten zu lassen, erwachten in seinem Gedächtniß. Er ließ den Gerichtsboten rufen. Meyere wiederholte vor ihm die Lügen, welche er unter dem Volke verbreitet, stellte auch ihm seinen Scherz bei der Flucht des Sol-

daten am Walde von Conil als Thatsache dar und schlug den Schließer zu deren Zeugen vor. Indem er Herrn Silvains Leidenschaftlichkeit, dessen Hang zu glauben bemerkte, erwachte in ihm der Kitzel, auch hier, seiner Rache wider Cleron und Carbonell zu frönen. Er versicherte, sie wären vom Generaladvocaten bestochen, den Angeklagten zu den Aussagen zu vermögen, welche denselben zu Toulon verdächtig gemacht. Sie hätten ihn bewogen, sein Alter falsch anzugeben, zu verläugnen, daß er schreiben könne. Er brachte einen Brief Clerons aus Aix an den Soldaten zum Vorschein, worin jener diesem rieth, beim Verhöre zu Toulon dem Criminallieutenant nicht zu antworten. Herr Silvain setzte die Weigerung Herrn Rollands, seinen Gegner zu sehn, seine Bestürzung bei ihren zwei ersten Zusammenkünften mit allen jenen Thatsachen in Verbindung. Feuer und Flamme; berauscht von der Aussicht auf den Einfluß, welcher sich diesen sämmtlichen Umständen auf den Richterspruch des Parlaments in der Angelegenheit seines Clienten ertheilen ließ,

keine Wahrheit gestattend, als eine hinter Lügen versteckte; wollte er an Nichts zweifeln, zweifelte er an Nichts. Immer geneigter, dem Vorgeben seines Clienten Glauben zu schenken; je mehr er seinen Geist angestrengt, es andern glaubwürdig zu machen, war er jetzt von dessen Richtigkeit überzeugt. Wer sich gewöhnt, die Wirklichkeit nach Absichten zu entstellen, unter dessen Füßen weicht der Boden der Wahrheit; jener treu seyn, erhält uns diese treu. Sorgsam stellte er seine Entdeckungen aneinander. Immer mehr Glauben schenkte er der Lüge. „Ich lerne auch ihn kennen; die Starrheit seiner Maske hätte mich beinahe getäuscht," sprach er unter der Arbeit, in Bezug auf Herrn Rolland bei sich selber.

Sachkundige erklärten die Correcturen und Zusätze im Original der Galeerenlisten, die Veränderungen in den Protocollen des Priors von St. Anne für Handschrift des Generaladvocaten. Meyere sorgte für Zeugen, zu Unterstützung der Erdichtungen. Die verdächtigen Thatsachen waren

allbekannt. Binnen vierzehn Tagen — so trüglich sind Glück und Trübsal, welche die Hoffnung verheißt! — binnen vierzehn Tagen, während deren Herrn Rollands blaues Auge wieder scharf und heiter zu blicken begann, er seine Gedanken, mit Befriedigung nicht nur, mit Andacht, auf die Vorstellung sammelte, wie das Recht, dem er sein Leben geweiht, sein Leben lang vertraut, ihn zuletzt doch nicht sinken lasse; ward eine Klage auf Leib und Leben wider ihn eingereicht, durch Documente, Zeugen unterstützt, angenommen, mittelst des Druckes im Publicum verbreitet.

Sie betraf fünf Punkte. Er belange den Soldaten, wider sein besseres Wissen im Herzen überzeugt, daß derselbe sein Neffe. Er habe versucht, ihn im Stadtgefängnisse zu Toulon durch Gift aus dem Wege zu räumen. Er habe den von ihm Belangten zu demselben nachtheiligen Schritten verleitet; versucht, ihn zur Flucht zu bewegen, falls dies mißlänge, ihn tödten zu lassen. Er habe Galeerenlisten verfälscht, sich widerrechtlich

von dem Prior von St. Anne die bei demſelben niedergelegten Erklärungen verſchafft, und dieß, in Gemeinſchaft mit letzterem, zu ſeinen Gunſten abgeändert. Er habe Zeugen beſtochen und zu falſchen Eiden verleitet. Der Tag des Urtheils nahete. Der Soldat ſollte vor demſelben ein letztes Verhör in Gegenwart der Richter beſtehn. Herr Baudiny hatte aus Manosque dem Generaladvocaten gemeldet, daß er zu der Parlamentsſitzung nach Aix kommen werde, jenem mehrere Fragen vorzulegen. Immer mehr Wahrſcheinlichkeit erhielt ein günſtiger Ausgang der Sache für Herrn Roland. Er ſaß mit ſeiner Gemahlin im Geſpräch über die beſtandenen ſchweren Jahre. Mancher Kummer, ſorgſam vor einander verhehlt, ward wechſelſeitig von ihnen nun ausgeſprochen, erleichtert in der Vorſtellung durch die Ausſicht auf beſſere Tage. Da wurde dem Generaladvocaten die Zuſtellung vom Parlamente übergeben, welche die wider ihn neu eingereichte Klage, und Herrn Silvains Deduction enthielt. Arglos empfing, eröff-

nete er das Packet. Er las den Inhalt, immer heftiger zitternd. Sein Haupt sank auf seine Brust, jede Muskel an ihm bebte, sein Gesicht war farblos, seine Züge verändert. Starr die Augen auf die Hefte gerichtet, blieb er, diese in den Händen haltend. Seine Gemahlin nahm sie aus seiner Hand. Sie las. Die Augen zum Himmel erhoben, mit Thränen, die, wie unterdrückt, immer reichlicher hervorquollen, suchte sie ihn, als sie geendet, zu beruhigen. Er schüttelte das Haupt. „Es ist der letzte Schlag, er wird mich fällen: meine Feinde rasten früher nicht," sagte er. „Ich biete mein Haupt der Gerechtigkeit dar. Hart ist die Strafe — es ist die Strafe der Abtrünnigkeit."

Klage und Schrift machten heftigen Eindruck, mehr bei dem Volke, als bei den Mitgliedern des Parlamentes. Die Art der Zeugen und der Zeugnisse flößten diesen zum Theil Argwohn dawider ein. Der Strahl der Wahrheit war durchgedrungen und erhielt sich steigend. Theils waren die Beschuldigungen schon zu Manosque vorgebracht,

theils die Zeugen dieſelben, welche dort gezeugt oder Leute gleicher Art.

Einer derſelben wollte von dem Müller Audibert die Worte gehört haben, es ſtände in ſeiner Gewalt, ob der Herr von Caille einen Sohn habe oder nicht. Ein anderer beſchwor, daß ſich Audibert beklagt, unter den zwanzig Piſtolen, welche er von Herrn Rolland für ſein Zeugniß erhalten, ſei nicht eine vollwichtige geweſen. Ein dritter ſagte aus, zwei Männer wären zu Pferde nach Toulon gekommen, Zeugniß für Herrn Rolland abzulegen. Ihnen wäre ein dritter Mann zu Fuß begegnet, welchen ſie ebenfalls für einen Zeugen gehalten, mit dem ſie ein Geſpräch angeknüpft und geſucht hätten, ihn zu überreden, daß er ſeine Ausſage der ihrigen gemäß einrichte. Er habe geantwortet: ich kann dies nicht, denn ich beſitze ein Gewiſſen. Der Zeuge ſchwur, er habe dieſe Unterredung mit angehört. Ferner ſchwur ein Bauer, er habe beim Pfluge vernommen, wie Herr Rolland zu Funel geſagt: noch zwei Zeugen wie die-

ser, so ist unser Prozeß gewonnen. Ein Weib hatte von der Wirthin zu Sisteron ein Gespräch zwischen Herrn Rolland und seiner Gemahlin erfahren, welches jene belauscht, als diese auf der Reise von Grenoble nach Aix in ihrem Gasthofe übernachtet. „Warum läßt du den armen Buben so martern, Du weißt wohl, daß er Dein Neffe ist," sollte die Dame Rolland zu ihrem Gemahl gesprochen und dieser erzürnt ihr geboten haben, zu schweigen. Ein anderes Weib wollte auf der Plaine zu Manosque gehört haben, daß Herr Rolland zum Herrn von St. Esteve gesagt, der Soldat müsse durch Gift bei Seite geschafft werden. Es traten mehrere Personen auf, welche bezeugten, daß die Angaben im Protocolle des Pfarrers von Roussillon nicht die, von ihnen bei demselben niedergelegten Erklärungen enthielten. Ein Zeuge beschwor, daß Carbonell geäußert: er habe funfzigtausend Livres erhalten und nichts mehr mit der Sache zu thun. Der Schließer Auvray bezeugte den Mordversuch am Walde zu Conil, den

Verſuch der Vergiftung im Stadtgefängniß zu Toulon. Er ſelbſt war ein ehemaliger Sträfling. Die Aerzte, welche den Angeklagten in der Krankheit behandelt, welche eine Folge des empfangenen Giftes geweſen ſeyn ſollte, waren nicht als Zeugen vorgeſchlagen. Die Meinung der Richter, ob die Klage als hinlänglich begründet anzunehmen ſei, hatte unter ſolchen Umſtänden lange geſchwankt. Die Beſtürzung, welche der Generaladvocat zwei Mal bei ſeiner Zuſammenſtellung mit dem Angeklagten bewieſen, ſeine Handſchrift in den Galeerenliſten, dem Protokoll der Monitorien entſchieden die Annahme. Wie mogte er den Grundſatz ſeines Schwagers beherzigen, daß in Geſchäften alles Ueberflüſſige ſchädlich ſei.

16.

Kaum erleuchtete an dem zum Urtheil beſtimmten Tage die Sonne die weißen Flächen der gegen Morgen gelegenen Häuſer von Aix, als ſchon das

Volk die Straßen, welche zum Justizpallaste führten, den Platz davor, in der äußersten Spannung erfüllte. Alle Läden, alle Buden und Werkstätten waren geschlossen, Märkte, Gerüste der Bauten leer, als sei ein Feiertag; dennoch fühlte sich Herr Silvain auf seinem Gange zum Justizpallaste in der schwarzen Toga des Anwaldes, mit fliegendem, zusammengebundenem Haar nicht in dem Maaße zuversichtlich, als Herr Rolland auf seinem Zimmer entmuthiget. Die Entmuthigung des letzteren entsprang aus seinem Innern, der Tumult in den Straßen erregte, erhöhte sie nicht. „Jede Sache hat ihren Lauf: diese nahm den ihren von Anbeginn zu unserem Verderben, sie wird damit enden. Nicht ohne meine Schuld; doch der Herr weiß, warum das Verbrechen siegen soll!" So sprach er, als seine Gemahlin, der Advocat Baudiny, der Notar Perrier, mit letzterem von Manosque gekommen, und Funel, welchen Herr Tardivy gesandt, sogleich von dem Spruch des Par-

lamentes Nachricht zu erhalten, verſuchten, ihm Troſt zuzuſprechen.

Das Parlament befand ſich verſammelt. Auf dem armen Sünderbänkchen, vor den Schranken ſaß der Angeklagte. Herr Baudiny fragte ihn, wie der Geiſtliche geheißen, welcher zu Genf in Gegenwart Herrn Rollands gepredigt? „Dambrun," antwortete dreiſt der Soldat. Er ward gefragt: wo er in Genf gewohnt? und antwortete, „beim Prediger Bouquiere." Der Advocat fragte weiter, zu welcher Kirche in Lauſanne ſich ſein Vater gehalten? Er ſagte, „zur Kirche des heiligen Gregorius." Herr Baudiny erwies durch Belege, in Bezug auf dieſe Fragen vorbereitet, daß nie ein Prediger Dambrun oder ein Prediger Bouquiere zu Genf exiſtirt, daß es in Lauſanne nur zwei Kirchen, zum heiligen Franziskus und zu unſrer lieben Frauen gab.

Die Mienen mehrerer Richter drückten Verlegenheit aus.

Jetzt erhob ſich der Anwald Herrn Rollands.

Seine Rede an die Richter war von dem General-advocaten verfaßt. Zunächst bezog er sich auf die Zeugnisse aus der Schweiz, und mit dem Unwillen eines biedern Gemüthes sprach er sich darüber aus, daß man den Eidschwur so vieler angesehener Männer als Beweis verwerfe, weil sie zu einer fremden Nation gehörten, einen fremden Glauben bekannten. Er gab Aufschluß hinsichtlich der Widersprüche, welche Herr Silvain in jenen Zeugnissen entdeckt haben wollte. Vorwurfsvoll erklärte er sich wider ein solches geflissentliches Mißverstehen, als einer unwürdigen Waffe bei Vertheidigung einer guten oder schlechten Sache. Dann kam er auf das väterliche Zeugniß, das den Angeklagten verläugnete. Er sprach vom Charakter seines Schwagers von Caille, berief sich auf die älteren unter den Richtern, welche denselben gekannt, und fragte sie, ob mit der Güte, Redlichkeit, Ehre dieses Mannes eine so widernatürliche Grausamkeit gegen den einzigen Sohn, eine so hartnäckige Verläugnung desselben vereinbar dünkten, als ihm von

dem Soldaten zur Last gelegt würden. Er berief sich auf das Gesetz, welches gestatte, den Tod einer Person durch Privatdocumente, Privatzeugnisse darzuthun, wenn an dem Ort ihres Absterbens, zur Zeit desselben keine Kirchenbücher gehalten würden, wie dies der Fall zu Vevay, zur Zeit vom Tode des jungen Rougon daselbst, laut der von ihm beigebrachten obrigkeitlichen Zeugnisse der Fall gewesen. Hierauf hob er das Verdächtige des Umstandes hervor, daß der Soldat, bei so vielen Aufforderungen dazu, bei so langer Dauer des Prozesses nicht ein mündliches, ein schriftliches Zeugniß aufzubringen vermogt, wodurch er sich über seine Existenz vom Momente seiner Flucht bis zu dem Momente ausgewiesen, als er sich zu Marseille unter dem Namen Mege niederließ. Wo ist der Paß von Catinat geblieben? Wo sind die Listen der Miliz, in welchen sein Name verzeichnet seyn muß? Unter welchem Namen hat er in ihr Dienste genommen? Sind keine Zeugen des Auftrittes mit der Schüssel, ist Niemand übrig,

der ihn sonst zu Nimes gekannt?" fragte er. Er verwies auf die Unwissenheit des angeblichen Sohnes vom Hause Caille, hinsichtlich Allem, was die Verhältnisse dieser Familie in der Schweiz, was die dortigen Localitäten betraf; da die Verhältnisse eben derselben zu Manosque, die Localitäten dieses Ortes ihm bekannt wären. Er stellte dessen falsche Aussagen während des ganzen Prozesses aneinander, hob die freche Gleichgültigkeit hervor, womit er sich selber abscheulicher Verbrechen beschuldigte, die Verworfenheit seines Charakters, welche sich hierin, wie in allen seinen Aeußerungen offenbarte. Dann kam er auf den Charakter der Zeugen, welche ihn für den Sohn des Herrn von Caille erklärten, mit wenigen Ausnahmen, Menschen aus der Hefe des Volkes, ungesicherter Lage, wenn nicht gar Landstreicher, Bettler. Er forderte hier die Anwendung eines Gesetzes, welches letztere die Fähigkeit vor Gericht zu zeugen absprach, und gedachte zugleich, der von ihm erwiesenen Falschheiten in den Aussagen der Esprite Martine, des tumul-

tuarischen Verfahrens bei der Gerichtshandlung zu Manosque. Nächstdem ging er über zum Charakter der von ihm aufgestellten Zeugen, welche während des Zeitraumes, über welchen der Angeklagte keine Ausweisung von seiner Existenz zu geben vermogt, theils mit demselben unter dem Namen Peter Mege, an verschiedenen Orten in naher Verbindung gestanden, theils den Herrn von Rougon in der Schweiz gekannt. Er berührte die Uebereinstimmung ihrer Aussagen, hinsichtlich des ersteren mit Person und Wesen des Angeklagten, die Uebereinstimmung ihrer Aussagen über seinen Neffen, mit den von ihm beigebrachten Zeugnissen in Bezug auf denselben, mit dem von ihm beigebrachten Gemälde des Herrn von Rougon.

Durch alle Umstände, wodurch eine Thatsache als wahr erwiesen werden kann, die sich nicht im Augenblicke unter unsern Augen zugetragen, ist der Tod dieses letzteren erwiesen, und die Thatsache ist die Frage, um welche sich der gegenwärtige Rechtsstreit dreht. Ihr fehlt keine Erhärtung, als eine

solche, welche nur an Ort und Stelle, der Augenschein, genaue Nachforschungen verschaffen können. Um sie, durch unpartheiische, einsichtsvolle Männer, flehe ich vergeblich seit Jahr und Tag; flehe ich wiederum in diesem Augenblicke. Als Magistrat frage ich die Richter, als Parthei berufe ich mich auf das Gutachten des Generalprocurators: ob sie wagen, ein Endurtheil in dem Rechtsstreite zu fällen, bevor die von mir geforderte Untersuchung volles Licht darüber verbreitet haben wird?"

Nach diesen Worten schloß die Rede Herrn Rollands, sein Advocat schwieg. Viele Richter äußerten sich wechselseitig mit Billigung. Herr Silvain war dem Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Punkt für Punkt schien er, was er vernahm, in seine Seele zu vergraben. In sich versenkt stand der feurige, bewegliche Mann einige Minuten wie leblos. Dann trat er rasch hervor, sein Auge blitzte, seine Brust hob sich breit,

wie ein Raubvogel die Flügel ausdehnt über ein Revier der Beute.

„Herr Rolland fragt die Richter als Magistrat!" rief er aus: „mögten sie ihn als Verbrecher fragen: der Stand ehrt nicht mehr, den man befleckt! Er fragt sie im Gefühle seiner Macht: wollte Gott, er wäre noch mächtiger zu Grenoble, als er ist! eingedenk ihres Ruhmes, ihrer Pflicht, würden sie um so eifriger Gerechtigkeit üben. Was er vorbringt, sind Muthmaßungen, Schlüsse: gewisse Wirkungen setzen gewisse Ursachen voraus. Nichts ist so trüglich, als der Schluß von der Wirkung auf die Ursache! Der Selbstwilligkeit, dem Hochmuthe des Richters mag es gefallen, auf Folgerungen hin Recht zu sprechen; sie sind ein Werk unseres Scharfsinnes, das auf sie gestützte Urtheil gehört dem Richter, der es fällt, persönlich an. Doch kein andrer, als der willkührliche, der stolze Richter giebt diesen Lockungen nach; der gute fühlt seinen Willen am freisten, seine Würde am höchsten, wenn er nach Recht und Gesetzen Urtheil

spricht — das Gesetz aber untersagt über ein Capitalverbrechen auf Muthmaßungen hin zu richten. Die Capitularien Karls des Großen bestimmen so durch den sechsundachtzigsten Paragraphen im siebenten Capitel des ersten Buches. Cujacius sagt, was kein vollkommener Beweis ist, ist gar kein Beweis. Kann Etwas vollkommen durch Muthmaßungen erwiesen werden? Nein! Die ganze Menschheit ist betheiligt dabei, daß nicht sie über das Menschenleben entschieden; und die Männer, welche den Erdkreis nur erobert zu haben scheinen, ihn zu erleuchten, haben gesorgt, ihr dieses Gut zu sichern."

„Der Charakter des Herrn von Caille soll die Unmöglichkeit darthun, daß derselbe gegen seinen Sohn gehandelt habe, wie der Soldat von ihm als Vater bezeugt. Es ist wechselseitige Schmeichelei der Menschen, sich wegen gewisser Tugenden, gewisser Verbrechen unfähig zu erklären. Nicht aus den Tugenden entspringen die Verbrechen; aus den Leidenschaften. Der Mensch begeht sie, trotz der

Tugenden. Eben die Güte, die Rechtschaffenheit, das Ehrgefühl des Herrn von Caille zeugen dafür, daß der Soldat wirklich sein Sohn ist. Nicht er selbst tritt wider ihn auf, seine Rechtschaffenheit verhindert ihn daran, er überläßt den Proceß Herrn Rolland. Dringend fordert der Angeklagte eine persönliche Zusammenkunft mit ihm, er verweigert dieselbe: seine Güte giebt ihm das Gefühl, dem Anblick des Sohnes werde er nicht widerstehn, er werde, davon überwältigt, denselben anerkennen; hiermit aber wäre seine Ehre verloren. Darum meidet er dessen Anblick, darum beharrt er bei Verläugnung des Sohnes; sein Ehrgefühl zwingt ihn dazu."

„Sollte jene väterliche Verläugnung etwa von Einfluß auf den Urtheilsspruch der Richter seyn? Nimmermehr! Das Gesetz will, daß Erklärungen der Aeltern wider den Stand ihrer Kinder, denselben nicht schaden, der Wahrheit Raum gestatten sollen."

„Der Soldat hat sein Alter, seinen Namen

falsch angegeben. Er hat verläugnet, schreiben zu können; viele Unrichtigkeiten, Irrthümer fallen ihm zur Last. Hätte er jenes absichtlich, aus Tücke gethan, die Gesetze verwahrten ihn für jeglichen Nachtheil daher: Niemand kann seinen Stand durch falsche Erklärungen beeinträchtigen, lautet ihre Bestimmung. Doch die Arglist seines Gegners hat seine Einfalt benutzt, ihn dazu zu verleiten. Seine eigenen Verbrechen, die Rathschläge Clerons und Carbonells macht Herr Rolland zu Gründen der Verurtheilung des Unglücklichen, den er verfolgt."

„Zu den Unrichtigkeiten, die wir kaum von ihm vernommen, wer hat ihn dazu verführt?" rief laut der Advocat Baudiny. Er ward zur Ruhe verwiesen. Herr Silvain überging den Einwurf; der Strom seiner Rede brauste fort, rasch, reich, wechselvoll, dahinreißend über die Hörer.

„Ueber den Zeitraum vom Moment der Flucht des Soldaten aus Genf, bis zu dessen Ansiedlung in Marseille hat derselbe keine Zeugnisse beigebracht. Herr Rolland sieht hierin einen Beweis der Schuld

des Unglücklichen. Voll Furcht irrte er während dieſes Zeitraums von Ort zu Ort; er verbarg ſich vor den Menſchen. — Wenige haben ihn gekannt und ein halbes Menſchenalter iſt ſeitdem verfloſſen — wie wenige dieſer Wenigen werden übrig ſeyn! —"

„Mit Recht ſtützt der Gegner ſich auf die Beſtimmung der Geſetze, daß unter gewiſſen Umſtänden das Abſterben durch Privatzeugniſſe, Privatdocumente erwieſen werden kann. Doch, man erwäge den Fall — hier ein rechtskräftiges Document, das den Tod einer Perſon erweiſt; dort dieſe Perſon ſelbſt, lebend, erklärend, mein Tod iſt Täuſchung, ich lebe! Eine Schaar von Zeugen, welche ſie zuvor genau gekannt, drängt ſich um ſie, ſchwört: ſie iſt es ſelbſt! Zahlloſe andere Umſtände ſprechen eben hiefür. Wem wollen die Richter glauben: der Schrift, oder dem Augenſcheine, den Eiden, der Vernunft?"

„Für Herrn Rolland treten Zeugen auf, an Rang, an Charakter vorzüglicher, als die Zeugen ſeines Gegners, doch ihnen untergeordnet an Zahl.

Es giebt Fälle, wobei der Charakter der Zeugen, andre, wobei deren Zahl wichtiger ist; und der gegenwärtige Fall ist ein solcher. Eine Person, die man sah, mit einer, welche man sieht, zu vergleichen, zu entscheiden, ob diese jene sei? hierauf beschränkt sich, was in ihm von den Zeugen verlangt wird; der unwissendste, der roheste, der geringste Mensch ist dessen fähig. Aber mit der Zahl der Zeugen wächst die Glaubwürdigkeit ihrer Aussage. Besitzen die Zeugen Herrn Rollands vor denen des Angeklagten den Vorzug ihrer persönlichen Verhältnisse, ihrem Charakter nach besitzen ihn diese vor jenen in Bezug auf ihre Verhältnisse zum Herrn von Rougon, für welchen der Angeklagte sich erklärt, zu dessen Hause. Zwölf sind Nachbarn, Gefährten, Schulgefährten desselben, viere dessen Ammen gewesen, einundzwanzig vieljährige Diener seines Vaters. Beide Partheien haben ihre Zeugen aus den Classen der bürgerlichen Gesellschaft gewählt, zu denen sie selber gehören. Sein Geschick gesellte den Soldaten zu dem Volke; aus

dem Volke ruft er seine Zeugen auf. Herr Roland spricht einer Anzahl derselben als Vagabonden und Bettlern die Fähigkeit, Zeugniß zu leisten, ab. Das Gesetz, worauf er sich beruft, leidet auf sie nicht Anwendung. Nicht Derjenige ist als Landstreicher zu betrachten, welcher, sein Gewerbe treibend, das Land durchzieht; nicht diejenigen können für Bettler gelten, welche Alter oder körperliche Gebrechen zwingen, ihr Daseyn der Mildthätigkeit zu vertraun. Der theodosianische Codex macht einen großen Unterschied zwischen den Bettlern dieser Art und den Bettlern von Gewerbe, letztere zählt er den Sklaven, erstere den achtbaren Leuten bei. Und eben so Justinian im fünften Capitel seiner achtzigsten Novelle; weit entfernt, ihnen die Fähigkeit zu entziehen, vor Gericht Zeugniß zu leisten, betrachtet er sie als gewissermaßen durch Religion geweiht. Im Gegentheil, ihre Niedrigkeit verleiht den Zeugen des Soldaten den Vorzug vor denen seines Gegners. Speculator, Mascarides, Manochius wollen, daß Aussagen von

Zeugen niedres Standes, einem Angeklagten günstig, den Aussagen vornehmer Zeugen vorgelten sollen, die dem Kläger günstig sind. Auch ohne dies müßten die Zeugen des Angeklagten denen seines Gegners vorgehn: der Richter soll geneigter seyn, frei zu sprechen, als zu verdammen, ist Grundsatz des Rechts, und das Gesetz will, daß beim Urtheil die Aussagen zu Gunsten eines Angeklagten entscheiden."

„Eine einzige falsche Aussage unter so vielen zu dessen Gunsten kommt vor; keine Spur, daß sie als erschlichen, erkauft demselben zur Last gelegt werden könne. Und Herr Rolland hebt sie hervor! Er, der ein ganzes Protocoll von Aussagen verfälschte, er, der Zeugen bestach. Mögen seine Zeugen seyn wer sie wollen, ihre Aussagen, welche sie wollen: durch jene Verfälschungen im Protocoll hat er insbesondre alle in demselben enthaltenen Aussagen zu seinen Gunsten entkräftet: was sich in einem Punkt als falsch erweiset, soll als durchgängig falsch betrachtet werden, bestimmt

das Geſetz; dadurch, daß er Zeugen beſtach, hat er überhaupt alle Ausſagen ſeiner Zeugen unwirkſam gemacht: wenn eine Parthei Zeugen beſtach, heißt es im Recht, iſt anzunehmen, daß ſämmtliche Ausſagen zu ihren Gunſten falſch ſind. Fordert Herr Rolland den Beweis ſeiner Verfälſchung, er wird durch Zeugen geführt; er brauchte ohnedies nicht geführt zu werden: „kein Beweis der Verfälſchung iſt nöthig, wenn dieſe bei den Acten liegt.“

„Die Hauptfrage bei dem Proceſſe will er, ſoll die Frage ſeyn: ob der Sohn des Herrn von Caille todt ſei? Es iſt die Frage: ob der Soldat der Sohn des Herrn von Caille ſey? Einige Zeugen der Gegenparthei haben ihn hiefür, ſowol als ſeine eignen Zeugen erkannt. Was durch Ausſagen von Zeugen beider Partheien beſtätigt wird, ſoll als erwieſen gelten. Somit wäre erwieſen, daß er deſſen Sohn. Allein auch außerdem: die Schilderung, welche Zeugen vom Charakter des Herrn von Rougon entwerfen, kommt mit dem Charak-

ter des Angeklagten überein. Jener liebte das Lernen nicht, ein Beweis von geringem geistigen Vermögen, wie dieser nur besitzt. Jener verbrannte die Bücher, als man ihn zum Lernen zwang; dieser ist unwissend, wie eine schlecht angewandte Jugend es mit sich bringt. Sein Aeußeres entspricht dem Bilde des Herrn von Rougon, wie es von Zeugen entworfen wird, bis auf Narben, auf Zufälligkeiten der Bildung."

„Herr Rolland will, er soll das Bild eines Marinesoldaten Mege seyn, für welchen er ihn ausgiebt. Wo finden sich die Züge dieses Bildes? In den Galeerenlisten, welche der Kläger verfälschte. — Betrachten Sie den Angeklagten; sieht er einem Seemanne gleich, der, von Kindheit auf der Sonne ausgesetzt, schwarz, verbrannt, in dessen Händen die Haut zu Horn gehärtet seyn würde? Seine Haut ist weiß und fein, seine Hände sind weich."

„Aber auch Zeugen, welche Herr Rolland darstellt, erkennen in dem Angeklagten jenen Mege.

Sie sprechen aus verjährter, flüchtiger Bekanntschaft mit beiden. Die Zeugen, welche ihn für den Herrn von Rougon erkennen aus neuerer Erinnerung, aus Erinnerung der innigsten Vertraulichkeit mit diesem. Noch andere Zeugen Herrn Rollands entwerfen ein dem Angeklagten völlig unähnliches Bild vom Sohne des Herrn von Caille, und diesem Bilde entspricht ein Gemälde desselben, welches der Kläger beibringt. — Kann hier ein Zweifel walten hinsichtlich der Entscheidung? Will man der verjährten Erinnerung den Vorzug geben vor der neueren, der Erinnerung an vorübergehende Bekanntschaft vor jener der innigsten Traulichkeit; dem Bilde, dem Schatten, vor der wirklichen Person?"

„Der Kläger ist ein Mann, welcher öffentliche Documente verfälscht, Zeugen bestochen hat, und doch soll seine Sache die gerechte, der unschuldig Angeklagte ein Betrüger seyn. — Ihn dafür erklären, gilt gegenwärtig als ein Zeichen der Geistesüberlegenheit. Herr Rolland hat eine gute Sache durch schlechte Mittel vertheidigt; der Soldat ist

ein Betrüger: so spricht man. Woher weiß man, daß er ein Betrüger ist? Zufolge von Irrthümern, Unrichtigkeiten bei seinen Aussagen, worein Umstände verwickeln können: das Gesetz untersagt, daß sie der Wahrheit im Geiste der Richter schaden, zufolge von Muthmaßungen: das Gesetz verbeut, auf Muthmaßungen hin zu verurtheilen. Wehe dem Unglücklichen, befänden sich Männer jener Ansicht unter seinen Richtern. Mögten diese erwägen, daß ihr Leben, ihre Ehre, ihr Vermögen unter dem Schutz der Gesetze, die also sprechen, stehn; halten sie deren Gewalt nicht aufrecht, braucht es, auch sie darum zu bringen, nur eines verwegenen Mannes als Kläger, und eines Richters, der seine Meinung höher, als die Gesetze hält!"

Herr Silvain schwieg. Flüchtig, doch scharf und tief eindringend streifte sein Blick, den Eindruck seiner Rede zu erspähn, über die Richter dahin. Schweigend saßen diese. Ein Theil schien bemüht, die wahre Vorstellung der Dinge wieder zu fassen, welche jene verworren; ein andrer sich

der Waffen zu Angriff und Vertheidigung zu bemächtigen, ihm mittelst derselben gereicht. Jetzt befahl der Präsident von Maliverny, den Gefangenen abzuführen und forderte die Richter, das Urtheil zu berathen, auf. Paarweise folgten sie ihm in das Conferenzzimmer. Man sahe sie hier sich um die Tafel ordnen; inzwischen wurden dessen Thüren geschlossen.

Voll gespannter Erwartung blieb ein Theil der Anwesenden in dem geleerten Gerichtssaale zurück, während ein andrer sich entfernte. Es war eilf Uhr des Morgens. Das Volk rauschte auf, mit lauten Stimmen, in sich verbreitender Bewegung, als es Menschen in größerer Zahl aus dem Justizpallaste treten sah: es hielt die Sitzung für geendet, das Urtheil für gefällt. Durch die Herausgetretenen wurde bekannt gemacht, die Berathung habe begonnen, und der Aufruhr beruhigte sich; doch Bruchstücke aus den Reden Herrn Rollands, Herrn Silvains, durch eben jene verbreitet, erhielten

die Menge in regerer Bewegung, Unwillen, Beifall erweckend, Muthmaßung, Hoffnungen.

Herr Rolland vernahm in seinem Zimmer das ferne, plötzliche Getöse, seine Brust klopfte, daß ihm der Athem entstand, da trat Funel ein, ihn von dessen Anlaß, von dem Stand der Dinge im Justizpallaste benachrichtigend, und die Wallung, welche der gewähnte Augenblick der Entscheidung bis zum Krampfe zusammengepreßt, erhielt weiteren Raum. Er theilte Herrn Rolland auch Bruchstücke aus der Rede Herrn Silvains mit. „Es ist der Kampf, den ich mein Leben lang gekämpft, der Kampf des Rechts gegen den Rechtsbetrug! Ich stehe hier auf Leben und Tod, für meine Grundsätze, für meine Sache!" rief jener, indem er sie vernahm. Seine Gemahlin war zugegen, schweigend. Je und je verließ sie das Zimmer; ihre Ruhe bei der Wiederkehr verrieth, daß sie insgeheim gebetet habe.

Ein und aus in den Gerichtssaal gingen angesehene Männer der Stadt. Die Thüren des Conferenzzimmers waren und blieben verschlossen. Ein-

zelne Stimmen, laut erhoben, vernahm man im Innern, Worte verstand man nicht.

Die Sonne erreichte die Höhe des Mittags und sank. Das Gewühl vor dem Pallaste in den nächstgelegenen Straßen schwoll fortwährend an. Einige kamen, weil sie das Ende der Sitzung nahe erachteten. Andre wollten sehen, wo die Erwartenden blieben. Speise für diese wurde herangeschleppt; noch Andre kamen zur Theilnahme an den Mahlzeiten. So oft mehrere zugleich aus dem Pallaste traten, erhob sich von Neuem Bewegung. Zuerst unter den Nächsten an dessen Pforten; dann verstärkt fortgesetzt über den Platz, durch die Gassen, wie bei nahendem Sturme zuerst die nächsten Wipfel des Waldes aufrauschen, dann dieser seiner ganzen Ausdehnung nach erbraust, bis nähere Kunde alles wieder sänftigte, während jede neue Aufregung unruhige Spannung zurückließ.

In den Häusern, an den Fenstern waren alle Plätze besetzt. Abwechselnd verließ Einer und der Andre seine Stelle hier, sich nach dem Gerichts-

saale zu begeben. Alle kehrten mit derselben Nachricht zurück: die Conferenz daure fortwährend, die Thüren wären noch geschlossen. Gesteigert wurde die Spannung. Man schöpfte aus dieser langen Berathung Hoffnung, Furcht. Gründe und Gegengründe wurden ausgesprochen, Streit entstand. Dann — neuerregtes Getöse, Unterbrechung — und das Vorige hub wieder an.

Zu Herrn Rolland kamen abwechselnd der Advocat Baudiny, Funel, der Notar Perrier. Sie deuteten die hingedehnte Berathung zu seinem Vortheil. Ihm ungünstig konnte er sie unter den obwaltenden Umständen nicht finden; hoffen wollte er nicht.

Schon wuchsen die abendlichen Schatten über Platz und Gassen; die Sonne begann die Flächen zu röthen, welche sie beschien. „Bevor sie sinkt, ist unser Schicksal entschieden," sprach Herr Rolland zu seiner Gemahlin, allein mit ihr, da alle Freunde sich wieder nach dem Justizpallaste begeben: „ich wähne, nicht zu hoffen und ich hoffe

durchaus — Was ſollte aus uns werden, verlören wir den Proceß? —"

Immer ungeſtümer zeigte ſich die Erwartung, der Zuſammenlauf des Volkes. Es ſchlug ſieben Uhr. Der Horizont begann ſich mit Golddust zu füllen, geröthet ſtanden Dächer und Thürme der Stadt, die Ziffern an den Uhren glühten, das Abendgeläut erſcholl.

Nun, ein lauteres Getöſe. „Die Räthe, ſie ſind wieder im Gerichtsſaal, der Spruch iſt geſchehn!" verbreitete ſich der Ruf. Eine kleine Friſt. Einzelne ſtürzen hervor aus dem Pallaſte mit geſchwenkten Tüchern, mit Jubelgeſchrei: „Gewonnen! er iſt anerkannt! gewonnen!" Mit Jubelgeſchrei wurde die Kunde empfangen; weiter getragen. Die Menge wogte in freudigem Aufruhr Einer wünſchte dem Andern Glück. Unbekannte umarmten einander. „Es leben die Richter! die gerechten Richter!"

Sie traten aus dem Pallaſte mit ſehr verſchiedenen Mienen. „Heil den Richtern! Heil den ge-

rechten Richtern!" erfüllte ein Schall die Luft. Blumensträuße wurden ihnen zugeworfen. Herr Boyer erschien; an seiner Seite Herr Silvain. „Das ist der Referent, das ist Herr Boyer von Aiguille!" hörte man. „Es lebe der Retter des Unschuldigen! Tragt ihn im Triumph!" riefen viele Stimmen. Ein Sessel wurde herangeschleppt; Meyere an der Spitze der Herzutragenden, mit geschwungenem Stabe, heiser, glühend vom Rufe: „tragt ihn im Triumph. So, so! — hier noch einen Knoten, Gevatter, unterm linken Bein! Jetzt fällt er nicht; ihr könnt ihn in die Wolken erheben!" dirigirte er das eilige Geschäft, den Sitz auf Stangen zu befestigen. Verlegen wehrte Herr Boyer sich des Platzes und lud Herrn Silvain, denselben anzunehmen, ein. „Ihm gebührt die Ehre; er hat den Soldaten vertheidigt; seiner Rede dankt dieser den Urtheilsspruch!" rief er den ihn Umringenden zu. „Es lebe Herr Silvain!" jauchzte die Menge in Erwiderung; allein sie ließ nicht ab. Herr Boyer ward auf den Sessel gesetzt, auf Schul-

tern erhoben. Blumen flogen ihm aus dem Volke zu, Blumen aus den Fenstern auf ihn nieder. Lebehoch schallte ihm von allen Seiten. Er saß in diesem Triumph, mit peinlichem Gefühl, als Repräsentant des gefällten Urtheils zu gelten, während das Volk mit ihm den Weg nach seiner Wohnung nahm.

Herr Rolland hörte das Jubelgetose aus der Ferne. Durch alle Gebeine schmetterte ihm der Schall; zugleich erschienen Funel, der Notar Perrier, Herr Baudiny. „Das Urtheil —" sagte er.

„Wider Sie, durch Mehrheit von drei Stimmen!"

„Acht Stunden haben die Debatten gewährt. Mehrere Stimmen waren für ein Zwischenurtheil; mehrere dafür, ihn als Betrüger zu verdammen. Zwölf unter 21 haben entschieden."

„Den Spruch! — Lassen Sie mich Alles hören!"

„Stärken Sie Ihr Gemüth wider harte Schläge!" rief Herr Baudiny und faßte seine Hand.

„Was sonst bleibt dem zu Boden Geschmetterten übrig? —"

Der Advokat las die Bestimmungen des Urtheils. Der Soldat wird für den ächten Caille erklärt. Sein Name wird aus dem Register des Gefängnisses gestrichen. Es werden ihm alle Güter seines Vaters, der sämmtliche Nachlaß seiner Mutter zugesprochen; die Nutznießung nebst Interessen beider seit fünf Jahren. Es soll verfahren werden wider Herrn Rolland, Generaladvocaten beim Parlament der Dauphiné, wegen Verunglimpfung, Bestechung von Zeugen, Fälschung, Vergiftung; und die Untersuchung wird hiermit verfügt. Joseph Fauque von Colombier, Prior von St. Anne, Anton Audibert, Müller, Ludwig Rey, Schenkwirth, sollen in's Parlamentsgefängniß zur Haft gebracht werden —"

Herr Rolland fuhr zusammen. „Alle, die mir Treue erwiesen, verflochten in mein Verderben?" rief er aus.

„Claude Funel, die Frau des Audibert, Troisset, ehemaliger Commissair der Galeeren und derjenige seiner Schreiber, welcher die Galeerenlisten

angefertigt, werden zum Verhör gefordert. Die Dame Rolland und Herr Tardivy ſind zu allen Koſten, welche der Proceß verurſacht hat, zu verurtheilen —" endete Herr Baudiny.

„So hat ein Parlament geſprochen? Was iſt das Recht?" rief Herr Rolland.

„Erhalten Sie den Muth! Sie wenden ſich an das Conſeil des Königs um Erlaubniß zur Appellation an das Parlament von Paris."

„Wie könnt ich! der Proceß hat unſer ganzes Vermögen verſchlungen. Wir ſind zu Grunde gerichtet."

„Ihre Stelle — Sie müſſen ſie verkaufen."

„Wenn ich meinen Kopf dem Henkerbeile hingebe, meinen Namen der Schande; ſoll ich auch meinem Weibe den Bettelſtab reichen?" rief Herr Rolland.

„Für beides wird Gott Ihr gerechtes Haupt behüten!" rief eine wohlbekannte, jugendliche Stimme, und Baptiſte ſchloß den Oheim in ſeine Arme.

„Was ist unsre Gerechtigkeit vor ihm?" sagte dieser. Herr Tardivy hatte seinen Sohn nach Caille berufen. Fiel das Urtheil günstig oder ungünstig aus; er wünschte dessen Beistand, zu den nächstdem erforderlichen Maßregeln. Baptiste entsandte Funel mit der Nachricht von dem Spruch, mit der Nachricht seiner Ankunft zu Aix. Er bat seinen Vater, einige Tage daselbst zur Unterstützung seines Oheims verweilen zu dürfen, den er mehr überwältigt sah, als er trotz des Schlages für möglich gehalten.

17.

Seit jenem ersten Besuch bei dem Soldaten im Gefängniß, hatte Magdalena Serry diesen nicht wieder gesehn. Von dessen Erfolgen zu Aix, dem Eindruck, welchen seine Erscheinung zu Manosque, auf den Gütern der Familie von Caille gemacht; gab der Abbé Lareidat ihr als Augenzeuge Nachricht: die Ueberzeugung bei ihr bevestigend, daß er

wirklich der Sohn des Herrn von Caille sei, wirkten diese Ereignisse zu seinem Vortheil in ihrem Gemüthe.

In dem Hause ihrer Aeltern ward sie als künftige Gemahlin eines der ersten Edelleute der Provinz betrachtet, behandelt. Die Jesuiten umgaben sie mit Dankbarkeit, Schmeicheleien, Anerkennung dessen, was durch sie zur Ehre des katholischen Glaubens geschah. Von ihren Gefährtinnen, mit denen ihr Verkehr nie Innigkeit gehabt, sonderte sie sich in ihrer gegenwärtigen Lage gänzlich — so lebte sie einsam in einer Atmosphäre, welche ihren Stolz nährte, schmeichelte. Mit Verachtung derselben brachte sie die Opfer des Verkaufes ihres Schmuckes, des Schmuckes ihrer Mutter, mancher andern Entbehrung, wozu die Ausgaben des Processes nöthigten; ganz gerichtet auf deren höheren Zweck. Die Zweifel an der Wahrheit der Aussagen des Gefangenen, welche sie zu Aix verbreitet fand, als sie mit ihren Aeltern, durch Herrn Silvain hierher berufen, daselbst

angelangt war, befremdeten, beleidigten sie. Sie behauptet ihre Ueberzeugung mit allem Nachdrucke ihres starken Willens. Die Vorstellung, welche sie sich von ihrer Zukunft gebildet, stellten jene Zweifel ihr als ungewiß dar; und leidenschaftlicher hielt sie sie fest. Sie sollicitirte für den Angeklagten mit Eifer, mit rastloser Thätigkeit. Ihre Schönheit, ihre Zuversicht, ihre Seelenstärke, rissen, außer ihrem Vetter von Maliverny, den Parlamentsrath Villeneuve, einen Vetter ihrer Mutter, hin und mehrere Parlamentsglieder, durch Heirathen mit diesen, mit Herrn Boyer verwandt. Sie sagten ihre Stimmen für den Soldaten ihr sämmtlich zu, insofern Rechtsgründe irgend gestatten würden, zu dessen Gunsten zu entscheiden. Herr Silvain gab sein Wort, daß zufolge des Rechts nicht wider ihn entschieden werden könne, und vermaß sich, dies darzulegen; er sprach indessen auch von wichtigen Schwierigkeiten. Beunruhigt, wenn auch nicht bewegt erwartete sie den Richter-

ſpruch, zugleich mit Wohlgefühl, einer wichtigen Entſcheidung gegenüber zu ſtehn.

Das Gewühl des Volkes ſeit Anbruch des Tages der Parlamentsſitzungen hob noch höher ihre Bruſt. Bei dem Intereſſe, wovon daſſelbe erregt ward, die Nächſte betheiligt, fühlte ſie ſich, wie an ſeiner Spitze, in ſeiner Mitte, wie ſeine Königin. So blickte ſie vom Fenſter im Hauſe ihres Vetters von Maliverny auf daſſelbe nieder. Die neunſtündige Verzögerung des Urtheilsſpruches dünkte ihr nicht lang unter dieſem Gefühl. Endlich verkündigte Jubelruf ihr den Erfolg ihrer Bemühungen, die Sicherung der Zukunft, welche ſie erwartet. Sie erblickte Herrn Boyer, im Triumphe vorübergetragen, erhoben in ihre Nähe; er und die Menge überpurpurt vom Abendrothe. Das Bewußtſeyn, dieſen Triumph veranlaßt zu haben, erfüllte ihr Herz mit beglückendem Ruhegefühl. Deſto bewegter war rings um ſie Alles. Die Parlamentsräthe, ihre Verwandte, erſchienen mit Glückwünſchungen. Herr Silvain kam, beveſtigt durch den Sieg, wel-

chen sein Talent erfochten in seiner Ansicht von Menschen und Dingen, als ob er deren Richtigkeit denselben verdanke; im Vollgefühl einer Gewalt über beide, welche vermeintlich seine Erkenntniß der Beschaffenheit beider ihm gab; die Frau von Puiloubier, beunruhigt bis zur Pein vom Vergnügen der Rache; die Frau von St. Juhiers, glänzend überfirnißt davon. Das Urtheil wurd vorgelesen, besprochen. Herr Serry fertigte in der Eil eine Vollmacht für seinen Bruder aus, daß er Geld für ihn, zu Bestreitung der Unkosten für dessen Ausfertigung erhebe. Seine Gemahlin fuhr trotz der späten Stunde umher, standesmäßige Kleider für den Herrn von Rougon zu besorgen, um ihn ihrer Tochter, ihren Anverwandten vorstellen zu können. Magdalena wünschte sich unter das Volk zu mengen, welches die Anerkennung des Angeklagten mit öffentlichem Freudenruf, Tänzen, Erleuchtungen feierte; sie war unersättigt des berauschenden Genusses, sich in dessen Mitte die Hauptperson seines Jubels

zu fühlen. Begleitung nach den Orbitellen bot sich ihr willig dar.

Schon lange war die Nacht hereingebrochen; ein leuchtender Sommervollmond entzog ihr jeden tieferen Schatten. Alles war mildes, in einander verschwimmendes Helldunkel. Aus dem Glanznebel, welcher den dunkelblauen Himmel überzog, zitterten die Sterne, klein, wie silberne Funken. Der Weg nach den Orbitellen führte bei dem Parlamentsgefängniß vorüber. Unter den Fenstern standen hier dichte Schaaren, wogten ab und zu, mit: „lebe hoch, Rougon!“ Man sah das Gefängniß im Innern hell erleuchtet. Es schien Meyeres kurze, runde Figur, was sich in diesem Schein hinter den Scheiben bewegte. Magdalena schauderte, indem dieser Anblick ihr plötzlich die Gestalten vergegenwärtigte, welche sie im Kerker zu Toulon gesehn. Doch der Ruf des Volkes wiederhallte in ihrem Innern; der Abbé Lareidat hatte ihr so viel von dem veränderten Wesen des Gefangenen gesagt; seine bisherigen Gefährten muß-

ten ihn jetzt verlassen. — Also beruhigt ging sie weiter, und lautes, frohes Gewühl zog mit ihr der Doppelallee der Orbitellen zu. Von gleichem Gewühl war der Spatziergang erfüllt. Schlaglichter aus den Fenstern, den Gewölben der Häuserreihen zu beiden Seiten hinter der Allee, fielen durch die Wipfel der Bäume, fielen über den Boden. „Heil Rougon! Heil den Richtern! Es lebe die Gerechtigkeit!“ tönte vielfach, immer wieder, von hier und dort. Magdalenens Pulse schlugen höher bei jeglichem Ruf. Um den Springbrunnen, in der Mitte der Allee, drängte das Getümmel sich lauter, dichter. Plätschernd hob sich und sank der Wasserstrahl; in einiger Entfernung übertönt von dem Geschwirr der Freude, in der Nähe hörbar, zugleich mit ihm; und wie die Tropfen sanken, schaukelte der davon bewegte, dunkle Wasserspiegel im Bassin, das stets gegen dessen Mitte zu wachsende Mondbild, glänzend überspühlt gegen dessen Steinrand zurück. Herniederflüsterndes Wehen erhob zu Gesäusel die Zweige der

Bäume und ließ sie sinken; augenblicklich wieder in den Lufthöhen verstummt.

Die Gesellschaft Magdalenens hatte sich auf eine der Steinbänke unter den Bäumen, welche das Bassin umgaben, niedergelassen; Magdalena mit ihr. Ihre Augen ruhten auf dem Wellenspiel im Bassin; sie lauschte auf das Nachtgeflüster in den Wipfeln. Mehr und mehr schwanden die Vorstellungen des Stolzes aus ihrem Sinn. Wie eine bunte Tagesblume falteten sich die gaukelnden Einbildungen zusammen. Bald saß sie, die schöne Stirn, an deren weißer Wölbung der Mondstrahl glänzte, zu den Wipfeln erhoben; nur lauschend auf ihr erwachendes dahinsterbendes Geräusch, auf das Geplätscher des Quells; und plötzlich hörte sie ihren Namen leise gerufen, von einer Stimme, welche sie kannte, von der Stimme Baptistes. Sie wandte seitwärts den Blick. Er saß neben ihr.

Erschüttert von der Lage Herrn Rollands, deren lange in der Brust verschlossenes Geheimniß

dieser, im Ungestüme der Verzweiflung ihm offenbaret; erschüttert vom Geschick seiner eignen Familie hatte Baptiste seinen Oheim verlassen. Voll Unruhe des Schmerzes irrte er umher, suchte an Gedanken Fäden der Zukunft anzuknüpfen, da das Wirkliche rings schwarzer Abgrund schien. Um ihn schallte das Getöse der Freude, über Dasjenige, wodurch sein Schmerz verursacht war. Daß ein vermeinter Sieg der Gerechtigkeit über Unterdrückung, die Rettung eines vermeinten Unschuldigen, den Taumel des Volkes veranlaßt, gab demselben etwas menschlich Mildes, wovon selbst Baptiste ergriffen ward. „Beklagenswerthes Volksgefühl!“ rief er aus: nur für das Gute rege und stets des Urtheils ermangelnd, das Dich auf das wirklich Gute lenkte, des Urtheils, Diejenigen zu würdigen, von denen Du die Richtung annimmst! Abscheulich ist, wer Dich täuschen kann!“ So war er zu dem Orte gekommen, wo Magdalena sich befand, und plötzlich sah er sie, von der er, nach ihren letzten Zeilen, im Geiste für immer

Abſchied genommen, und eine neue Ader ſeiner Schmerzen ſprang auf in ſeiner Bruſt. Er rief ihren Namen: „An dieſem unglücklichſten Tage für mich, für alle die Meinen, ſehe ich Sie noch ein Mal!“ ſprach er zu ihr, die Erſchrockene, ſich Erhebende ſanft zurückhaltend auf ihrem Platze. „Fürchten Sie keine Klagen, keine Bitten,“ ſetzte er hinzu: „ich will Ihr Glück nicht ſtören, frei zu ſeyn. Wollen Sie mit einer Wohlthat von mir ſcheiden; ſie beſtehe in einem Worte des Vertrauns! laſſen Sie mich zuerſt von Ihnen ſelber den Namen hören, welcher künftig der Ihre ſeyn wird.“

Sie ſchwieg; ihre Hand unter der ſeinen, ſanft gehalten von dieſer.

„Es lebe Rougon!“ jubelten Stimmen auf im Volke.

„Verſagen Sie mir auch jenes Wort?“

„Sie hören den Namen.“

„Keine Sylbe kam von Ihren Lippen!“

„Rougon.“

„Welcher?"

„Der heute als dieser Anerkannte. Er wird mein Gemahl;" sprach sie mit wiedererrungener Fassung, doch bebend an allen Gliedern.

„Magdalena!" rief er, nicht minder ergriffen, als sie. „Ich kann, was ich höre, nicht glauben, der niedrige, der schnöde Betrüger! — Wie konnte das geschehn? Gott verhüte, daß es geschehe!"

„Sie müssen so denken, so sprechen; allein Sie sind im Irrthum. Ein grausam von den Seinen Verfolgter, Unglücklicher ist er. Ich weiß es, Sie haben keinen Theil an seinem Mißgeschick. Leben Sie wohl," setzte sie hinzu, aufstehend, um zu gehn.

„Ein Wort, nur noch ein Wort!" rief er, sie zurückhaltend. „O könnte es jeden meiner Gedanken in Ihrer Seele geben. Nie, nie wär es so nothwendig, daß Sie hörten. Der Sohn eines Galeerensklaven, ein verworfener Lasterhafter, seinem eignen Bekenntniß nach, Quacksalber, Bettler, Büttel! — Und er sollte Ihr Gemahl wer-

den, Magdalena! — Das Parlament hat für ihn gesprochen. Bei weitem nicht einstimmig. Es hat geirrt — es hat vielleicht irren wollen — was weiß ich? — ich klage Niemand an! Doch sein Urtheil ist nicht unumstößlich. Es wird umgestoßen werden. Ich flehe Sie nur um Verzug — nur um Verzug!"

„Ich könnte Ihnen Ihre Worte zurückgeben," sagte sie; „auch ich klage Niemand an: Sie sprechen aus Ueberzeugung, Sie nehmen Antheil an meinem Schicksal. Auch Ihnen wird einst die Wahrheit klar werden. Leben Sie wohl; Ihr Glück wird mir immer theuer seyn!"

„O, bei allem, was Ihnen theuer ist, verschieben Sie Ihre Verbindung. Nicht daß ich noch hoffte. Ich will Ihnen schwören, Sie nimmer wieder zu sehn. Nur Ihrentwegen, einzig Ihrentwegen, flehe ich Sie. welche Zukunft erwartet Sie, thun Sie es nicht!"

„Sie irren, Sie können nicht anders," sagte

sie bewegt, ihre Hand ihm reichend. „Ich achte, ich bedaure Sie, ich werde immerdar der Stunden mit Ihnen und den Ihren verlebt gedenken.“

„Unglückseligste der Frauen! — Ihre frohen Stunden sind vorüber. Wenn das Unheil Sie betrifft, das ich voraussehe: rufen Sie mich wenigstens zum Beistand; scheuen Sie alsdann nicht, mich zu sehen!“

„Leben Sie wohl,“ sprach sie noch ein Mal, und hielt ihre Hand ihm dar.

„Unglückliche, nicht zu rettende Unglückliche!“ sprach er schaudernd, unfähig, sie zu berühren.

„Es lebe Rougon! Heil dem von Gott beschützten Unschuldigen!“ schallte es wieder auf im Volke.

„Hören Sie des Volkes Stimme! es ist Gottes Stimme.“ Schon war sie fern, das schöne Antlitz bleich im Mondenglanze, gegen Baptiste zurückgewandt, mit einem ihr ungewöhnlichen Ausdrucke des Antheils.

„Die schleunigste Appellation kann sie vielleicht noch retten!“ rief Baptiste; und eilte nach seiner Wohnung im Gasthofe zur Rose.

18.

„Gott selber hat mich in dieses Unglück verflochten! sein Wille geschehe!“ So sprach Ludwig Rey, welchen Herr Tardivy von der Entscheidung des Parlamentes in Bezug auf ihn in Kenntniß gesetzt; wehklagend wiederholte er die Worte der Ergebung, keineswegs aufgerichtet durch sie. Der Gerichtsrath hatte ihm Geld zur Flucht und einen Brief an seinen Vetter des Muges eingehändigt, worin er diesen, der bei ihrer Versöhnung lebhaft den Wunsch geäußert, das Unrecht gut zu machen, das er ihm auf Anstiften der Priors zugefügt, indem er sich für den Soldaten erklärt, Zeugniß für denselben abgelegt, um Aufnahme und Sicherheit auf seinen Besitzungen für

Rey und Audibert ersucht. Er mahnte jenen nun zur Eil mit der Flucht, da in jeglichem Augenblick die Häscher des Parlamentes eintreffen konnten, ihn abzuholen in das Parlamentsgefängniß zu Aix. Er versprach ihm, während seiner Abwesenheit nach besten Kräften für seine Familie, seinen Hausstand Sorge zu tragen. Sollte er dessen nicht mehr fähig seyn, übernahm die Verpflichtung Funel — kein Zuspruch erregte Rey zu irgend einem Entschluß; trostlos, rathlos in seinem Geschicke ergeben stand er da. „Der Tag bricht an," sagte Herr Tardivy zu Funel, „bringen Sie ihn zu Audibert." „Kommt," sprach dieser, und ergriff die Hand des Zaudernden, der willenlos, wie er geblieben war, ging. „Nehmen Sie den Fußpfad längs der Durance zur Mühle, Sie begegnen dort Niemand," fuhr der Gerichtsrath fort, von der Wand den Schlüssel zum Thore hebend, welches unter der westlichen Terrasse hindurch auf die schmale Wiese am Ufer der Durance führte, die Männer durch das noch nächtig

verſchloſſene in's Freie zu laſſen. „Hören Sie auch, ob Audibert uns Anordnungen für ſeine Abweſenheit zu übertragen hat,“ ſetzte er hinzu, indem jene aus dem Gitter traten. Hier verweilte er, den Strom hinauf, hinab und die jenſeitigen erhöhten Ufer überblickend, ob Jemand ſich zeige, der ihrer gewahre. Niemand, außer den ſich raſch Entfernenden war zu ſehn. Für den Augenblick beruhigt, wegen der Genoſſen ſeines Mißgeſchickes, richteten ſeine Gedanken ſich auf ſein eigenes Loos. Sein Leben lang war ihm unverhofftes Glück geworden durch Beſitz und Verluſt ſeine Tage düſtrer zu machen. So hatte er die Schweſter des Herrn von Caille, ſchön, blühend, ihm überlegen an Reichthum, an Geburt, zur Gemahlin erhalten; ſie eine kurze Reihe von Jahren unter Opfer und Sorge für ihre Geſundheit beſeſſen und verloren. So war er zum Beſitze der Güter ihres Bruders gelangt; bei dem Kampfe mit den Geiſtlichen, den Unterthanen auf dieſen Gütern, nicht ihres Beſitzes, nicht ſeines Lebens froh, hatte er

jenen mit der Gesundheit, vielleicht mit dem Leben seiner Lieblingstochter bezahlt, welche seit der Wunde vom Wurfe Bernards kränkelte; gegenwärtig wurde mit ihnen die Ehre seines Namens ihm entrissen. Sie zu behaupten, war nicht möglich, ohne Aufopferung alles Uebrigen, was ihm an Vermögen blieb. Auch hierdurch war sie nicht mit Zuverlässigkeit gerettet.

Vom Fenster herabsehend, beobachtete Esprite in seiner Miene, die stoische Herbigkeit, welche er jenen Vorstellungen entgegensetzte; sah, wie sie demjenigen wich, was allemal die Schärfe und Bitterkeit ablöste, womit sein Geist die Dinge aufnahm, seinem weichen Gefühl; noch mehr erschüttert als durch jene, durch den Ausdruck von Wehmuth, welchen sein Gesicht zeigte, als er, in die Halle des Schlosses getreten, ihren Augen entschwand. Früher als ihn selbst, hatte sie Funel, der die Nacht hindurch gereis't war, ihm von dem Spruche des Parlamentes zu rechter Zeit Kenntniß zu geben, falls er in Beziehung darauf Maaß-

regeln ergreifen wollte, die nach Eingang des Arrets darüber nicht mehr ergriffen werden dürften, von demſelben benachrichtiget. Während der Gerichtsrath einen Boten an Audibert abfertigte, Rey holen ließ, belehrte ſie ihre Geſchwiſter über Dasjenige, was geſchehen war und deſſen Folgen, beruhigte deren Wehklage, befeſtigte in ihnen den Entſchluß, den Kummer des Vaters durch keine Aeußerung eigner Trauer zu reizen: ſo, daß Jegliches wie ein kleiner Held ſein Herz ſtandhaft von dem, was ihm das Liebſte war, losriß. Nur mit der kleinen Freundin der Vögel wollte es nicht glükken. „Gehören dieſe Güter denn nicht dem Vater, daß das Parlament ſie ihm entreißen kann?" fragte das Kind. Eſprite verſuchte ihr die Verhältniſſe begreiflich zu machen. „Dieſe Gedanken ſchmerzen mich in meiner Wunde," antwortete die Kleine und legte den Kopf an der Schweſter Bruſt, unbekümmert wegen der Trennung von ihren gefiederten Freunden, mit jener Gleichgültigkeit gegen das Irdiſche, welche den Abſchied davon anzukün-

digen pflegt. Mit schmerzvollem Nachdenken betrachtete sie Esprite. Sie hätte gewünscht, sogleich mit ihren Geschwistern zu ihrem Vater zu eilen; ihr Herz war voll von Trost für ihn. Sie wagte nicht, unaufgefordert anders als zur gewöhnlichen Stunde bei ihm zu erscheinen; ihm überlassend, welcher Augenblick ihm der leichteste dünken werde, ihnen das Vorgefallene mitzutheilen. Bänglich dachte sie inzwischen an dessen Eindruck auf ihn, dessen Folgen für ihn — so sah sie ihn vom Fenster, wo sie weilte, indem die Sonne aufstieg, die Gegend überblickend.

Ueber die morgendlich angeleuchteten, höheren Ufer der Durance daher, kam jetzt ein Wandrer mit eiligen Schritten, ihrem Bruder Baptiste ähnlich an Gang, an Gestalt. Er schritt an dem Felsenufer nieder, über die Brücke, welche höher hinauf gen Süden über den Strom führte, schlug den Fußpfad durch die Wiesen gegen das Schloß ein. — Er war es selbst; sie erkannte ihn, indem er in das Gitterthor unter der Terrasse trat. Er-

füllt von dem Gedanken, daß eine Appellation an das Parlament von Paris vom Urtheilsſpruche des Parlamentes der Provence, dieſen umſtürzen, daß die Nachricht der Erlaubniß zu einer ſolchen vom Conſeil des Königs ſchon, dienen würde, die Verbindung Magdalenens mit dem ſchmähligen Betrüger hinauszuſchieben, war Baptiſte in ſeiner Wohnung angelangt.

Schwierig zu erhalten war jene Erlaubniß; jedoch bei den obwaltenden Umſtänden, ließ ſie ſich von den Freunden Herrn Rollands in Paris hoffen, deren Gönnerſchaft ihm bisher während des Rechtsſtreites mehr geſchadet als genutzt. Nicht ohne die wichtigſten Gründe ſtieß das Parlament von Paris Entſcheidungen der Parlamenter in den Provinzen um. Herrn Silvains Spitzfindigkeit und Gelehrſamkeit hatten den Spruch des Parlamentes von Aix auf ſcheinbare Gründe geſtützt. Dagegen flößten die berühmten Namen beim Pariſer Gerichtshofe Zutraun ein. Zu dem erneuten Prozeß gehörten anſehnliche Auslagen. Von Herrn

Rolland waren neue Opfer nicht anzunehmen, geschweige zu fordern, Herr Tardivy mußte, jene zu bestreiten, seine Stelle verkaufen, den Rest seines Vermögens wagen. — Aber was Baptiste das Nächste war, die Lage seines Oheims, die Gefahr der Geliebten, entschieden mächtig für den Entschluß dazu. Er eilte nach Caille, Rücksprache deshalb mit seinem Vater zu nehmen. Kein andrer Gedanke beschäftigte ihn während der nächtigen Fahrt. Indeß die Sterne des Himmels schweigend über ihn dahinzogen, die Ströme der Nachtluft ruhig um ihn die schattige Weite durchflossen, erhielten die ungestümen Gedanken seiner Brust immer mehr Gestalt und Vestigkeit.

In einem nahen Vorwerk ließ er seinen Wagen, durch seine unerwartete Ankunft nicht neue Störung in der bewegten Familie zu verursachen. Je mehr bekannte Gegenstände ihm entgegentraten, die er nie anders, denn als sein und der Seinen Eigenthum betrachtet, in denen er jetzt den Raub des schnödesten Betruges sah, so heftiger, so schmerz-

voller klopfte sein Herz. Und nun zeigte sich ihm das Schloß; die Wiese benetzt vom Strom; auf der Terrasse das Viereck der Doppelreihe der Orangenbäume; von jenem umschlossen, in der Tiefe Buchsbaumschnörkel, dunkelgrün, glänzend um spiegelnde Bassins, der hohe Cypressenkranz in deren Mitte; das Thor mit dem alten Familienwappen, wovon architektonisch verzierte Mauerzüge, breite Treppen dazu hinabführten — ihm war, als müsse er das Leben mit diesem allen verlassen. Esprite eilte ihm entgegen. Er sah sie in ihrer Trefflichkeit und Schönheit, zum ersten Male arm und reich in ihr. Daß an die Ausführung seines Entschlusses das Letzte gewagt werden mußte, was ihr, was seinen Geschwistern blieb, erschütterte bei ihrem Anblick plötzlich dessen Vestigkeit. Er fühlte, nur durch sie konnte er sie wieder erhalten, und eilte, ihr die Ursachen seiner Ankunft zu eröffnen. Er schilderte ihr die Lage ihres Oheims, seine Zusammenkunft mit Magdalenen, was er von dieser erfahren; legte ihr Hoffnungen, Zweifel, Nothwen-

digkeiten der Maaßregel, die er beabsichtigte, dar; seine Plane in Bezug auf dieselbe. Nach Paris zu gehn, daselbst als Schreiber bei la Roue, la Bliniere, einem andern berühmten Rechtsgelehrten, einzutreten, seinen Unterhalt so zu erwerben, für ihre Angelegenheit zu wirken, sich eine Lage zu gründen, die ihn in den Stand setze, für seine Familie zu sorgen; für's Leben auf die Ehe zu verzichten; den Seinen und seiner Wissenschaft zu leben — dies waren seine Aussichten. „Ehelosigkeit ist kein Opfer, das ich bringe," sprach er; „nie werde ich in einem weiblichen Wesen so viel Schönheit und so viel Seelenstärke treffen, als Magdalene besitzt. Mich hat Keine gerührt, außer sie; mich wird Keine als sie rühren. Ihr Besitz ist für mich nicht zu hoffen, nicht zu wünschen ein Mal. Mein Gefühl für sie hat nie einen Anklang in ihrer Brust gefunden; es wird nie einen finden. Ich kann in Bezug auf sie kein anderes Glück erwarten, ich will keines, als das, sie vor der schauderhaften Verbindung zu bewahren; ich

kenne keines andere, als für Euch, für meine Wissenschaft zu leben. Bis ich dahin gelangt bin, Euch zu versorgen, wird Eure Lage beengt seyn, nicht unglücklich — wer kann Ueberfluß und Freude wünschen, nach Erfahrungen, wie die unsrigen! Das Haus Herrn Rollands muß Euch Zuflucht gewähren. Er wird gern, was ihm bleibt, mit Euch theilen; Euer Beisammenleben wird Wohlthat für Euch Alle seyn."

„Unser Vater? — Er sollte in Abhängigkeit leben?" rief Esprite.

Baptiste schlug die Augen nieder, schweigend, von Thränen erfüllt. „Die härteste Last des Opfers fällt auf ihn —" sagte er nach einer Pause.

„Komm zu ihm," nahm sie wieder das Wort: „in unsrer Lage gilt keine Schonung; nur beherzter, fester Entschluß!"

Mit ähnlichen Gedanken als sein Sohn, rang, zugleich mit demselben, Herr Tardivy. Er hatte durch Funcl den ganzen Umfang der Opfer ken-

nen gelernt, welche sein Schwager während des Prozesses gebracht; dessen Lage, deren Folge, den Eindruck, welchen auf ihn das Urtheil gemacht. Seine Schuldigkeit gegen denselben, die Ehre ihres Namens bis zum Aeußersten zu verfechten, diente ihm zu Antrieben desselben Entschlusses, welchen in Baptiste der unmittelbare Eindruck desjenigen, was er von Funel vernommen, die Gefahr erregt, wovon Magdalena bedroht war. Die Rücksicht auf seinen Sohn, als dessen Eigenthum er seine Stelle betrachtete, auf seine übrigen Kinder, welche zu erhalten, er nichts besaß als sie, bekämpften in ihm den Entschluß, sie zu verkaufen und das dafür zu lösende Capital zur Erneuung des Prozesses in Paris zu verwenden, wie in Baptiste die Rücksicht auf seinen Vater, seine Geschwister denselben Gedanken bekämpften. Die Vorstellungen hatten den Sieg über seine persönlicheren Gefühle davongetragen; jedoch er wünschte, was er beschlossen, vor Esprite und seinen Sohn, denjenigen seiner Kinder zu rechtfertigen, welche eines Urtheils in

der Sache fähig waren. Im Augenblicke dieſes Wunſches, traten beide ein.

Baptiſte vernahm die Erklärungen ſeines Vaters, bewegt, beſchämt, voll Dankgefühl. Den Antrieben, nach welchen dieſer handelte, gegenüber, fühlte er den Antheil, welchen das Schickſal Magdalenas an der Beſtimmung ſeines Entſchluſſes beſaß, als ein Unrecht. Nicht Herr Tardivy, nicht ſeine Schweſter erwähnten dieſer letzteren; auch er ſchwieg von ihr. Wie ein weicher Anhauch milderte ſein verletztes Bewußtſeyn, die Schärfe ſeines männlichen Weſens. Ihren gefaßten Beſchluß ſo bald als möglich in's Werk zu richten, waren Vater und Sohn einverſtanden. Dann kam Baptiſte auf die zukünftigen Tage ſeines Vaters. Herr Tardivy hatte hinſichtlich derſelben einen ähnlichen Plan als er ſelber in's Auge gefaßt. In untergeordneten Verhältniſſen des Rechtsgelehrten wollte er zu Paris ſeinen Unterhalt erwerben. Sein zweiter Sohn ſollte ihn dorthin begleiten; für ſeine übrigen Kin-

der die Gastfreundschaft Herrn Rollands in Anspruch zu nehmen, war auch sein Gedanke. Die Uebereinstimmung der Absichten ihres Vaters, ihres Bruders, erfüllte Esprite mit Genugthuung. Das, beim Gespräch über dieselben zwischen dem Gerichtsrath und seinen Kindern, in diesen erregte väterliche und kindliche Gefühl verschaffte denselben, mitten unter Drangsalen, eben durch sie, eine Stunde des Seelenglückes, welche die glänzendste Wendung ihres Geschickes ihnen nicht hätte gewähren können. Es ward unter ihnen beschlossen, daß Baptiste noch an demselben Tage Caille wieder verlassen sollte, zu Aix, zu Grasse Anstalten zum Verkauf der Stelle seines Vaters, zur Aufnahme eines Capitals auf deren Ertrag zu treffen. Eine geheime Hoffnung, in Aix Magdalenen noch ein Mal zu sehn, Aufschub ihrer Verbindung mit dem vermeinten Rougon von ihr zu erhalten, stürmte dabei in des Jünglings Brust. Nur so lange noch wollte er auf dem Schlosse verweilen, bis er das Archiv, alte Familienschränke, die sich

in einigen Zimmern fanden, wiederum durchsucht, ob unter den Papieren hier nicht noch irgend ein Document verborgen sei, das Licht über die Vergangenheit verbreite.

Unterdessen waren seine Geschwister in einem der Wohngemächer allein beisammen. Die Trauer des muntern Gastes war schnell der Freude und dem Leichtsinn gewichen, die im Geiste der Kinder regieren; er forderte den kleinen Bienenfreund zum Ballspiele auf. „Laß uns spielen; wir werden hier so nicht mehr lange spielen!“ ermunterte er den sich weigernden Bruder, dem die Trennung von seinen Bienen schwer zu Herzen ging. Seine Ermunterungen hatten bald Erfolg; der Ball flog, aus einer Gegend des Zimmers in die andre geschlagen, von dem Hunde des muntern Gastes mit Sprüngen und Gebell begleitet. „Wie das schallt!“ rief der Knabe, indem das Spielzeug gegen eine Stelle in der Mauer flog; und er wiederholte den Wurf, den Schall noch ein Mal hervorzulocken. „Es muß hohl dort seyn!“ rief

er wieder, indem dies gelang; an die Mauer schlagend, erprobte er die schallende Stelle, und spähte im Getäfel daselbst nach einem Riegel, einem Knopf, der Oeffnung zu einem Schlüssel umher.

„Was hast Du?“ fragte Baptiste, der von seiner erfolglosen Bemühung zurückkehrend in das Zimmer trat; die Kinder unterrichteten ihn von dem Anlaß der Untersuchung; zugleich hatte der Späher einen kleinen eisernen Knopf entdeckt, gleichfarbig angestrichen mit dem Getäfel, beweglich unter seiner Hand, und rüttelte und schob an demselben. Ein Fach der Täfelung sprang auf, ein kleiner Wandschrank stand eröffnet, drinnen zeigte sich ein silbernes Crucifixchen, ein paar Gefäße von demselben Metalle auf gleicher Unterschale, wie es schien, zum Gebrauch beim Abendmahl in einer Hauskapelle bestimmt, ein großes Buch in grünen Sammet mit silbernen Hafteln.

Der gefundene Schatz erfreute die, welchen er nicht mehr gehörte. Baptiste ergriff das Buch und eröffnete dessen Hafteln. Es war ein Tage-

buch, welches Herr Bourdin, Großoheim des Herrn von Caille, in deſſen Hauſe letzterer während der erſten Jahre ſeiner Vermählung gewohnt, über Ereigniſſe in ſeiner Familie gehalten. Auf einem der Blätter fand ſich angemerkt: „Am 19ten November 1664 iſt meinem Neffen von Rougon ein Söhnlein gebohren, welches in der Taufe den Namen Iſaac erhalten.“ Auf den folgenden Blättern waren die Namen der Ammen des Kindes, die Zeit des Eintrittes in den Dienſt, der Betrag des Lohnes einer jeglichen angemerkt. Garcine war eingetreten den 19ten December, einen Monat nach deſſen Geburt. Louiſe, den 27ſten deſſelben Monates. Den 1ſten Juni des folgenden Jahres Suſanne; den 2ten September die Tochter des Claude; den 2ten Aprill 1666 die Eſteve. Keines der Weiber, welche als Ammen des Herrn von Rougon für den Soldaten zu Manosque Zeugniß abgelegt, gehörte zu den hier aufgeführten Frauen.

Noch war die Familie mit der Entdeckung beſchäftigt, als Funel zurückkehrte. Audibert hatte

die Nachricht vom Spruche des Parlamentes wider ihn mit mehr Unwillen als Bekümmerniß aufgenommen. Er war rasch entschlossen zur Flucht. „Ich wollte des Betrügers Pächter nicht seyn, wenn ich sollte," sprach er. „Ich werde die Mühle verlassen; zuvor aber will ich des Meinen wahren; vor Abends ist dies nicht gethan; wer mich früher von hier fortholen will, versuch's auf seine Gefahr" Bei diesen Worten unterstützte er mit gekrümmtem Knittel einen gewichtigen Sack und warf ihn im Schwunge auf den Rücken des runden, langöhrigen Thiers, welches mit gesenktem Kopfe beladen zu werden da stand. Mühlknappen, Mühlburschen, Hunde um ihn her, beim Gebrause seiner Wasserräder, dem Geschrei seiner übrigen Müllerthiere, verbürgten, daß ihn wider seinen Willen von hinnen führen, kein leichtes Unternehmen seyn würde. Hiernächst setzte er eine angehobene Berathung mit seinem ältesten Mühlknappen, einem Manne von gleichem Schroote und Korn als er, fort, so gelassen, so umständlich, als

dränge ihn Nichts zur Eil. Funel blieb und trieb. Seine Mahnung ward nicht beachtet, wohl aber wurden seine Dienste in Anspruch genommen zu einem Vertrage zwischen Knappen und Herrn. Gemach zählte und maaß nach dessen Abschluß dieser nun jenem Säcke Getraide zu — es schien, er wünsche den Kampf mit den Häschern, wovor der Notar ihn warnte. „Laß sie kommen; dienen sie Buben als Herrn um ehrliche Männer als Buben behandeln zu machen; laß sie sehen, wie ihnen der Lohn gefällt!" rief er mit funkelnden Augen. Nur das Versprechen erhielt jener von ihm, daß er vor Sonnenuntergang von dannen wolle. Rey war unter seinem Schutze sicher und wohlberathen.

Dem treuen Freunde und Diener des Hauses wurden jetzt die gefaßten Beschlüsse mitgetheilt, das aufgefundene Tagebuch gezeigt. Das Document war nicht entscheidend, doch hatte es Gewicht, auch zu Unterstützung des Gesuches um Erlaubniß zur Appellation, welche einzuleiten Baptiste nun seine Familie verließ. Die Seinen begleite-

ten ihn durch den Garten. Unter den Orangenbäumen auf der Terrasse flogen Bienen im Zuge her und hin und über den Fluß, und deckten summend die besonnten, violetten Quendelflächen an dem Kalkgestein der jenseitigen Gestade. Betrachtend stand der kleine Bienenfreund und ging auf und ab, den Finger in Wein getaucht darhaltend, wo irgend eine Biene, überschwer von Beute, oder erschöpft vom Fluge über dem Strom zu Boden sank. An seinem Finger hingen sie, saugten sie, und gestärkt flogen sie weiter zum Stocke. Dicke Thränen rollten bei dem Geschäft über die Wangen des Knaben. Als er seinen Vater, seine Geschwister auf ihn zu kommen sah, rannte er ihnen entgegen, umschlang die Knie Espritens, sein Gesicht in ihr Kleid verbergend: „Ich weine nicht," sagte er und blickte lächelnd zu ihr empor.

„Euch sehe ich wieder, wenn ich diese Gegend auch nimmer mehr erblicke!" mit diesen Worten riß Baptiste, an der Brücke über die Durance, sich von den Seinen los. Auf der Höhe, unfern

des Vorwerkes, wo er ſeinen Wagen wieder beſtiegen, blickte er von dieſem noch ein Mal rückwärts über die Hügel, an welchen, gereift im Strahle einer unveränderlich leuchtenden Sonne, leuchtend in ihm, die Saat mit reinem Golde, wie ein weites Kleid herniederwallte, auf das ſchimmernde Schloß, darüber die dunkeln, drohenden Thürme der Priorei. Da ſchwoll von dieſen das Geläut der Feſtglocken zu ihm her, wie er es eben hier an jenem Frühſommermorgen hörte, als der unſelige Prozeß, welcher ihm dieſe Güter geraubt, ihn zum erſten Mal nach denſelben führte. Er konnte muthmaßen, das Geläut gelte der Dankſagung für den Erfolg des Verbrechens. „Gott, wie wird es enden!“ rief er und ſein ganzes Herz befahl den Ausgang dem Höchſten.

19.

Keine Nachricht von der Entscheidung des Parlamentes, außer der von Funel überbrachten, war bisher zu Caille eingetroffen; diese war nicht hinaus über die Mauern des Schlosses als zu Audibert und Rey gelangt, und dem Weibe des letzteren, so standhaft und trotzig, als er schüchtern und verzagt, gewannen nicht Freund noch Feind Wort oder Miene ab, welche, was sie betroffen, verriethen; doch war die Kunde jener Entscheidung im Orte verbreitet, auf die unerklärliche Art, wie oft wichtige Begebenheiten an entfernten Orten bekannt sind, bevor ihre Kunde möglicher Weise dorthin gelangen konnte. Einer erzählte dem Andern, der Soldat habe gesiegt; Niemand konnte sagen, woher die Nachricht stamme; doch Aufregung verbreitete sich allgemein; unter den Anhängern der Gutsherrschaft Zweifel, Besorgniß, Bestürzung; unter der Anhängern der Priors

Triumph und Hohn; gleichwohl schwebte Alles im Ungewissen.

Jetzt erschollen plötzlich die Festglocken von der Priorei, die Kirchthüren wurden weit aufgethan, hinaus an den Tag schimmerten die Kerzen vom geschmückten Hochaltare, schwollen die Ströme der Orgel. Man erblickte die Kirche in festlicher Pracht, die Priors in den kostbarsten Meßgewändern. Der ältere Prior, zum Himmel die Augen erhoben, daß man fast nur deren Weißes, kaum den untersten Rand seines Augensternes sah, schien größer geworden, indem er, leise Gebete sprechend, zur Kanzel schritt. Hier niedergeworfen, die kahle, gefurchte Stirn aufwärts gekehrt, die knöchernen Hände krampfhaft verschränkt, ergoß er sich mit lauter Stimme in brünstigem Dankgebete, daß der Herr mit dem Flehn seiner Diener gewesen sei, abermals seine Kirche verherrlicht, den Geist der weltlichen Richter erleuchtet, ihren Mund erschlossen, und durch ihren Spruch die Unschuld geschützt, ihren angestammten Herrn den Versam-

melten wiedergegeben habe. „Danket und lobsinget!“ rief er: „sie sind zu Boden geschmettert, die sich wider den Herrn gesetzt in ihrem Herzen. Ihre Werke der Finsterniß sind an den Tag getreten und kehren sich gegen sie zu ihrem Verderben. Vertrieben werdet ihr sie sehen aus dem angemaßten Besitz. Ihre Augen sollen nicht mehr erblicken, was sie das Ihre nannten. Das Erbe ist zurückgekehrt zu dem wahren Erben. Er hält das Pfand der Versöhnung seines Hauses mit Gott. Schmach und Niedrigkeit erwarten seine Unterdrücker. Sie sollen ein Zeichen seyn der Rache des Herrn der Heerschaaren gegen die hugenottischen Verächter seiner Gebote. Danket und lobsinget! Er hat den Dürftigen und Niedrigen erhoben zu Eurem Herrn; er wird Euch willig spenden von dem Seinen und Euch ein freundlicher Herr seyn! Danket und lobsinget! Er hat Euch den Unterdrückten zum Herrn gegeben; er wird über Euch herrschen mit Demuth und Nachsicht! Danket und lobsinget! Er hat den Rechtgläubigen

zu Eurem Herrn berufen; keine Ketzerei wird fortan die Gemeinde beflecken. Die Strafen des Himmels, Ungewitter, Seuchen, Mißwachs werden von Euch hinwegziehn mit dem Uebelthäter, dem Räuber fremden Gutes, dem Gottesverächter!"

Die Orgel fiel ein mit mächtigen Akkorden. Der jüngere Prior stimmte das Tedeum an; die Gemeinde erhob ihre Stimmen: bis zum Schlosse drangen die schwellenden Töne der Orgel, der Chor des Lobgesangs.

Herr Tardivy hatte hier seine Leute versammelt und ihnen den Ausgang des Prozesses eröffnet. Seine Anhänger unter den Bewohnern des Ortes fanden sich ein, theils zweifelnd, um das Wahre des Gerüchtes zu erfahren; theils mit ihm zu klagen; theils Rath von ihm zu fordern, wegen der Zukunft. Er gab keinem Hoffnung, berieth jeglichen nach bester Einsicht, gab denen, die es verlangten, Empfehlungen an den Herrn des Muges, forderte Alle auf, sich ruhig zu verhalten, nicht der Sieger Uebermuth zu reizen. Wehklage,

Weinen, ſtumme Beſtürzung herrſchten um ihn her, überall im Orte unter den Leuten ſeiner Parthei. Bangend blickten die Einen der Zukunft entgegen; mit traurigen Blicken betrachteten Andre Haus und Habe, beſchäftigt mit dem Gedanken, ſie zu verlaſſen; Alle waren verzagt; der einzige Gregoire ſprach ihnen Muth ein. Sein Ehrgefühl konnte die Vorſtellung der Niederlage ſeines Herrn nicht ertragen; er läugnete ſie ab. Was er von der Entdeckung des Tagebuchs, den Abſichten Baptiſte's vernommen, eröffnete er geheimnißvoll, vergrößert, dem Einen, den Andern; verſichernd, die Dinge würden nicht bleiben, wie ſie wären. Im Triumphe verließ jetzt die Verſammlung in der Kirche dieſelbe; die Guten mit aufrichtiger Dankſagung, die Argen mit Uebermuth, Hohn, die Anhänger der Gutsherrſchaft, denen ſie begegneten, verſpottend, ſchmähend.

Die Arbeit blieb ruhn. Sie thaten ſich in Trupps zuſammen, frohlockten, durchzogen die Gaſſen, zechten hier und dort, beſprachen ihre Erwartun-

gen, ihre Freude. Die Gegenparthei hielt ſich ſtill; doch konnte ſich Dieſer und Jener nicht mäßigen, dem Hohne Trotz entgegenzuſtellen. Die Nachrichten Gregoire's, die darauf begründeten Hoffnungen, beantworteten, übertrieben, den Spott der Anhänger des Priors. Allmählig verbreitete ſich unter dieſen das Gerücht von einem Schatze, welchen Herr Tardivy im Schloſſe entdeckt, welchen er anwenden wolle, alles Geſchehene ungeſchehn zu machen, von der Anweſenheit ſeines Sohnes zu Caille in Bezug hierauf; die Aufregung wuchs in ihr. Gegen Abend traf der Pachter Bernard ein, von dem neuen Gutsherrn ſchon hergeſtellt in ſeiner Pacht, von den Priors, ſeinen Verwandten und Freunden als ein Märtyrer empfangen. Das Haus desjenigen derſelben, bei dem er eingekehrt, wurde zum Sammelplatz für die Parthei. Wehklage, Frohlocken, Drohungen wechſelten. Das Gerücht von dem Schatze, welchen Herr Tardivy gefunden, kam auf's Tapet; Furcht geſellte ſich dem Jubel; der Wein erhitzte

die Gemüther; immer aufgeregter wurde die Stimmung, heftiger das Gespräch. „Erinnert Euch an den Weihnachtsheiligenabend, an die Worte des Priors. Was wir damals wollten, führen wir es heute aus. Auf, zum Schlosse! entreißt ihm den Schatz; laß die Erde ihn verschlingen mit Söhnen und Töchtern, wie der Prior gesagt!“ schrie der Sohn Bernards. „Unternehmen wir nichts, ohne den Willen der geistlichen Herren!“ redete ein Anderer darein. „Sendet zu ihnen,“ rief ein Dritter; „laßt uns sie durch eine Deputation befragen!“ Der Vorschlag wurde genehmigt; die Deputation, erwählt, begab sich nach der Priorei.

In einem Rausche des Stolzes und der Rachlust, von dem sein hartes Herz ungestüm schlug, sein Auge funkelte, seine fahlen eingefallenen Wangen glühten, befand sich der ältere Prior. Der Himmel war sein Sitz und die Erde der Schemel seiner Füße, so erhoben fühlte er sich durch seinen Sieg. Die Freude seines Neffen war gemäßigter,

ein Nachhall der seinen, wie derselbe von ihm. „Was der Geist Euch eingiebt, thut; und was ihr thut, wird von Gott seyn!“ antwortete er den Abgeordneten.

Der jüngere Prior hielt diese zurück, führte ihn in ein Nebenzimmer, machte ihm Vorstellungen. „Hätte er mich beleidigt, ich würde ihn schützen. Er hat sich wider die Rechte der Kirche aufgelehnt; er ist ein heimlicher Hugenott: ihm geschehe wie Korah, Natha und Abiram!“ antwortete er ihm und entließ die Abgeordneten mit den vorigen Worten.

Kräftig und klug hatte das Weib des Rey den Tag genutzt. Ihre Schenke war der Sammelplatz der Anhänger des Grundherrn. Sie trafen sich hier, zu klagen, einander zu befragen, wegen der Zukunft Rath zu ertheilen, Nachricht zu geben von dem Unternehmen der Gegenparthei. Kummer und Bestürzung unterdrückend, bediente sie besonnen ihre Gäste, verschwieg ihren Kummer, verläugnete alle Kenntniß von dem Zufluchts-

orte ihres Mannes. Die Kunde von der Ankunft des Pachters Bernard, von der Versammlung der Anhänger der Priors in dem Hause seines Verwandten, war schon eingelaufen. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen. „Entfernt Euch! zerstreut Euch! In Eure Häuser! Flieht! Sie rüsten sich; sie versammeln sich auf der Pläne; sie wollen das Schloß stürmen, den entdeckten Schatz in Beschlag nehmen, die Herrschaft ermorden! Sie überfallen auch uns!" So rief der Eintretende. Hastige, bestimmtere Nachrichten bestätigten seine Mahnung. „Fort! Jesus Maria!" riefen die Versammelten, eilig entfliehend. „Louis! Louis!" rief das Weib des Rey nach ihrem Sohne. „Er ist hinweg, Mutter! Ich sah ihn durch den Garten laufen, bald nachdem der Mann eingetreten war," antwortete seine Schwester. „Barmherziger Gott!" rang das Weib die Hände. „Geh Du!" wandte sie sich zu ihrer Tochter: „eile auf's Schloß, verkünde dort, was er gesagt." „Nein! nein! ich fürchte mich; ich bleibe bei Dir!" schrie die Kleine.

„In Gottes Namen!“ ſprach entſchloſſen die Mutter, ſperrte die Läden der Fenſter, die Eingänge, riß das Kind mit ſich fort, durch das Thor unter der weſtlichen Terraſſe zum Schloſſe. Feſt verriegelte ſie hinter ſich das Gitter, eilte durch den Garten in die große Halle. „Verrammelt das Hofthor! die Zugbrücke auf! Ueberfall!“ ſchrie ſie begegnenden Dienſtleuten zu. Schon vernahm man das Geſchrei der Rotte in der Ferne von der Seite her, von welcher ſie gekommen war.

Herr Tardivy hatte in ſeinem Zimmer dieſes, hatte ihre Stimme gehört. Mit wenigen Worten war er durch ſie von dem, was ihn bedrohete, unterrichtet. „Sie nahen von dort! Ich kann nicht zurück nach meinem Hauſe, Gott ſey mir gnädig!“ rief die Rey, während er Befehl gab, das Hofthor, die Thore der Terraſſen zu ſchließen, die Zugbrücken aufzuziehn, Fenſter und Eingänge zu verrammeln. „Bleibt bei uns; was uns ſchützet, ſchütze Euch!“ ſprach er zu ihr; „geht zu meiner Tochter.“ Mit dem muntern Gaſte und dem klei-

nen Bienenfreunde saß Esprite in einem Zimmer neben dem, in welchem ihre jüngeren Geschwister schliefen. „Ruhig, ruhig, daß ihr sie nicht erweckt; hört des Vaters Willen!“ rief sie den Knaben zu, die bei der Nachricht der Rey in Klagen und Entschlüssen auftoseten. „Mein Sohn! mein Sohn! was wird aus ihm werden!“ jammerte die Rey. Esprite blickte aus dem Fenster. Lauter, immer näher schallte durch das geöffnete wildes Geschrei. Der Schein von Bränden leuchtete über das Schloß vom Haupteingange her, gegen welchen die Rotte heranzog. Das Gesinde wehklagte, Thüren wurden zugeschlagen, verschlossen, der Hofhund heulte an seiner Kette, still lag unter ihr der dunkle Garten, von den Sternen des Himmels freundlich überblickt.

Ihr Vater trat ein, todtenbleich. „Was ist zu thun? zu fliehn? uns zu verbergen?“ fragte sie ihn. „Erwarten; beisammen sterben,“ antwortete er. „Von dorther nahen sie. Höre sie jenseits bei der Brücke über der Durance. Das

südliche Portal ist frei; allein der Graben ist zu tief, wir haben kein Boot. Fliehend fallen wir in ihre Hände. Welcher Zufluchtsort wird uns vor ihnen verbergen?" — Esprite preßte die angstvoll gerungenen Hände gegen ihre Brust, die Knaben klammerten sich an sie, das Weib des Rey erhob ihre Tochter in ihre Arme. „Noch ist nicht Alles verloren," fuhr er fort: „das Schloß ist fest; es giebt uns lange Sicherheit. Unsre Freunde können sich für uns bewaffnen. Die Diener des Parlamentes können eintreffen und stellen die Ordnung her. Vielleicht wehren die Priors den Rasenden. Auch Funel kann für unsre Rettung wirken —" Gregoire ging mit einer Flinte durch den Saal. „Der Erste, der an das Thor greift, für den ist dieß," sagte er, eine Kugel in den Lauf rollen lassend. „Ich hoffe, es wird der Teufel, der Sohn des Bernard seyn, welcher unser Kind verwundet hat." „Ich zähle auf Dich," sagte Herr Tardivy zu seiner Tochter, „daß Ihr Alle hier versammelt bleibt, daß Niemand dieses Zimmer

verlasse. Ihr seyd hier am längsten sicher. Ich will nach den Eingängen sehn. Rufe die Dienstleute sämmtlich in die große Halle; triff mich dann im Hofe," sprach er zu Gregoire. Sie entfernten sich Beide.

Eine Zugbrücke führte vom großen Eingangsthor über den Schloßgraben in den viereckigten Schloßhof. Vorn und zur Linken des Thors umgab diesen der Graben, und lief an dieser Seite zwischen dem Orte und der Terrasse dahin, die er ebenfalls gegen Süden umschloß, bewässert von der Durance, welche zur rechten Seite des Hofes, des Schlosses, der Terrasse dahin strömte und seine beiden Mündungen aufnahm. Hohe Mauern, ausgehend von beiden Seiten des Hauptthores, liefen ins Geviert jenseit des Grabens und des Stromes um den Hof; schlossen sich an den Hauptbau in dessen Grunde, unter Gewölben von Eisengittern gesperrt, zur Linken vom Graben, zur Rechten zwei Mal von der Durance durchströmt, welche, nachdem sie das Schloß bespühlt, mit einer kleinen

Beugung gen Westen gewendet, der schmalen Wiese unter der Terrasse Raum gab, die sich bis zur Mündung des Grabens im Süden erstreckte. Weiter hinaus, jenseits dieser, führte von dem sich nun verflächenden, gegenüberliegenden Strand eine Brücke auf andere Wiesen des diesseitigen Ufers, zu denen man von der Wiese unter der Terrasse auf einer kleinen Zugbrücke über den Graben gelangte.

Jetzt schallte betäubend das wilde Geschrei, Schlag auf Schlag schmetterte gegen das Thor. Die Flinte Gregoire's knallte. Geheul, Drohungen, Verwünschungen, Wuthgeschrei, verstärkte, vervielfachte Schläge gegen das Thor beantworteten den Knall. Plötzlicher, zuckender Lichtschein an den Fenstern dahin, verrieth, daß Brände in den Hof geschleudert wurden. Dumpf drang dieser Lärm zu dem Zimmer, wo Esprite saß, neben sich ihre Brüder, in jeder Hand eine Hand der Knaben, zitternd, lauschend, ob nicht vom Orte her sich Stimmen, Bewegung vernehmen ließen, den

Beistand ihrer Freunde daselbst ankündigend. Nichts war zu hören. Ungestümer hallte am Eingang das Geschrei, dröhnten die Schläge am Thor, je und je fiel ein Schuß, in der Halle unten wehklagten die Mägde, das Vieh brüllte dumpf in den Ställen. Sie trat an das Fenster, deutlicher zu vernehmen. Alles still. Im Garten, in den Cypressen schlugen Nachtigallen, über dem Strom her, aus den Felsen, gellten Cikaden, die reifen Saatflächen oben auf jenen wallten schimmernd im Sternenlicht, den frohen Morgen erwartend und die Aernte.

Auf einer Stufe unter einer Thür, welche in das Zimmer führte, saß die Rey, ihre Tochter auf dem Schooß, den Kopf des Mädchens an ihrer Brust, auf sie niederblickend. Kein Laut kam von ihren Lippen.

„Ich höre Nichts vom Orte her," sprach Esprite zu ihr.

„Hoffen Sie nicht auf diese Hülfe. Sie sind verschüchtert, in ihre Wohnungen zerstreut."

„O wenn Gott das Herz der Priors rührte.“

„Auf ihr Anstiften sind die Wüthenden hier.“

Mit leisen Schritten wankte Esprite in das Zimmer, wo ihre Geschwister schliefen. Sie blickte in jedes ruhvolle, heitre Gesicht. Nur das Angesicht der Verwundeten zwischen den übrigen Kindern zeigte nicht jenen Ausdruck. Die Züge des Mädchens, wie plötzlich gealtert, trugen das Gepräge des Entsetzens; doch ging ihr Athem ruhig, ihre Augen waren geschlossen, sie regte sich nicht und schien in tiefem Schlaf. Die Hände inbrünstig gefalten zum Himmel erhoben, warf Esprite sich zwischen den Schlummernden nieder auf die Kniee.

Ihr Vater trat ein. Er war in der höchsten Spannung. Von der Rey erfuhr er, was sie von ihr gehört.

„So dienen alle Schutzmittel nur zur Verlängerung der Todesangst!“ rief er aus.

„Wir haben Euer Verderben veranlaßt!“ sprach Esprite zur Rey.

„Eben so wenig, als Ihr eigenes. Es ist die Fügung Gottes," antwortete das Weib.

„Höher, höher den Hebel! So, brecht fort; noch ein Mal! gleich habt ihr ihn!" vernahm man draußen das Gebrüll der Rotte.

Herr Tardivy trat an die Lager seiner schlummernden Kinder. „Schlaft ruhig, schlaft dem Tode entgegen," sagte er, die flachen Hände über sie gebreitet, sie mit verzweiflungsvollen Blicken betrachtend; dann umschlang er Esprite und ihre Brüder.

„O Baptiste! wer hätte am Morgen diese Stunde geahnet!" rief sie.

Jetzt ein einziges, vielstimmiges Gebrüll; prasselndes Krachen, Kettengerassel, ein donnernder, dumpf nachhallender Schlag. „Schlagt ihn todt, den Räuber, zum Tode mit der Ketzerbrut!" hörte man näher das Wuthgeschrei. „Sie haben das Thor erbrochen, wir sind verloren!" schrie Gregoire, welcher bleich, verstört, die Flinte in der Hand hereinstürzte. „O mein Vater!" sprach

Esprite: „wenn wir sterben müssen — wir stürben am leichtesten von Ihrer Hand!“

Herr Tardivy umfaßte sie schaudernd; er blickte auf seine übrigen Kinder; schwere Tropfen fielen aus seinen Augen, schwere kalte Tropfen standen vor seiner Stirn.

Zerschmettert klirrten die Scheiben der Fenster. Undeutlich hinter denselben zeigten sich Gesichter. Das Kind der Rey schrie auf; die Mutter verhüllte ihr Haupt; Esprite warf sich über die nächsten Lager ihrer Geschwister. „Es ist vorbei. Sie sind auch durch den Garten eingedrungen!“ rief Herr Tardivy. Mit erhobenem Kolben der Flinte sprang Gregoire auf das Fenster zu. „Halt! Still!“ schallte es von außerhalb. „Rey! Audibert!“ erhoben ihre Stimmen die Knaben. Das Fenster ward von den Männern außen emporgeschoben. „Fort, herab durch den Garten!“ rief einsteigend Audibert. Im Augenblicke stand er mit Rey im Zimmer, von den Anwesenden umklammert, angestarrt. „Nehmt diese!“ rief Esprite, ihre jünge-

ren Geschwister aus dem Schlafe erhoben in die Arme der Retter legend. „Rettet meine Kinder! ich bleibe bei meinen Leuten," sprach der Gerichtsrath. „Wir retten Sie alle; wir haben zwei Kähne! Nur eilig, still!" „Holen Sie die Leute aus der Halle; überlassen Sie mir diese; wir sind sogleich bei Ihnen, auf der Treppe zum Garten!" rief Esprite ihrem Vater zu, beschäftiget mit ihren Geschwistern. Herr Tardivy eilte mit Gregoire hinab. „Marie!" schrie Rey, seine Frau erblikkend. „Wie hat Dich Gott hergesandt!" rief sie ihm zu. „Unser Knabe, der wackere Audibert — komm, komm!" war seine Antwort. „Leise, fort!" rief Audibert. Esprite hatte ihre verwundete Schwester in ihre Arme genommen. Sie gingen die Treppe herab zur Halle. Donnernde Schläge gegen Eingang und Fenster des Schlosses, welche, verrammelt, noch widerstanden, begleiteten, übertäubten das Geräusch ihrer leisen, eiligen Tritte.

Jetzt standen sie im Freien vor der Halle, auf der Treppe zwischen den Mauerzügen zum Garten.

Jene ward verſchloſſen. „Gerade aus! Die Kähne liegen am ſüdlichen Portal; meine Mühlknappen warten bei denſelben,“ ſprach, voraufgehend, der Müller. „Wie habt Ihr durch die Brücke gekonnt?“ „Wir landeten oberhalb; wir haben die Kähne über die Wieſen getragen.“ Raſch gingen ſie durch den Garten, unter dem Stabe Aarons, dem Gürtel des Orion dahin.

„Wir können durch die Brücke! Als das Geſchrei vom Schloſſe her tönte, haben ſie ſie verlaſſen und liefen dorthin!“ riefen die harrenden Mühlknappen Audibert entgegen; „auch das Thor der Terraſſe iſt wieder zu ſperren.“

„Die Flucht zu Waſſer iſt für uns die ſicherſte. Die Durance aufwärts berühren wir die Güter des Herrn des Muges; zu Peyrolles bin ich auf dem Wege nach Graſſe,“ ſagte Herr Tardivy.

„Die Kähne faſſen nicht Alle!“ riefen die Mühlknappen.

„Setzt uns, Leute, über auf die Wieſen! Niemand wird daran denken, uns dort zu verfolgen.

Wir kennen das Ufer, und können uns in die nahe gelegenen Ortschaften, in den Höhen, weiter hinauf verbergen und zerstreun!" sprach eilig Gregoire.

Sein Vorschlag wurde angenommen. „Kein Lebewohl! Trefft uns in Grasse!" rief Herr Tardivy den sich an ihn, an die Seinen Klammernden zu. Still und eilig wurden sie über den Schloßgraben gesetzt, und zerstreuten sich beim Sternenlicht auf dem weiten, dunkeln Wiesenplan. Das Thor unter der Terrasse ward wieder verschlossen, inzwischen die Kähne zurückkehrten; dann bestiegen diese der Gerichtsrath, seine Kinder, das Weib des Rey mit ihrer Tochter, er selber, Audibert.

In den Fenstern des Schlosses erschienen Lichter, die Thür der Halle wurde aufgesprengt, Fackelschein leuchtete über der Freitreppe zum Garten hernieder, während jene, kraftvoll gerudert, im heimlichen Geräusche der daran aufschluchzenden Wellen, aus dem stillen Laufe des Grabens in den schwankenden des Stromes gelangten. Ueber

ihnen ſtanden die Sterne mit durcheinanderblitzenden Strahlen. „Rettung!“ athmete Esprite mit dankvollem Entzücken; die Kinder waren noch beſtürzt und ſtill.

„Macht, daß wir durch die Brücke kommen!“ rief Audibert ſeinen Mühlknappen zu. In der Ferne vor ihnen verloren ſich die ſchwarzen Geſtalten auf der Wieſe. Hinter ihnen leuchteten alle Fenſter des Schloſſes, mehr und mehr erhellt. Thürenſchlagen, Geſchrei, Getöſe von dorther, ſchallte und verſchmolz dumpf und dumpfer mit dem Geräuſche der Wellen.

Jetzt deckte der Schatten des rechten, felſigen Ufers faſt die ganze Breite der Durance. Er hinderte geſehn zu werden und zu ſehn. Audibert lauſchte. „Es naht Etwas, das uns folgt, eilig den Strom herab; ich höre im Waſſer Klirren von Ketten. Treibt herüber an den flachen Strand! haltet die Ruder bereit, ſie zu empfangen!“ rief er. Die Kähne traten aus dem Schatten, das Nahende erſchien: „Tiber!“ rief der muntre Gaſt,

und der Hofhund sprang empor auf die Wiesen, bellend, sich schüttelnd, am Hals ein Stück der Kette, von welcher er sich losgerissen. „Tiber!“ rief der Knabe wieder; und er war in dem Nachen, vom Arme seines Freundes umschlungen, festgehalten, seine ungestüme Freude beschwichtiget durch ihn.

Eilig vorwärts schaukelten die Wellen die Nachen der Fliehenden. Beide Ufer stiegen felsig auf; dunkel dazwischen lag der Strom. Das verwundete Kind ruhte, die Stirn an Espritens Brust. „Ich träume schöne Träume,“ sagte es leise zu ihr. Herr Tardivy dankte inbrünstig seinen Rettern. Rey erzählte seiner Frau, wie ihr Knabe zur Mühle gekommen wäre, als der Müller und er so eben den Nachen zur Flucht bestiegen, und ihnen Nachricht gegeben von des Schlosses Ueberfall. „Wer sendet Dich?“ hatte er ihn gefragt. „Als der Mann davon sprach, kam es mir in den Sinn und ich eilte,“ antwortete der Knabe. „Ihnen zu Hülfe!“ sprach Audibert. Der Kahn wurde

gewendet; mit den übrigen Leuten sprang in den zweiten der Mühlknappe, Rey's Sohn ward in der Mühle zurückgelassen. So kamen sie die Durance hinauf zum Schlosse. Lichter, Geschrei bei der Brücke warnten sie, diese nicht zu durchschiffen. Sie legten oberhalb bei den Wiesen an; die rüstigen Männer trugen die Kähne auf den Schultern quer über die Wiesen, ließen sie in den Schloßgraben nieder, sprengten das Gitter unter der Terrasse.

Schweifender Feuerschein von fern, innerhalb des Umkreises der letzteren, Bränderleuchten unter den Orangenbäumen auf derselben, verriethen jetzt den Flüchtenden, daß man sie im Garten suche. Nicht lange, so zeigten sich Lichter unter der Terrasse, hart am Strom, mehrere, viele, eilig nahend. „Sie verfolgen uns! rudert was ihr könnt!" sprach Herr Tardivy. „Strengt alle Kräfte an; nur noch eine Strecke bis zum spitzen Felsen; dort ist eine Anfuhr, bis dahin finden wir keinen Fuß breit zum Landen. Eilig, oder sie ho-

len uns ein!" „Aller Augen waren bang gegen Norden gerichtet! „Wir erreichen die Anfuhr, bevor sie uns erreichen!" versicherte tröstend Audibert. „Wir sind verloren!" schrie zitternd Rey. Er allein hatte auch rückwärts geblickt. Zwischen den Felsen, welche den spitzen Felsen umgaben, an diesem empor, leuchtete Flammenschein; viele Stimmen tönten von dorther. „Es ist die Straße von Rougon; es werden die Leute von Rougon seyn, welche kommen, gemeinschaftliche Sache mit denen von Caille zu machen. Eben so leuchteten ihre Feuer bei der Prozession!" rief er wehklagend. „Laßt uns die Nachen anhalten, hier, wo der Felsen überhängt; sein Schatten deckt uns. Die Straße von Rougon führt aus der Schlucht an den Höhen empor, längs dem Strome über diese; wenn sie oben sind, landen wir und verstecken uns zwischen den Felsen!" Der Müller rief's. Seine Knappen hielten die Nachen an, mühevoll, bei der reißenden Strömung. Immer näher kamen die Brände von Norden. Schon vernahm man auch Stimmen von

dorther. „Der Flammenschein zwischen den Felsen regt sich nicht! Weh uns! sie werden am Bach bei der Ulme rasten!“ schrie Rey. Nordwärts auf den Wiesen unterschied man bereits Gestalten der nahenden Verfolger. „Stoßt an's Land! eine ungewisse Gefahr für eine gewisse!“ sagte Herr Tardivy. Die Kähne wurden in Bewegung gesetzt. „Mein Vater! lassen Sie mich allein an's Land,“ rief Esprite. „Ich werde den Leuten von Rougon entgegengehn; sie waren immer gut gegen mich; vielleicht erweichen sie meine Bitten. Geschieht es nicht, leiden wir doch Alle ein gleiches Loos.“ „Was willst Du thun!“ sprach ihr Vater, sie zurückhaltend, indem sie bemüht war, ihre verwundete Schwester in seine Arme zu legen. Der Nachen wankte, besorgt, das Kind könne fallen, hielt er es, zugleich mit ihr. In dem Augenblicke hatte sie es losgelassen, mit einem beherzten Sprunge stand sie auf den Strand. Das kleine Mädchen in des Vaters Armen athmete schwer, wurde starr. „Mein Kind! mein Kind! was ist Dir?“ rief er

es an sich schließend. „Legt an, ihr nach!“ rief er den Rudernden zu, nach Espriten blickend. Um den Felsen wehte ihr weißes Gewand; sie war verschwunden. Ausruf schallte über jene empor, ihr Name; doch er klang nicht, wie Ruf des Grimmes, Ruf der Ueberraschung schien es, der Freude. Die Nachen stießen ans Land. Eilig dem Mädchen gefolgt, traten die Gelandeten in den Umkreis der Felsen. Feuer brannten unter denselben; duftend stieg der dichtblaue, lichte Rauch der brennenden Lavendel- und Wachholderknorren an den beleuchteten Steinflächen auf, zwischen den schwarzen Lavendel- und Wachholderstauden, welche von deren Wipfel, in deren Spalten nickten; blinkende Sensen, gegen die Felsenwände gelehnt, spiegelten den Flammenschein zurück. Esprite stand umringt von rüstigen, wohlbekannten Gestalten. „Die Schnitter! die Schnitter!“ riefen froh die Geflüchteten. „Willkommen! willkommen!“ schallte es von jenen denselben entgegen. „Wehe dem, der Ihnen ein Haar krümmen will! wir schützen Sie!

wir geleiten Sie, wohin Sie verlangen!“ sprachen die Männer der wandernden Schnitterschaar, Herrn Tardivy umringend, dessen Saaten sie jährlich geärndtet und jetzt zu ärndten kamen. Immer schwerer wurde die Last in dessen Armen. Er blickte auf die Tochter; die Veränderung ihres Angesichtes erschreckte ihn, wie undeutlich auch gesehn bei dem schwankenden Lichte. Er lauschte auf ihren Athem; er ging nicht mehr. „Gebt mir ein Lager für eine Todte,“ sagte er. „Das verhüte Gott!“ sprach der Schnitter, welcher eine Garbe zu seinen Füßen auf dem Boden ausbreitete. „Ja, sie ist todt!“ rief die Schnitterin, welche das Kind aus des Vaters Armen nahm, es auf jene zu betten. Das kleine Mädchen lag am Boden auf der Garbe. Seine Geschwister knieten weinend umher. Eine Schnitterin legte um seine Stirn die aufgelöfete Blumenranke, mit welcher die Garbe gebunden gewesen. „So fallen die Früchte des Geschickes,“ sprach Herr Tardivy, auf die Tochter niederblickend. „Da liegt sie, von woher sie ge-

nommen ist," sagte die Rey. Esprite bedeckte die Hände des Kindes mit Küssen und Thränen: „Wollte diese Stunde doch ein Opfer, und Du mußtest es seyn!" rief sie aus. Die Schnitter standen ernst dabei.

Unbemerkt von den Traurenden hatte man während dem die Nachen an's Land gehoben, zwischen den Felsen versteckt. Die Verfolger riefen an vom jenseitigen Ufer. Sie wurden von den Schnittern höher hinauf den Strom gewiesen. Der Weisung folgend, ermüdet, bald vereinzelt, wurde ihre Verfolgung unschädlich.

„Stellt Eure Freude nicht ein, unsrer Trauer wegen," sagte nach einiger Zeit der Gerichtsrath, der jetzt wahrnahm, daß seine Beschützer, entgegen der sonstigen Art des frohen Nomadenvolkes, still vereinzelt in Gruppen, seine und der Seinen Trauer ehrten. „Tanzt Eure Tänze, jungen Leute! Freude und Trauer gehen durchs Leben Hand in Hand; auch in dieser Stunde werden wir Euch mit Theilnahme sehn!" Jenseit des Baches, ohnfern der

Todten, unter dem Felsen, setzte die Schnitterjugend den pantomimischen Tanz, begleitet von Gesang, welchen sie unterbrochen, fort:

„Schallet, ihr Sicheln, Sieger der Aehren!
Himmelan laßt uns die Rechen umkehren!
Gruß dir, du schattige, sternige Nacht!
Das Werk des Tages, des Jahrs, ist vollbracht!"

„Sammelt, ihr Armen, in Körben, in Händen,
Wo sie die thürmenden Mandeln entsenden!
Hoch an den Wipfeln, im grünenden Laub,
Schimmre der Ostwagen goldener Raub!"

„Weit um uns starren die schmucklosen, bleichen
Felder, der Kinder beraubet, wie Leichen —
Füllt sie mit Stimmen des Lobgesangs!
Deckt sie mit Kränzen, mit Tänzen des Danks!

Sterne leuchteten aus dem schwarzen Nachthimmel über die Felsen auf den Tanz; Funken der Feuer flogen auf zu ihnen; der Bach murmelte, je und je aufglänzend zwischen den Uferkräutern neben der Todten dahin; Cicaden, die Freunde der Schnitter, begleiteten mit unaufhörlichem, immer neu angehobenem Geschrill deren Stimmen; ruhig

ſetzte die Natur ihr einförmig, großartiges Leben neben dem bewegten, wechſelvollen Menſchenſchickſale fort.

20.

Schweigend nebeneinander in ihrem Fuhrwerke ſaßen, einige Tage nach Entſcheidung des Rechtsſtreites, Herr Rolland und ſeine Gemahlin, begriffen auf der Rückreiſe nach Grenoble. Die Durchfahrt durch ein Thor, das Geraſſel der Räder auf dem Pflaſter eines Städtchens, regte ſie mehr körperlich als geiſtig auf. „Wo ſind wir?" fragte der Generaladvokat. „Zu Siſteron," ward ihm geantwortet. Vor dem Gaſthofe hielt der Wagen; jenſeits füllte der Waſſerſtrahl des Stadtbrunnens plätſchernd den unterhalb befindlichen Behälter. „Ah, Dame Rolland! ſehe ich Sie noch ein Mal!" ſchallte es vom Brunnen her. Eine ältliche Frau ſtellte haſtig das Gefäß, welches ſie

im Begriff geweſen zu füllen, auf den Brunnenrand; in ſeiner kleinen bis zum Rande aufſchaukelnden Fläche ſpiegelten ſich die Blätter und Zweige des überhangenden Baumes, und ſie ſprang an den Wagen.

„Anne Herbe! gute Anne Herbe!“ rief, ſie anblickend, die Dame Rolland.

„Und Herr Rolland, auch Herr Rolland hier! Wie ſteht es mit dem Prozeſſe?“ begrüßte nun ebenfalls die Frau den Generaladvocaten.

„Er iſt verloren.“

„Verloren? — Der Bettler, der Betrüger Peter Mege, zum Sohne des Herrn von Caille erklärt? —“

„Sahet Ihr ihn denn? Kanntet Ihr ihn wieder? Warum habt Ihr nicht Zeugniß abgelegt zu Manosque?“

Erklärung folgte auf Erklärung. „Kommt mit uns,“ ſprach Herr Rolland, aus dem Wagen ſteigend, und nahm ſie mit ſich und ſeiner Gemahlin in ein Zimmer des Gaſthauſes. Umſtändlich be-

richtete sie hier über die an sie ergangene Ladung, die Reden Meyere's, ihre Abentheuer zu Manosque, wie sie verhindert worden, Zeugniß zu leisten. Ein plötzliches Licht hellte dem Generaladvocaten völlig die wider ihn gespielten Cabalen auf. Die Wirthin trat ein. Befragt über ihre angebliche Aeußerung, worauf die Anklage des Truges, der Fälschung, des Mordes wider ihn unter andern gestützt war, läugnete sie dieselbe voll Unwillen, voll Staunen; erklärte, die Zeugin, von der die Aussage herrührte, als Bettlerin und Betrügerin zu kennen. Schweigend, in Nachdenken verloren, starrte Herr Rolland vor sich nieder. Seine Gemahlin ermunterte ihn, beide Aussagen, mit allen dabei obwaltenden Umständen sogleich zu Protocoll nehmen zu lassen.

„Soll ich wieder Hoffnung fassen? Habe ich die Nichtigkeit einer gerechten Sache, dem Geschwätz, der Cabale gegenüber, nicht genug erprobt?" rief er aus.

„Es gilt der Vertheidigung Deiner Ehre, Deines Lebens! —"

„Sey's! Ich will kämpfen, wie mir auferlegt iſt; wie Derjenige kämpfen muß im Sturme, der ſich auf einem Nachen ohne Anker der Fluth vertraut!" Mit dieſen Worten erfüllte er ihr Verlangen.

Zu Grenoble erwarteten ihn zwei Briefe. Der eine, von Baptiſte, war voll Troſt und jugendlichen Muthes. Er legte ſeinem Oheim den Entſchluß ſeines Vaters, ihre beiderſeitigen Abſichten dar; bat ihn um Aufnahme ſeiner Geſchwiſter in ſein Haus. Der andere Brief kam aus der Schweiz, von der einzigen Tochter des Herrn von Caille, und enthielt die Nachricht vom Tode dieſes letzteren.

Vorwürfe wegen ſeiner ungerechten Hintanſetzung ſeines Sohnes, welche Anlaß gegeben zu dem Truge, wodurch jetzt ſein Name und der Name der Seinen befleckt, ihre Ruhe untergraben ward, welche einzig dieſem Truge Glaublichkeit

verschafft, Kummer über den Gang des Rechtsstreites, Entbehrungen, auch ihm dadurch auferlegt, Unmuth über die Vergeblichkeit seiner Bemühungen, die Angelegenheit von der Schweiz aus aufzuklären, überwältigten, bei vorgeschrittenem Alter, nach einem stürmischen Leben, seinen Geist, sein Gemüth, verzehrten die letzten, ihm von beiden übrig gelassenen Kräfte. Auf dem Todbette war der Prozeß noch seine einzige Sorge. Er versammelte Gerichtspersonen, Geistliche, die angesehensten Einwohner von Lausanne als Zeugen, und in ihrer Gegenwart, in Gegenwart des französischen Botschafters in der Schweiz, des Marquis von Puisieux, in Gegenwart seiner Schwester, seiner Tochter, seiner sämmtlichen Hausdiener, wiederholte er die Erklärung, daß der Soldat, welcher sich für seinen Sohn ausgäbe, ein Betrüger, was derselbe von seinen Schicksalen erzähle, ein Lügengewebe, sein einziger Sohn, Isaac von Rougon, im Jahre 1695 zu Vevay an der Schwindsucht gestorben sey. „So wahr mir Gott helfe!“

ſprach er mit halbgebrochenen Augen, mit zuckenden Lippen. Er ſtreckte die Hand aus, das Protocoll dieſer Ausſage zu unterzeichnen; krampfhaft un klammerten ſeine Finger die ihm dargereichte Feder; ſein Arm erſtarrte unter dem Verſuch, die geöffneten Lippen blieben athemlos, unbeweglich; ſeine Tochter, ſeine Schweſter beſchworen ſein letztes Zeugniß bevor aller Klage — erſchüttert trennte ſich die Verſammlung. Auch jenes Protocoll lag dem Briefe bei.

Während die Dame Rolland, voll Trauer und zugleich hoffnungsvoll bewegt, ihren Gemahl auf das Zuſammentreffen ſo mancher günſtigen Umſtände aufmerkſam machte, entſtand unter dem Fenſter vor ihnen vielfaches Geräuſch, Geklatter von Hufen, Rollen von Rädern, Stimmen des Volkes; dazwiſchen tönte die Stimme des Priors von St. Anne. Sie blickten nieder und erblickten ihn auf einem Wagen, in Begleitung eines andern Geiſtlichen, umgeben von Wachen, umlagert von Staunen, Neugier, Hohn, Schmähungen der

Menge. Er ward in das Parlamentsgefängniß nach Aix gebracht. Vor dem Hause des Freundes, in dessen Mißgeschick er verflochten war, hatte er, bei der Durchreise durch Grenoble, Nachrichten von demselben zu erhalten gewünscht.

„Oh, mein Vater! oh, unser Freund!“ rief die Dame Rolland an sein Fuhrwerk eilend: „welcher Schmach sehe ich Sie unsertwegen ausgesetzt! —“ Sie versuchte seine Hand zu küssen; sie segnend, entzog er diese ihr. Sein Auge war klar, seine Miene ruhig und heiter: „Unter Schmach und Drangsalen fühlt sich die der Seele eingeborene Freude am kräftigsten,“ sagte er zu ihr.

„Welche Ihrer unwürdige Lage, Freund! Das sind Recht und Gesetze!“ rief ebenfalls herbeikommend der Generaladvocat, die blauen Augen überdeckt mit Thränen.

„Ich bin in meinem Berufe,“ sprach der Prior; „ein Zeuge der Wahrheit. Für Freunde sie bezeugen, und diese Freunde sehn, ist doppelter Trost.“

Herr Rolland theilte ihm die unterwegs ge-

machten Entdeckungen, die Nachrichten mit, welche die Briefe, die er kaum empfangen, enthielten.

„So fließen die Bäche aus den Thälern beim kommenden Lenze!“ rief der Geistliche aus, die Hände zusammengeschlagen und auch das Auge erheitert zum Himmel erhoben. „Ich glaube und hoffe, wir schauen den Tag, da sich in ihnen die Wahrheit, wie die Sonne in einem Strome spiegeln wird.“

Noch war die Nacht nicht vergangen, als Herr Tardivy darauf drang, die Zufluchtsstätte zu verlassen, welche er und seine Familie gefunden. „Der Morgen kann unsere Verfolger in größerer Zahl mit erneuerter Wuth hieher führen,“ sagte er; die Schnitter beharrten dabei, ihn zu geleiten, zu beschützen. Als die Sonne aufstieg, der graue Fluß mit den ersten Purpurwellchen strömte, befanden sich die Flüchtenden in den Nachen. Esprite hielt die Last der todten Schwester auf den Knieen; an ihren Seiten saßen ihre zwei älteren Brüder, hinter ihr die Rey, gegenüber der Gerichtsrath zwi-

schen seinen übrigen Kindern; im kleineren Nachen folgten Rey und Audibert, am Strande, bald hoch über den Felsen, bald auf Fußstegen an deren Mitte hin, bald auf flachem Ufer die Schnitter, mit blinkenden Sensen, erhobenen Rechen. So ging es die Durance herab, indeß die Morgensonne die bunten Kalkfelsen röthete, die graugrünen Roßmarin- und Lavendel-Stauden, einzeln, Oelbäume und Oleander mit Purpur bestrahlte, die Wangen röthete der Todten, welche sie nicht sah, nicht empfand, den Schlummer höherer Naturen zu schlummern schien, in dieser schönen Erdenwelt; so erreichten sie die Güter des Herrn des Muges.

Sie fanden antheilsvolle, reuevolle Aufnahme bei dem Verwandten, der ihr Unglück mit herbeigeführt. Das kleine Mädchen erhielt seine Ruhestätte auf dessen Grund und Boden; Audibert und Rey sagte er hier Aufenthalt zu und Sicherheit, wie er sie Herrn Tardivy auch für alle übrigen Anhänger desselben versprach, welche sich zu ihm

wenden würden. Seinen Antrag, daß er ſelber mit ſeiner Familie bei ihm bleibe, lehnte Jener ab; dagegen ärndteten die Schnitter die Saat ſeiner Felder, ſtatt der Saaten der Aecker zu Caille. Unter wechſelſeitigem Danke für Gutthaten und Verzeihung trennten ſich die Verwandten mit neu beveſtigter Freundſchaft durch beide; Herr Tardivy nahm ſeinen Weg nach Graſſe, wo ſein Sohn bereits ſeiner wartete.

Schon am Tage, als Baptiſte von Caille zurückgekehrt war nach Aix, veränderte ſich hier die Stimmung gegen den Anerkannten. Am Morgen nach dem Urtheil hatte ſich das Volk vor dem Stadtgefängniſſe verſammelt, voll Erwartung, ſeinen Günſtling zu ſehn, deſſen Dank zu empfangen, einen neuen Triumph mit ihm, bei ſeiner Freilaſſung zu feiern. Allein nicht an den Fenſtern des Kerkers zeigte ſich der Herr von Rougon, keine Gerichtsperſon erſchien, ſeine Entlaſſung ihm anzukündigen, die Thore thaten ſich nicht auf, ihn hervorzulaſſen — endlich verbreite ſich die Kunde,

die Gemahlin des Arztes Serry habe ihm schon am frühen Morgen das Arret seiner Entlassung überbracht und ihn mit sich nach Toulon genommen. Getäuscht, unzufrieden hörte die Nachricht der Schwarm, zerstreute sich langsam, seinem Schützlinge grollend. In den höheren Kreisen erregte die schnelle Abreise der Dame Serry mit dem Herrn von Rougon, welcher die Abreise ihres Gemahls mit ihrer Tochter unverzüglich gefolgt war, ebenfalls ungünstiges Aufsehn. Sie veranlaßte den Verdacht, daß die Unterstützung, welche der Arzt dem Angeklagten zu Fortsetzung seines Prozesses angedeihen lassen, nicht lediglich Sache der Großmuth gewesen. Man erfuhr die Namen der Parlamentsräthe, welche zu Gunsten des Angeklagten gestimmt — sämmtlich Verwandte der Familie Serry. Durch solche war die Mehrzahl gebildet, welche das Urtheil für ihn entschieden. — Seine früheren Gegner, die Richter, deren Meinung ihm zuwider gewesen, noch mehr deren Anhänger und Freunde hoben diese Umstände hervor,

machten sie bekannt. „Ich bin neugierig, ob er sie heirathen wird!" dieser Ausruf pflegte den Schluß der Unterredungen über den Gegenstand zu bilden. „Er wird sie heirathen," sprach die Frau von Puiloubier: „ihre Mutter hat sofort nach der Entscheidung standesmäßige Kleidung für ihn besorgt, ihr Vater Capital aufgenommen, die Urtheilsgelder unverzüglich zu bezahlen — wozu sonst, als diese plötzliche Abreise mit ihm, diese Entführung möglich zu machen; und wozu diese, als zu verhüten, daß eine Andere sich sein bemächtige, als ihre Tochter? —" Sie verschwieg die eigentlichen Gründe, worauf sich ihre Behauptung stützte. Sie vor Allen, hatte auf eine außerordentliche Dankbarkeit des Herrn von Rougon, der Familie Serry gegen sie für ihren Antheil bei dem Prozesse gerechnet. Das Benehmen des einen und der andern entsprach ihren Erwartungen nicht; zumal war sie durch die an sich haltende Kälte beleidigt, womit Magdalene, nach dem Urtheilsspruch, ihre Begrüßungen aufgenommen. Ihr

schwerster Groll wider Herrn Rolland ward süß gesättiget; sie säumte nicht, auch dem leichteren Genugthuung zu verschaffen, indem sie auf indirecte Weise ein Verhältniß verrieth, von dem ihr mehr bekannt war, als sie verrathen durfte. Ihre Tante, ihr Echo, vervielfältigte ihre Aeußerungen mit schwacher Brust, mit desto besserem Willen.

Baptiste, an den ähnliche Gespräche oft gerichtet wurden, in der Voraussetzung, sie müßten ihm willkommen zu hören seyn, hörte sie mit kräftig beherrschtem innerem Kampfe. Er war in seiner Seele gewiß, hatte Unwürdigkeit hier gewaltet, Magdalene besaß keinen Theil daran; aber die Eil der Abreise der Familie Serry mit dem Soldaten gab ihm auch Gewißheit, er werde die Geliebte nicht vor der Gefahr, die sie bedrohte, schützen können; er werde wider sie handeln müssen, indem er wider den Betrüger auftrat. Er blickte auf seine Familie und war auch hiezu entschlossen, um so mehr nach den Ereignissen zu Caille. Bald glückte ihm, einen Käufer zur Stelle seines Va-

ters zu finden; das Geschäft zu beenden, verließ er Aix.

Nicht ohne ernste Gedanken der Theilnahme an ihn, an ihre ehemalige Gespielin, legte Magdalena die Reise von jener Stadt nach Toulon zurück. Sie waren die einzige Folge der Warnungen und Bitten Baptiste's. Ueberzeugt, der Angeklagte, der seine Anerkennung als Sohn des Herrn von Caille, seine Einsetzung in alle Rechte eines solchen hauptsächlich ihr verdankte, sey jener wirklich, völlig auf's Reine mit sich hinsichtlich der Beweggründe, welche sie bestimmt, ihr Loos an das seine zu knüpfen, wankte sie in diesem Entschlusse nicht. Nur als herbe Fügung der Umstände betrachtete sie, daß mit seiner Anerkennung, der Wiedereinsetzung in seine Rechte, der Ruin ihrer ehemaligen Freunde verbunden war, als eine nicht minder herbe, als die, daß die Art seiner Persönlichkeit, seiner Sitten so wenig seiner Herkunft entsprach.

Von ihren Aeltern, dem Großvicar von Toulon,

einem Anverwandten des Parlamentsrathes Boyer, vom Abbé Lareidat und andern seiner vornehmsten Gönner, würde der Herr von Rougon ihr vorgestellt. In der Tracht eines Edelmannes, in dieser Gesellschaft erschien er ihr weniger zurückschreckend, als vor Jahren im Kerker, im Soldatenwamms, unter seinen Spießgesellen. Seine Sitten hatten sich in der Zwischenzeit ein wenig gemildert, und sie ließ Auge, Ohr, Gedanken nicht bei dem Ausdruck der Eitelkeit verweilen, welcher das sonst nichtssagende Gesicht jetzt übermäßig beherrschte, bei Aeußerungen, Gebehrden, Worten, welche sie wiederholt an die Warnungen Baptiste's erinnerten. Eine Scheu, fast einen Schrecken, die sich sein trotz der übrigen frechen Dreistigkeit seiner Art, bemächtigten, wenn er in ihre Nähe trat, sie das Wort an ihn richtete, fand sie gehörig. Unter Erhebungen seiner Frömmigkeit, Lobsprüchen wegen des Dienstes, den sie und ihre Familie der Sache der Religion geleistet, indem ihr Beistand einen so bedeutenden Edelmann der katholischen Kirche zurück-

gegeben; unter Gesprächen von seinen Verwandten, seinen Gütern, ihrer künftigen Lage, der allgemeinen Theilnahme an seinem Schicksale, seiner Person, fand sie sich mehr und mehr ihrem Entschlusse vertraut.

Ihre Aeltern äußerten die Absicht, daß die Vermählung zwischen ihm und ihr ohne Aufschub gefeiert werden solle; sie schlugen den auf den nächsten folgenden Tag, zum Tage der Trauung vor. Magdalena hatte kein Arg aus der Unanständigkeit einer solchen Beeilung. Jahre lang hatte sie jene als ein Ereigniß betrachtet, welches bevorstand, sobald der Angeklagte als Herr von Rougon erkannt seyn würde. Es war ihr nicht auffallend, wenn nach so langer Verzögerung es nun unverzüglich Statt fand. Sich in die Ansichten Anderer zu denken, bei ihren Handlungen auf Andre Rücksicht zu nehmen, lag nicht in ihrer Art: sie dachte nicht daran, daß jene Vorausbestimmung ein Geheimniß gewesen; daß Solchen, welche nichts davon gewußt, ihre Trauung mit dem Herrn von Rou-

gon, im Augenblicke, da derselbe als solcher anerkannt, bevor der Zeit nach eine Bekanntschaft unter ihnen möglich war, die Anlaß zu ihrer Verbindung gegeben haben konnte, befremdlich, anstößig dünken müsse. Sie wünschte im Gegentheil das Begonnene vollendet, sich im Besitze des ihr bevorstehenden Ranges zu sehn. Der Großvicar, der Abbé Lareidat übernahmen die Sorge für alle, zu ihrer Trauung nöthigen kirchlichen Vorkehrungen. Magdalena erwartete, die Anhänglichkeit ihres Verlobten gegen den katholischen Glauben, den Dienst, welchen sie und ihre Aeltern dem letzteren durch dessen Unterstützung geleistet, durch die pomphafteste Feier der Verbindung zwischen ihr und ihm anerkannt zu sehn. Das Bild einer Trauung vor dem Hochaltar der Cathedrale unter Zusammenlauf, Zujauchzen des Volkes, purpurbedeckter Brücken, auf welchen ihr Brautzug zum Altar ging, schwebte ihr vor.

Die bräutliche Orangenblüthe im schwarzen Haar, leuchtend in Silberstoff, stand sie am

Trauungstage in ihrem Zimmer, den Bräutigam erwartend, in Tracht und Haltung dem Range entsprechend, den sie vor dem Altare einzunehmen ging, die Gedanken erfüllt von Personen, Scenen, Verhältnissen, womit er sie in Verbindung setzte; da trat ihre Mutter mit strahlenden Augen ein und überreichte ihr ein Schmuckkästchen, welches ihr Verlobter für sie gesandt. Magdalena öffnete das prächtige Behältniß und der Schmuck Espritens blitzte ihr entgegen, dieselben Ohrgehänge, Schleifen, Zitternadeln, womit an jenem Abende zu Aix die Gespielin ihre Locken geschmückt, als sie zum ersten Mal von den Ansprüchen des Soldaten gehört, der jetzt Herr von Rougon und ihr Verlobter war. Der Saal im Gasthofe zur Rose, das Fenster, die Aussicht, das liebliche Bild Espritens, Baptiste's zartes Werben, der rechtliche Unwille der Familie bei der Nachricht von jenen Ansprüchen — das Alles stand wie Gegenwart vor ihren Augen. Schaudernd fühlte sie ihre Zuversicht erschüttert, ihr Inneres durchdrun-

gen von einem Vorwurfe, als ob sie die Freundin plündre. Sie legte zitternd das Behältniß nieder; ihre Mutter bemächtigte sich desselben und schmückte ihr Haar, Brust, Arme mit den Steinen. „Nein!“ wehrte sie ihr: „das müßte ein Tag des Unglücks für mich seyn, an dem ich dies Geschmeide trüge! —“

„Die Braut des Herrn von Rougon vor dem Traualtar ohne Geschmeide!“ rief jene, und fuhr fort, sie zu schmücken. Magdalena erblickte sich im Spiegel; wie drohende Sternbilder blitzten die Steine aus ihren Locken auf sie herab. Ihr Bräutigam, die Trauzeugen traten ein. „Dieser Schmuck, wie kommen Sie dazu? wissen Sie, wem er gehörte?“ fragte sie den ersteren.

„Ich weiß von nichts! Man sagte mir, ich müsse Ihnen einen Schmuck verehren, dieser sey wohlfeil — so behielt ich ihn. —“

Indem erinnerte sich Magdalena, wie Esprite ihr gesagt, daß der Schmuck der Dame von Caille gehört. So mußte er ihn kennen. „Erinnern Sie

ſich nicht dieſes Schmuckes, haben Sie ihn nicht irgendwo geſehn?" fragte ſie ihn.

„In meinem Leben nicht!" antwortete er in dem Tone, mit der Miene, dem Weſen, womit er während des Prozeſſes den Richtern geläugnet, ein leibhaftiges Bild ſeiner Niedrigkeit und Verworfenheit.

„Der Großvicar wartet," ſprach der Abbé Lareidat, die Hand der Braut faſſend, ſie in die des Brautführers zu legen. „Nein!" rief Magdalena: „es iſt der Schmuck der Dame von Caille! Wäre er ihr Sohn, er müßte ihn kennen, und er kennt ihn nicht! —"

„Welche Folgerung! Sie ſtarb, als er ein Knabe war. Vielleicht hat er ſie nimmermehr geſchmückt geſehen; und geſchah es — was achtet ein wilder Knabe auf Frauengeſchmeide? — War es der Schmuck ſeiner Mutter — er kommt wie durch ein Zeichen, an die Braut ihres Sohnes." So ſprach der Abbé Lareidat, mit Ueberlegenheit, mit Kälte, mit Nachdruck. Seine Einwendung

war natürlich, seine Art beruhigend, seine Deutung überraschte Magdalenen. — „Etwas hat Sie plötzlich erschüttert," fuhr er fort, an sie gewendet, die schweigend, vor sich niederblickend, stand. Sie sagte ihm die Ursach ihrer Bewegung. „Sonderbare menschliche Natur!" lächelte er: „wie kann ein Nichts zu gewissen Augenblicken die stärkste Seele erschüttern! — Sie haben einen Zweck Jahre lang mit Standhaftigkeit verfolgt, einer Reminiscenz der Empfindung halber, wanken Sie unter dem Ziel, das letzte Blatt des Kranzes zu erfassen."

Beschämt, nicht beruhigt, überließ ihm ihre Hand Magdalena, sie dem Brautführer zu reichen ein ihr völlig fremdes, verzweiflungsvolles Zagen wich nicht von ihr.

Geöffneter Thorflügel, der Wagen vor dem Thor, eines Gedränges von Neugierigen darum her auf der Gasse, unterm Thor, auf der Stiege war sie gewärtig gewesen; sie erblickte das Haus geschlossen, die Wagen auf dem Hofe, Niemand

auf der Stiege, unterm Thor, sie einsteigen zu sehn in ihrer bräutlichen Pracht, Niemand auf der Gasse, der ihrer Abfahrt harrte, als die Thürflügel geöffnet wurden und die Wagen herausrollten. Die Kutscher schlugen den Weg ein nach der Cathedrale; sie erblickte das Gebäude; doch vorüber wurde gefahren; in eine Seitengasse, noch in eine; jetzt hielten sie — vor dem Kloster der büßenden Brüder „Hier? —" rief Magdalena, aufgefordert auszusteigen; indem wurden die Klosterpforten aufgethan, einige untergeordnete Geistliche zeigten sich bei denselben zum Empfange der Angelangten. Sie ließen sie ein und verschlossen und verriegelten die Thore wieder sorgsam hinter denselben. Ganz allein schritt die Hochzeitgesellschaft durch schattenvolle, ungeschmückte Corridore. Einige Ordensbrüder kamen ihr entgegen, gingen an ihr vorüber; bleich, die Augen gesenkt, baarfuß, ohne Beachtung des weltlichen Schimmers. In der Mitte des Corridors stand eine Zelle geöffnet; angstvolles Seufzen, Gebetgeflüster drangen daraus hervor.

Im Innern, ausgestreckt auf einem Crucifixe am Boden, zeigte sich ein Mönch, abgezehrt, mit der Miene der Zerknirschung, anscheinend leblos, bis auf diesen Ausdruck und die Seufzer, welche seine Brust erhoben. Magdalenens Brust klopfte immer beengter. Doch nun strömte Weihrauchduft, schimmerte Kerzenglanz aus weitgeöffneten Pforten gegen das Ende des Corridors hervor. Sie verhieß sich dort, was sie bisher vergeblich erwartet, eine ihrer und ihres Verlobten harrende, ihnen zujauchzende Menge. Sie traten in die Kapelle; der Altar erschien, von zahllosen Kerzen erleuchtet, vor demselben der Großvicar, von vielen beihelfenden Geistlichen in prachtvollen Meßgewändern, von Ministrantenknaben in glänzenden Chorkleidern umringt — außer diesen Niemand. Kerzenschimmer und Weihrauchduft hatten die schwere, dumpfe Luft unter den engen Gewölben nicht erwärmt, nicht gelichtet, kämpften mit ihr; das Schweigen herrschte unverdrängt, welches sie zu erfüllen pflegte, der Schein zeigte nur die nackten Mauern, der

Altar ſtand in ihrer Mitte, wie ein aufgeſchmückter Katafalk; vor den Augen der Braut, wohin ſie dieſelben richtete, waren immer wieder Todtenſchädel, Wildniß, auf ſie niederblickend, das Bild der Büßerin, hier die einzige, oft wiederholte Zier.

Die Feier begann. Immer von Neuem erhob ſich Magdalenens Athem zu dem Schrei: „Haltet ein! nicht weiter!“ Allein ihr gegenüber ſtand der Jeſuit, lächelnd, wie im Einverſtändniß mit ihr über ihre Schwachheit. Der Gedanke: „weswegen jetzt — war die Verbindung nicht mein Wille? —“ unterdrückte in ihrem Innern immer mächtiger, die immer mächtiger aufſchwellende Wallung. So wurde der geweihte Schleier über ſie und ihren Verlobten gebreitet. So wurde ihr Arm mit dem ſeinen von dem geweihten Bande umſchlungen. So ſprach ſie das bindende Gelübde. — Die Ceremonie war beendigt. Kein Zujauchzen der Theilnahme ſchallte. Geflüſterte Glückwünſche, ähnlich den Gebetlauten, welche ſie aus der geöffneten Zelle vernommen,

begrüßten sie als Frau von Rougon. Sie stand, von Schauder durchdrungen.

„Das verheißt kein Glück!“ sagte sie zu dem Abbé Lareidat, um sich her deutend, da er ihr, sie zu begrüßen, nahete; „gab es keinen geheiligtern Ort, außer dieser düstern Kapelle, um die Vermählung eines der ersten Adelichen der Provence daselbst zu feiern? mußte sie insgeheim, bei verschlossenen Thüren gefeiert werden, als vollzöge man ein Verbrechen? —“

„Die höchste Pracht der Kirche ist hier gegenwärtig, Sie zu ehren und ihn. Sie kennen die Verhältnisse, in welchen der Herr von Rougon zur Zeit seines Mißgeschickes in dieser Stadt gelebt hat: sollten wir Sie, bei Ihrer Trauung mit ihm, in einer offenstehenden, besuchten Kirche frechen Ausbrüchen der Wiedererkennung, des Neides, sogar der Freude seiner ehemaligen Gefährten aussetzen? Die Würde seines erneuten Ranges bedarf, wie ein zarter Keim, der Schonung, bis er ihn einige Zeit besessen haben, das Vergangene

mehr in Vergeſſenheit getreten ſeyn wird.“ So ſprach der Abbé. Sie mußte ihm Recht geben.

21.

So tiefer Magdalena erſchüttert geweſen, mit ſo mehr Entſchloſſenheit ſtellte ſie die Ruhe ihres Innern her. Viel mehr Neugier und Gleichgültigkeit als Theilnahme, eben ſoviel Hohn als Verehrung begegnete ihr und ihrem Gemahl, jener zumal von Seiten des Gerichtsrathes Garnier, der ſchönen Iſabella und ihrer Freunde; allgemein nahm man den Rang, der dem Angeklagten zugeſprochen worden, nicht ſo hoch, als er an ſich war, als ſie ihn anſchlug. Es änderte nichts in ihrer Vorſtellung davon, in der Art, wie ſie ihn behauptete. Hohn und Spott verloren ihren Stachel an der Gleichgültigkeit, womit ſie beide aufnahm; ſie begann, ſich und ihrer Stellung Anſehn zu verſchaffen. Der Tod des Herrn von Caille

war ihr dabei nützlich. Sie erschien so schön, so würdevoll, so ungewöhnlich in der tiefen Trauer, die sie um ihn angelegt; ihr Gemahl erschien neubestätigt in dem ihm zuerkannten Range durch den neuen Namen, welchen dieser ihm gab, erschien unter demselben als eine andre, vornehmere Person. Dennoch war sie erfreut, Toulon zu verlassen, als ihr Vater, Herr Silvain die Gegenwart ihres Gemahls zu Aix nöthig fand, die Priors von Caille die Ereignisse zu Caille meldeten und ihn aufforderten, Besitz von seinen Erbgütern zu nehmen. Bis hinab zu den untersten Classen drang nicht der Einfluß ihres Benehmens, ihrer Art. Auf den Straßen, an öffentlichen Orten, ward ihr Gemahl von Leuten des niedrigsten Pöbels vertraulich begrüßt, angeredet; im Hause von solchen besucht. „Wie er aufgeblasen ist, der Bursch! — Glaubt er mehr zu seyn, als der Sohn von Franz Mege und Marie Gardiole, weil ihn das Parlament für den Sohn des Herrn von Caille erklärt hat? — Er will mich nicht sehn — wessen Zeug-

niß hat geholfen, ihn zum Edelmann zu machen? —“ Aehnliche Reden, brutalere, heftigere schallten, wenn er den Gruß, die Anrede nicht erwiderte, den Besuch zurückwies. Sie machten einen Eindruck auf Magdalena, welchen seine hochfahrende Gleichgültigkeit dabei keineswegs linderte. Der Enthusiasmus des Volkes von Aix für ihn, schwebte ihr im Gegensatz hoffnungerregend vor.

Plagen, die in den Verhältnissen liegen, entzieht der Ortwechsel nicht, wenn er diese nicht ändert; unter verschiedener Gestalt sind sie überall wieder da.

Der Groll der Menge von Aix wider den Anerkannten, wegen dessen Entfernung aus ihrer Stadt unmittelbar nach Entscheidung des Rechtsstreites zu seinen Gunsten, wobei sie so lebhaft für ihn Theil genommen, hatte sich bei derselben festgesetzt, war auf die Familie des Arztes Serry übergegangen, welche als Ursach jener Entfernung betrachtet ward: sie nahm ihren ehemaligen Günst-

ling und deſſen Gemahlin mit mürriſcher Gleichgültigkeit auf.

Den höheren Ständen beſtätigte ſeine Vermählung mit Magdalena den Argwohn wider die Lauterkeit der Antriebe ihres Vaters bei der Unterſtützung, die er ihm zu Fortſetzung ſeines Rechtsſtreites geleiſtet, welchen die übereilte Abreiſe der Dame Serry mit ihm nach deſſen Entſcheidung erregt, die Aeußerungen der Frau von Puiloubier genährt. Was ſie in der entgegengeſetzten Meinung gegen die Familie an Achtung und Theilnahme zu viel gethan, nahmen ſie durch zu viel Geringſchätzung und Vernachläſſigung, ihr gegenwärtig bewieſen, zurück.

Von Neuem, lauter, ward bei der Kunde eben jener Verbindung die Gerechtigkeit der Richter in Zweifel gezogen, deren Stimmen das Urtheil zu Gunſten des Angeklagten entſchieden, welcher dadurch ihr Verwandter geworden. Alle früheren Stimmen wider das Verfahren bei dem Prozeſſe erhoben ſich; nicht ſo heftig, als da derſelbe noch

Streitsache gewesen, nicht so rücksichtslos, indem sie sich nun wider eine gesetzliche Entscheidung erhoben, um so gründlicher, mit um so mehr Wirkung. Die Theilhaber an dem Urtheil geriethen in Verlegenheit; mehrere von ihnen bereuten die Willfährigkeit, womit sie der Verwendung Magdalenens nachgegeben; alle wünschten die Meinung zu widerlegen, als habe ihr Urtheil die Familie Serry begünstiget. Zurückgezogenheit von derselben, Vernachlässigung derselben bei ihrem gegenwärtigen Aufenthalte zu Aix, war das nächste, sich ihnen hiezu darbietende Mittel.

So stand Magdalena einsam mit ihren hohen Titeln: weniger gesucht und angesehn, als bevor sie dieselben besessen. Sie hätte lernen können, daß der Genuß vom Vorzuge des Ranges nicht von diesem, sondern von dessen Anerkennung abhängig sey. Ihre Sinnesart bewahrte sie vor einer solchen Bemerkung: sie hegte in sich das Gefühl der hohen bürgerlichen Ehrenstufe, wozu sie sich erhoben: dies ging ihr über Alles, war ihr statt

Allem. Außerdem bewies die Geistlichkeit ihr und ihrem Gemahl unverändert Ehrerbietung und Theilnahme; auch Herr Silvain war unverändert gegen sie.

Von allen, bei der Entscheidung des Prozesses des Soldaten zu dessen Gunsten Betheiligten, war nur gegen Herrn Silvain die öffentliche Stimmung nicht umgewandelt. Fortwährend sprach er laut seine Ueberzeugung von der gerechten Sache seines Clienten aus. Niemand zog sie streng in Zweifel. Ward er deswegen angegriffen, bedrängt, rettete er seine Einsicht hinter seine Menschlichkeit; und man lobte zugleich mit seiner Geschicklichkeit seine Güte. Seine Clienten mehrten sich; die Parlamentsräthe, deren Gutachten er verfocht, wurden ihm geneigter, schlossen sich an ihn. Lächelnd, still, von Zuversichtlichkeit erhoben, genoß er des Triumphes, den seine Geschicklichkeit seinen Grundsätzen, der großen Belohnung, die sie ihm erworben.

Tiefer als die allgemeine Vernachlässigung kümmerte Magdalena ihre sonstige Lage. Dunkel, in

Bezug auf alle Verhältniſſe derſelben, außer den häuslichen und geſellſchaftlichen, umgab ſie. Heftige Unterredungen zwiſchen dem Advocaten, ihrem Vater, ihrem Gemahl fanden ſtatt, deren Inhalt ſie nicht erfuhr, aus denen Herr Serry aufgeregt, ſein Eidam verdrüßlich, in nachdenklicher Apathie ſchied, nach welchen letzterer trotzig brütend, die Nägel ſeiner Finger zu Stunden nagend ſaß, dazwiſchen ſeinem Unmuthe in brutalen Schmähworten Luft gebend. Unzählige Andeutungen, jede an ſich ſo unbeſtimmt oder unwichtig, daß ſie als Grund nicht anzuführen war, gaben Magdalenen zudem ein Gefühl von Hohlheit, Leere, Zerrüttung jener Verhältniſſe, worüber ſie nicht zur Beruhigung gelangen konnte. Das feine Geſicht des Advocaten lächelte bei der Aeußerung, den Fragen ihrer Beſorgniß; gleichgültig wies er ſie zurück. Ein Verſuch, das Vertrauen ihres Gemahl zu erhalten, lehrte ſie nur deſſen Albernheit, Prahlerei kennen, die Unmöglichkeit der Wahrheit des Ver-

trauens für ihn, aus Mangel an Einsicht, aus Mangel an Gefühl.

Auch hiewider mußte ihr Sinn sie stählen. Sie hatte ihre Lage gewollt; dies unterwarf sie allen damit zusammenhängenden Kümmernissen, ohne Gedanken an dieselben als solche. Allein die Wolken wurden immer schwärzer.

Eine einzige Zusammenkunft zwischen ihr und den Damen Puiloubier, St. Juhiers, wobei sie den Vorrang des Adels vom Schwert der Castellane vor dem Adel von der Robe beider geltend machte, ihr Benehmen nicht Hehl hatte, wie beide ihr wenig Achtung oder Antheil einflößten, reichte hin, und die Feindlichkeit beider gegen sie loderte auf in Flammen des Hasses. Nun erfuhr man alle Punkte vom Ehecontract des Herrn von Rougon, erfuhr, welche Summen derselbe seinem Schwiegervater auszuzahlen hätte. Ein Bildniß von ihm war zu gleicher Zeit erschienen; man sah es an allen Ecken ausgehängt; sämmtlichen Mitgliedern des Hauses Castellane sandte er es zu, auch den

entfernteſten, ſämmtlichen Betheiligten bei ſeinem Urtheilsſpruche. Unter dem Bilde las man die Worte:

„Seit meiner Jugendzeit duld' ich, voll Muth und Glauben,
Dem launigen Geſchick zum Spiel erwählt.
Man wollte meiner Abkunft Glanz mir rauben,
Ich ward den Todten beigezählt.
Der Himmel nahm ſich meiner ſchwachen Unſchuld an,
Daß ich den Hafen durch den Sturm gewann."

„Nie haben Bild und Schrift einander ſo verläugnet, als dieſes Geſicht dieſe Worte verläugnet!" rief die Frau von Puiloubier, indem ſie den Kupferſtich erblickte. Ihre Tante wiederholte, wo er vorgezeigt ward, dieſe Bemerkung. Viele hatten eine gleiche gemacht; Viele machten ſie, als ſie jene hörten und den Kupferſtich betrachteten. Sie verbreitete ſich mit demſelben.

Meyere hatte inzwiſchen die ihm auf den Fall der Anerkennung des Herrn von Rougon zugeſicherte Belohnung erhalten; ſeinen Poſten als Gerichtsbote abgetreten; und der ehemalige Einſiedler war gegenwärtig Geldmäckler zu Aix. Seine Fröh-

lichkeit machte seinen Wechselladen besucht; sein Glück aber wäre unvollständig gewesen, hätte er nicht das Geheimniß, welches demselben zum Grunde lag, unter tausend Anspielungen verrathen.

„Das hält schwerer, als einen Galeerensklavensohn zum Cavalier erheben!“ rief er nun, indem er einen gewichtigen Geldsack vom Boden lüpfte und auf seine Wechselbank hob. „Schwöre Deinen schlechten Credit ab, so kannst Du eine Dublone werden —“ sprach er zu einem Sous. Dabei blitzten seine kleinen, schwarzen Augen den gegenüberstehenden Kundleuten die Verständigung seiner Scherze mit übersprudelnder guter Laune in's Gesicht. Der Saame zu Zweifeln an der Aechtheit der Abkunft des Soldaten, streute sich also unter den höheren, den niedern Ständen aus. Bei der Stimmung wider den Herrn von Caille, der Familie Serry fiel er in fruchtbaren Boden; aller ehemals verbreitete ging unter seinem Schatten mit auf.

Die Feigheit, welche das Individuum so oft

in glücklicher Ahnungslosigkeit der über daſſelbe umlaufenden Gerüchte erhält, verbarg auch Magdalenen eine Zeitlang jene Zweifel. Tücke gönnte ihr die damit zuſammenhängende Unbefangenheit nicht. In Briefen ohne Unterſchrift wurden ſie ihr verrathen. Was die Aechtheit der Abkunft, der Anſprüche ihres Gemahls in Zweifel zog, drang, ſeit der Scene an ihrem Hochzeittage, durch bis zu ihrem Frieden, bewegte ihre Veſtigkeit. Sie ſtützte ſich auf ihre eigene Ueberzeugung, auf die Ueberzeugung Herrn Silvains, die Einſicht des Parlamentes, jene wieder zu gründen; doch nun, hundertfältig geſtachelt von Aeußerungen, welche ſie zuvor nicht beachtet, nicht gehört, gelang ihr dies nicht auf die gewohnte Weiſe. Aus demſelben Grunde, weswegen ſie ſich gefreut, Toulon zu verlaſſen, verließ ſie mit Freuden Aix. Die Abreiſe erſparte ihr, die Wirkung des heftigen Eindruckes zu erfahren, welchen hier die Nachricht hervorbrachte, der Herr von Rougon habe das Wort gebrochen, welches er während ſeines Prozeſſes

öffentlich gegeben, dereinst, wieder eingesetzt in seine Rechte, die Armen zu Manosque nicht aus dem Hause zu vertreiben, das die Dame Rolland ihnen verliehen; Beauftragte von ihm hätten sich in Besitz des Gebäudes gesetzt und die Bewohner mit schonungsloser Härte verjagt.

Sie befand sich allein mit ihrem Gemahle, auf dem Wege nach Caille. Von der Höhe vor Caille, auf welche wir unsre Leser schon öfter geführt, erblickte sie jetzt die Durance unter ihrem Felsenufer, das Schloß, die Terrasse, dahinter die dunkle Priorei, nicht erblickt von ihr seit dem Tage, als sie dieselben in Begleitung der damaligen Besitzer verließ; und gleich dem Anblicke vom Schmucke Espritens, rief dieser Anblick ihr jenen Tag zurück. Sie hatte nicht Zeit, dem Eindrucke nachzuhängen; auf der Landstraße, herwärts vom Orte, zeigten sich fliegende Fahnen, ein Menschenschwarm, Glokkenklang und Geschrei tönten aus der Ferne. Bald waren die Nahenden zu unterscheiden; die Priors von Caille an der Spitze der Bewohner des Or-

tes zogen der Gutsherrſchaft entgegen. Die Menge der Entgegenkommenden mogte nicht gering ſeyn; doch ein kleinlicher Schwarm bewegte ſie ſich durch die Weite, welche der Blick von der Höhe umfaßte, und ſchlug die Vorſtellung Magdalenens von der Bedeutſamkeit ihrer grundherrſchaftlichen Verhältniſſe nieder.

Ihr Wagen hielt inzwiſchen, von wildem Zuruf und Getümmel der Herangekommenen umringt. „Die Rechte des Herrn iſt erhöht! Die Rechte des Herrn behält den Sieg! Lobe den Herrn, der Dein Leben vom Verderben erlöſet!“ So begrüßte der ältere Prior den Herrn von Caille. In gebieteriſchem Tone, mit harter Miene, die Blicke auf ihn gerichtet, wie ein Raubvogel auf ſeine Beute, ſprach er dieſe Worte und reichte das Crucifix in ſeiner Hand, ihm und ſeiner Gemahlin zum Kuſſe dar, zugleich ihnen winkend, niederzuknieen zu ſeinen Füßen und ſeinen Segen zu empfangen. Sie hatten ſich wieder erhoben. „Als erſte Handlung auf dem Grund und Boden Ihrer Väter,

welchen Ihnen die Kraft und Gnade des Höchsten wiedergeschenkt, bringen Sie Dank dar vor seinem Altare! Die Kirche steht geöffnet, Sie zu empfangen," fuhr der Prior mit unveränderter Miene im vorigen Tone fort; und hiemit trat er zwischen Magdalene und ihrem Gemahl und führte Beide zu Fuß dem Orte zu, von der wild durch einander rufenden Menge umgeben. Magdalena betrachtete letztere: keine bekannten Gesichter, größtentheils Volk in Lumpen, wenige anständig Gekleidete, unter den Nächsten und Lautesten lauter abschreckende Physiognomien, zeigten sich ihr; der Pachter Bernard mit dem Ausdrucke der Wüstheit und Schlaffheit, voll leidenschaftlicher Wildheit sein Sohn, in dem jüngeren Prior an ihrer Seite die Herrschsucht und Härte des älteren gedoppelt, verjüngt, ihr drohend als Geleitschaft bis in die spätesten Jahre; an der Seite ihres Gemahls des Vicars Taxil colossale Gestalt und thierische Züge. Worte, von dem älteren Prior an den Herrn von Saille gerichtet, entzogen ihre Aufmerksamkeit den

Umgebenden. — „Die Hand des Höchſten hat Ihnen das Erbe Ihrer Väter nicht zurückgeſtellt, daß er dem Geringſten der Seinen dadurch Etwas entzöge —" ſprach er zu ihm mit harter, vorwurfsvoller Stimme — „und des Herrn ſind die Armen. Sie ſtehen unter Fürſorge und Obhut ſeiner heiligen Mutter Kirche." Verletzt durch ſeinen herriſchen Empfang, von neuem beleidigt, bei dem Tone, welchen er gegenwärtig wider ihren Gemahl angenommen, richtete Magdalena ihre ſtolzen, kräftigen Augen auf den Geiſtlichen. Aber ſie ſenkte ſie voll Beſtürzung, indem ſie deſſen weitere Rede vernahm. Er machte dem Herrn von Caille Vorwürfe wegen Rücknahme des Geſchenkes der Dame Rolland an die Armen zu Manosque, wegen ſeiner Wortloſigkeit in dieſer Sache. Sie erfuhr ſo die eine und die andere. „Woher ſoll ich es nehmen? —" entſchuldigte ſich ihr Gemahl — „will Gott für mich zahlen, will ich ſeinen Armen das Meine laſſen. Denken Sie, daß ich umſonſt Herr von Caille geworden bin? Fragen Sie Herrn

Serry, wie viel er bekommen hat. Er drang auf sein Geld — und er und Herr Silvain verstehn zu pressen.“ Erschüttert hörte Magdalene. Sie hatte gemeint, mit ihrer Hand ihrem Gemahl seinen Adel, seine Güter als eine freie Gabe zugebracht zu haben; diese Meinung gehörte wesentlich zu ihrer Ansicht des Verhältnisses unter ihnen. Sie wurde zu Nichts. An ihrer Stelle trat die Vorstellung einer niedern Habsüchtigkeit ihres Vaters, wie sie jeder Blutstropfen in ihr verläugnete. Schmerzvoll ergriffen, betrat sie die Stufen des Einganges zur Kirche, die gutsherrliche Tribune.

Das Tedeum wurde gesungen, von mißtönenden, regellosen Stimmen, prachtvoll begleitet von Paukenschall, Orgel, Glockenklang. Hienächst bestieg der ältere Prior die Kanzel zur Bewillkommung des neuen Gutsherrn. Seine Rede führte aus, wie allein die Anhänglichkeit desselben gegen den katholischen Glauben, seine Rückkehr zur allein seligmachenden Kirche, diesem Anerkennung seiner Geburt, Einsetzung in seine Rechte erworben. „Tausende sind hochgeboren, sind gerecht; sie schmachten

im Elend, dulden Verfolgung —" rief er aus: „erbarmt sich ihrer der Herr wegen ihrer Geburt, wegen ihrer Gerechtigkeit? — Warum hat er sich Ihres Elends, der Verfolgung erbarmt, welche Sie erlitten, der Sie lebten in Verworfenheit, von Lastern befleckt? Das macht: es giebt vor dem Höchsten kein Ansehn der Geburt, keine Gerechtigkeit des Menschen, nichts, das Werth hätte, als sein Glaube; und im Glauben wurden Sie treu erprobt; und Ihre Verfolger waren Abtrünnige des Glaubens. Deswegen erbarmte sich Ihrer der Herr. Seine heilige Kirche nahm Sie auf in ihren Schooß und reinigte Sie von den Lastern, welche Sie befleckten. Sie rief: tausend Stimmen des Gebetes drangen zum Himmel für Sie! Sie rief: Zeugen standen auf für Ihre Sache!" So fuhr er fort; und eine Ermahnung zur Dankbarkeit gegen die Kirche, zu Beschützung und Mehrung ihres Gutes, ihrer Würde, zur Unterwürfigkeit gegen ihre Geweihten, beschloß die Anrede, berechnet, den neuen Herrn in der Achtung seiner

Unterthanen herabzusetzen, ihm die Stütze zu entziehen, welche er an denselben finden könnte, ihn abhängig zu machen von der Geistlichkeit, mit Scheu vor derselben zu erfüllen, ihn geneigt zu stimmen, daß er alle Anmaßungen der Priors an Grund und Rechten genehmige, denen Herr Tardivy sich streng widersetzt.

Magdalene athmete kaum, unter der Beklemmung, womit diese erniedrigende Rede ihre Brust zusammenpreßte. Betäubt von schmerzvoller Bewegung wandelte sie an der Hand ihres albern eitel, frech und froh umherstarrenden Gemahls unter den Säulen der, in den Grund vertieften, dunkeln Kirche dahin an ihren Wagen, der vor derselben hielt. Herausgetreten auf den grünen Platz hier, empfing sie und den Herrn von Caille, ob der Rede des Priors, nicht weniger Jubelgeschrei der Menge; schallend angestimmt und immer neu aufgerufen vom Sohne Bernards, der den Chorführer machte unter dem Schwarme, von wel-

chem umringt, sie langsam dem Schlosse zuführen, einführen in dasselbe.

Zerstörung zeigte sich hier überall; überall die Spur des Angriffs, welcher die letzten Besitzer vertrieben. Zerbrochen in den starken Haspen hingen Trümmer von einem Flügel des Hofthores, herausgerissen mit jenem lag seitwärts am Boden davor der zweite. Die Enden der Ketten der herabgerissenen Zugbrücke schwankten in der Luft: die Brustwehren der Gräben lagen zerstückt auf deren Rande angehäuft oder in das Wasser herabgestürzt. Offen standen die Ställe, hie und dort vom Rauche der hineingeschleuderten Brände geschwärzt; drinnen sah man einzelnes halbverhungertes Vieh, das bei dem ungewohnten Geräusch mühsam die Hälse drehte, mit kläglichem Blöken. Gras wuchs zwischen den Steinen des Schloßhofes. In den Fenstern des Schlosses klirrten die zerschmetterten Scheiben. Die Thür des Eingangs war erbrochen; und die wüste Menge

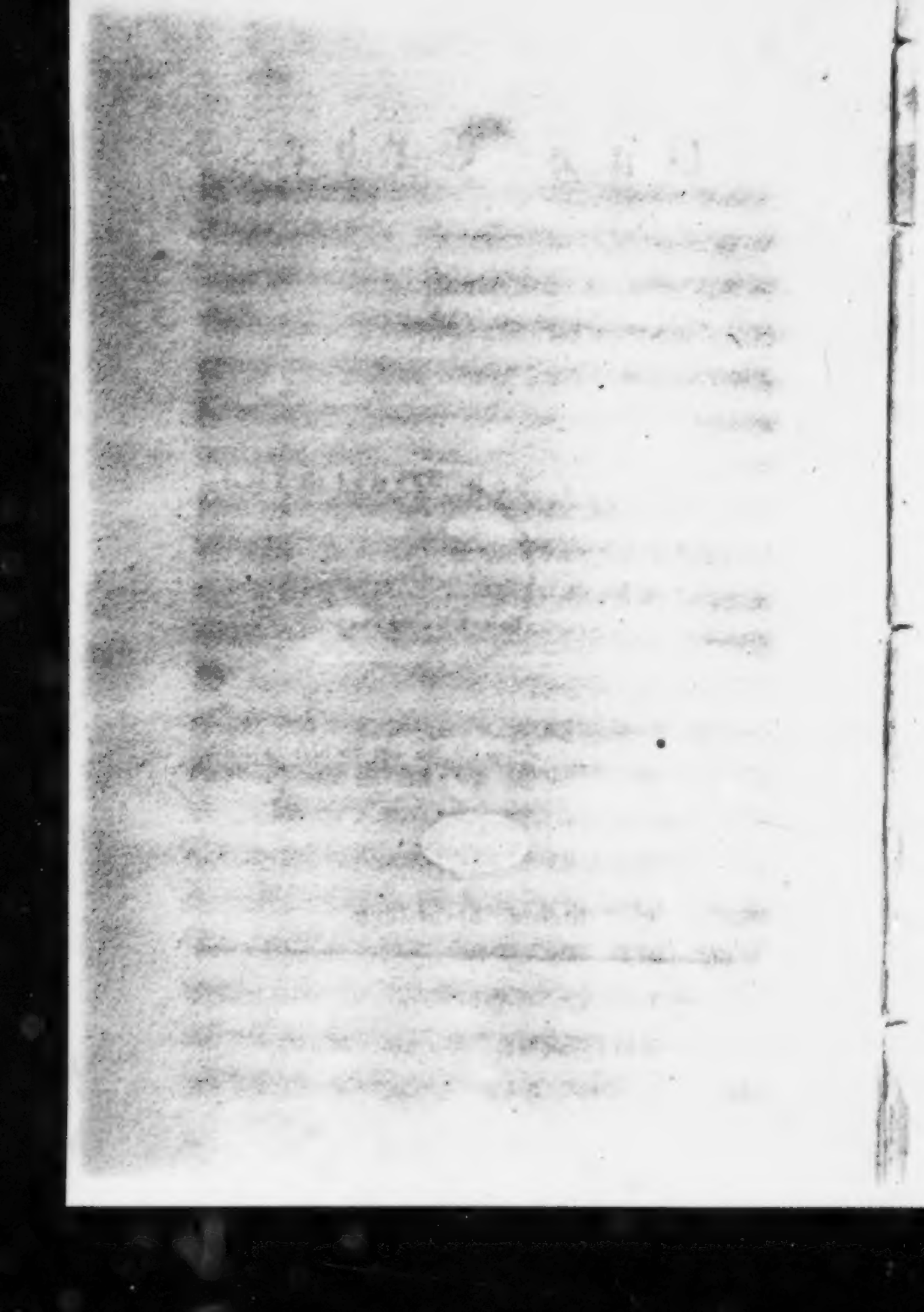
zeigte ihrer neuen Gutsherrschaft frohlockend die Heldenthaten ihrer Anhänglichkeit für sie.

Magdalena und ihr Gemahl begaben sich in das Schloß. Alle Zimmer standen offen, halb beraubt, ungeordnet, wie die Fliehenden sie zurückgelassen. Schwalben hatten ihre Nester schon in einigen gebaut und flogen darin umher; die Unordnung des Ruins wetteiferte mit der Unordnung der Benutzung. Alle Dienstleute waren fern; Magdalene erblickte nicht ein bekanntes Gesicht. Sie fragte nach dem Notar Funel: der sey fortgezogen nach Manosque! wurde ihr Antwort aus der wüsten Menge gerufen, die frech vertraulich auf allen Tritten ihr und ihrem Gemahl folgte, der eine lebhafte Neigung zu dem Sohne Bernards zu fassen schien.

Alles Leblose rief ihr die früheren Bewohner, das so verschiedene Bild der Stunden, hier mit diesen verlebt, zurück. Sie kam in das letzte Zimmer der Reihe. Es war das Zimmer Espritens gewesen. Mit doppelter Aussicht blickte man hier

über Gärten und Weiden gen Süden auf wolkenartige Felsen und das Meer, und durch die Wipfel der Orangenbäume auf der westlichen Terrasse herab auf einen viereckigten Platz am Schlusse derselben, wo die Bienen des kleinen Bienenfreundes ihre Stelle hatten. Ihr Summen und das Rauschen der Durance, der Duft der Orangen und der Feldduft der Weiden, hatten vereint das trauliche Gemach in vielen Stunden erfüllt, welche Magdalena hier mit Espriten verbracht. Sie trat an das letzte der Fenster, wo gewöhnlich ihr Platz gewesen — die Scheiben waren zerbrochen, kein Summen tönte mehr, die Bienenstöcke waren verschwunden. — Ihr im Rücken erzählte der Sohn des Bernard ihrem wohlgefällig lauschenden Gemahl, wie er am Weihnachtsabend die Tochter Herrn Tardivy's verwundet; von der Angst, welche die Familie während der Bestürmung des Schlosses ausgestanden haben müsse; von ihrer, ihnen Allen unerklärlichen Flucht; von dem Gerücht, daß die Kleine beim Herrn des Muges gestorben sey.

Da tönte ein unartikulirter, dumpfer und harmonischer Klang traurig zwischen seine Rede. Magdalena wandte sich um. Sie erblickte die Laute Espritens; an den Tisch gelehnt, hatte der Herr von Caille sie erhoben und auf diesen gelegt. Ihr war, als hätte das Instrument zu ihr gesprochen. Die hellen Freudentöne, welche es unter den Fingern ihrer Gespielin geklungen, schien es zu beklagen. Espritens liebliches darüber geneigtes, sie unter den blonden Locken mit heiterm, tief eindringendem Blick der dunkeln Augen ansehendes Gesicht, die letzte Weise, welche sie also gehört: „wann wiederkehrt die süße Sommerszeit —" standen vor Magdalenens Seele mit herzzerreißendem Vorwurf. „Das ist die Ehre, das ist das Glück des Ranges, zu dem ich mich erhoben!" rief sie laut aus, und verbarg ihr Gesicht in beide Hände mit Thränenströmen. Der Sohn des Bernards und ihr Gemahl sahen sie an, sahen sich an und zogen sich schweigend zurück.



Das Erbe.

Novelle

von

Caroline von Woltmann

geb. Stosch,

Verfasserin der Bildhauer.

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
und das heißt, ein Kämpfer seyn.

Rahel.

Dritte Abtheilung.

Gera,

Heinsius'sche Buchhandlung.

1832.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

22.

Ein reisender Bilderhändler hatte zu St. Chamans seine Waare feil; theils auf einem Tische ausgelegt, theils die Mauer eines Hauses damit tapezirt, wogegen er diesen gestellt. Viele Neugierige standen umher, unter ihnen Honorade Venelle. Seit dem Besuche Meyeres, von welchem wir unsern Lesern Nachricht gegeben, hatte sie nichts von dem Gerichtsboten gesehen, nichts von ihrem Manne gehört. Hier erblickte sie plötzlich letzteren, abgebildet als Edelmann, mit zierlicher Perücke, gestickter Weste, lang herabhängender, mit Spitzen besetzter Cravatte, im betreßten Rock, den Knopf des Degens unten hervorragend über dem Rande des Bildes. Unverwandt starrten ihre lächelnden Augen auf das Gesicht. „Das ist er wahrhaftig, der Schelm — es steht ihm gut an —" sagte sie bei sich selbst. „Es muß ihm geglückt seyn. Wissen lassen hätte er es mir sollen! — Vielleicht ists noch nicht lange her, und

ich ſehe ihn ſelber bald ſo! — Ich, ich tauge nicht zur Dame; ich könnte keine Dame ſeyn; doch er —bei Gott, er iſt zum großen Herrn geboren! —" So dachte und blickte ſie mit unerſättlichen, immer fröhlicheren Blicken. „Dame, der Cavalier gefällt Euch —" rief der Bilderhändler — „kauft den Kupferſtich; für einen Franc iſt er Euer; alle Welt kauft ihn; wenn Ihr wüßtet, wen er vorſtellt —" Er ſprachs, und indem Honorade ihm den Franc reichte, welchen ſie ſo eben als Zahlung für eine Arbeit, die ſie abgeliefert, erhalten, das Bildniß aus ſeiner Hand empfing und ſtand, mit Genugthuung darauf niederblickend, erzählte er ihr die Geſchichte des Herrn von Caille.

„Er hätte ſich verheirathet, ſagt Ihr — Glaubt das nimmermehr."

„Warum ſollt' ich es nicht glauben? —"

„Weil er verheirathet iſt. Zu Marſeille habe ich ihn und ſeine Frau gekannt."

„Ihr meint Honorade Venelle, ſeine Concubine, mit der er zu Marſeille unter dem Namen ihres

Mannes, Peter Mege, gelebt. Seine hugenottischen Anverwandten brachten freilich auf, daß er dieser selber sey. Er widersprach ihnen standhaft und schwor, er sey der Sohn des Herrn von Caille, und Tausende, welche letzteren gekannt, haben es mit ihm beschworen, bis er durchgedrungen ist. Die Frau des Mege hat sich auch wohl gehütet, aufzutreten und zu behaupten: er sey ihr Mann. Nicht während des Prozesses hat sie sich gemeldet, als er erklärte und beschwor, daß sie nur seine Concubine gewesen; nicht, als er zu Toulon das Fräulein Serry heirathete, das schönste Mädchen der Stadt und eines der reichsten. Sie würde nicht zu beidem geschwiegen haben, wäre sie wirklich seine Frau. So that sie klug daran; denn Niemand hätte ihr geglaubt. Neulich, zu Marseille, erzählte man mir, sie habe ihren Wohnort verändert und verberge ihre Schande im Stillen."

Glühend roth, dicke Thränen in den brennenden Augen, mit schlagender Brust entfernte sich Honorade. In ihrer Wohnung, welche, seit sie von

ihrem Manne getrennt lebte, ein Ansehn beschei-denen Wohlstandes angenommen, saß sie nun, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in die Hand, vor sich auf der Tafel das Bild, und Tro-pfen über Tropfen stürzten über ihre Wangen. „Ah, Betrüger!“ ächzte sie hinblickend über jenes, „ah Betrüger! — Tausend Thränen habe ich um Dich vergossen, Tag und Nacht habe ich um Dich gesorgt, für Dich gebetet; hieher bin ich gegan-gen, wo ich Niemand kenne, wo mich Niemand kennt, habe gelebt, traurig und allein, daß mich Niemand nach Dir fragte, daß ich Dich mit kei-nem Wort verriethe — Du schwörst, daß ich nur Deine Concubine gewesen! — Habe ich Theil be-gehrt an Deiner Hoheit, Deinem Reichthum? — Würde ich Dir verweigert haben, mich von Dir zu trennen, damit Du eine Andre heirathen kön-nteſt, hätteſt Du es von mir begehrt; ich, die ich weiß, daß ich nicht zur Dame tauge? — Mußt Du mich mit Schande verstoßen, und schwörst, daß ich nur Deine Concubine gewesen? — Hono-

rade Venelle ſchweigt nicht und verbirgt ſich nicht länger. Sie hat keine Schande zu verbergen. Ich werde auftreten und ſagen, wer ich bin, und Du ſollſt es ſagen — geſchehe daher was da wolle!"

Mit dieſen Worten ging ſie an ihren Kaſten, langte unter ihren Sachen, ſorgfältig bewahrt, eine Schachtel hervor; langte aus dieſer ein Packet vergelbter, abgegriffener, beſchmutzter Papiere, mit einem breiten ſeidenen Bande umwunden, löſte die Schleife, muſterte den Inhalt. „Niemand würde mir glauben. — Dieſen Papieren wird Niemand Glauben verſagen." — Hiemit legte ſie ihres Mannes Taufſchein und den ihren zur Seite; zwei Urkunden über den wiederholten Rücktritt jenes erſteren von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Religion, das erſte Mal im Jahre 1679 in der Jeſuiterkirche zu Marſeille, das andre Mal im Jahre 1681 zu Apt. Die zweite Urkunde war von einem Notar Boyer ausgefertigt, welcher bei dem Uebertritt, den ſie betraf, zugleich Taufpathe

gewesen. Hierauf folgte der Ehecontract zwischen ihr und ihrem Manne, am 27sten März des Jahres 1686, vom Notar Coulet zu Marseille aufgerichtet; ihr Trauschein, vom 10ten April ebendesselben Jahres; eine Vollmacht ihres Mannes für den Notar Coulet, zum Verkauf eines ihr gehörenden Hauses; eine andre Vollmacht von ihm für eben denselben zu Kündigung einiger ihr gehörigen Capitalien, Beitreibung einiger ihr zustehenden Forderungen; vom Jahre 1694 ein Verzeichniß ihrer Mobilien und Kleider, welche sie ihm zum Verkauf überlassen; ein Schuldschein über hundert Francs, welchen er ihr dagegen ausgestellt. — Sie durchlas die Papiere; der Inhalt zeigte ihr, was sie nimmermehr erwogen, daß sie nach und nach ihr ganzes kleines Vermögen ihrem Manne bis auf die letzten Habseligkeiten geopfert. — „Und er schwört, daß ich nur seine Concubine gewesen bin!“ rief sie mit neuen Thränen des Schmerzes und Zornes über seine Abscheulichkeit. — „Nach Martigues, zum Notar Coulet; er soll mir rathen, er

kann mir als Zeuge dienen. Nach Aix, zu meinem Vetter, dem Pfarrer Garnier. Er wird ſich meiner kaum mehr erinnern; doch als Geiſtlicher muß er ſich der Hülfsbedürftigen erbarmen; als mein Vetter geht meine Ehre ihm an. Er wird mir ſagen, an wen ich mich zu wenden habe.“ So beſchloß ſie bei ſich ſelbſt, knüpfte das Band um die Papiere, welche ſie ausgewählt, legte die übrigen in die Schachtel, verbarg dieſe an ihre Stelle, packte einige Wäſche, Kleidungsſtücke, ihre kleine Baarſchaft in ein Bündel zuſammen. —

„Dame Honorade — Ich ſuche ein Wort zum Lachen, komme zu Euch, und finde Euch in Thränen!“ rief ihre Nachbarin, eintretend, indem ſie alſo beſchäftigt war.

„Wer könnte je wieder lachen, verrathen, wie ich es bin!“ antwortete Honorade. „Bewahrt meine Schlüſſel, Nachbarin, füttert meine Katze, habt Obacht auf mein Quartier —“ fuhr ſie fort.

„Ihr verrathen — und reiſefertig — wohin wollt Ihr denn?“

„Ich gehe, einen Weg zu thun, an den ich nimmermehr gedacht. — Aber ich lasse mir meinen ehrlichen Namen nicht rauben. Er ist mein Hab' und Gut, er soll meine Leichenrede und mein Grabstein seyn, komme davon was da wolle.“ Mit diesen Worten ergriff Honorade den Bündel, streichelte der sich an sie schmiegenden Katze über den hochemporgewölbten Rücken, reichte den Schlüssel zum Zimmer der Nachbarin und verließ das Haus, unaufgehalten durch deren dringende Erkundigungen. „Ihr werdet vielleicht davon hören;“ sonst keine Antwort drang letztere ihr ab.

Wir haben die Familien Rolland und Tardivy lange verlassen. Aufgerichtet durch Beispiel und Trost seines Freundes, ging Herr Rolland zu Grenoble an seine Vertheidigung, an die Verwaltung seiner Amtsgeschäfte. Sie war keine leichte Prüfung für ihn; ihn empfingen Unwille, Verachtung, Hohn seiner Collegen beim Parlament, und geißelten ihn dabei mit herzzerschneidenden Worten. Er fühlte sie tief, doch es irrte ihn nicht

mehr. Demuthsvoll trat er auf, im Bewußtſeyn, welche Schmach auf ihn gewälzt war, im Bewußtſeyn, wie ſeine Lage alles äußeren Glanzes, der ſeinem Amte gebühre, ermangele; würdevoll, in der Lauterkeit ſeines Bewußtſeyns hinſichtlich der auf ihm laſtenden Beſchuldigungen; ehrwürdig in ſeiner Ergebung in den Willen des Höchſten mit ihm: nichts brachte ihn aus dieſer Haltung. Sein Eifer bei Vertheidigung des Rechtes forderte die Opponenten ſeiner Anſicht nicht mehr, gleichſam perſönlich heraus; kein Stolz ſchien ihnen, wie ehemals zu gebieten, das Recht anzuerkennen, welches er dargethan; keine Spur von Verbeſſerungen ſeiner Handſchrift trugen mehr die fehlerhaft geſchriebenen Actenſtücke, die er bearbeitet; er ſprach mit derſelben Gerechtigkeitsliebe, doch einfacher, minder ſcharf, nicht minder energiſch als vordem. Sein, von der Ungerechtigkeit, die er litt, zermalmtes Herz ſprach aus ſeinen Worten, indem er das bedrängte Recht vertrat; die Richter fühlten ſich unwillkürlich von ſeinen Vorträgen ergriffen;

sie blickten fragend auf ihn, ob der Mann, welcher so redete, der Verbrechen, deren er angeklagt war, schuldig seyn könne? und wurden von seiner Haltung bewegt. Der Unwille wider ihn legte sich, der Hohn verstummte. — Wie Lazarus Tröpflein erquickte sein Gemüth oft und öfter ein glücklicher Erfolg seiner amtlichen Geschäfte.

Die Familie Tardivy, auch der Gerichtsrath, lebte seit mehrern Monaten in seinem Hause. Mit stärkerer Seele wider das Drückende einer Lage in Abhängigkeit, als seine Töchter für ihn gehabt, gab Herr Tardivy den Vorstellungen Herrn Rolands nach, wie nützlich, ja nothwendig sein Aufenthalt in der Nähe von Aix, mündliche Berathungen zwischen ihnen über etwa zu ergreifende Maaßregeln in ihrer Rechtsangelegenheit, letzterer seyn würden. Gegen eine kleine Vergütigung übernahm er, ihm beizustehn in seinen Geschäften. Er waffnete bei diesem Entschluß sich in Gedanken wider seines Schwagers hochfahrende Schärfe, dessen Eifer: er bedurfte dieser Waffen nicht. Ein andrer

Geiſt hatte ſich Herrn Rollands bemächtiget; ihre Freundſchaft wurde immer freier und inniger.

Von allem Glanze, ſelbſt von vielem Nothwendigen für ſeinen Stand, war das Haus des Generaladvocaten entblößt; das Familienleben hier das nüchternſte, arbeitſamſte; doch keine unerwarteten, unabweislichen Ausgaben fraßen mehr, wie während des Prozeſſes Luxus und Nothwendiges zugleich dahin, zerrütteten allen Plan für die Zukunft. Wie daſſelbe Sternbild jede Nacht zu derſelben Stunde an derſelben Stelle des Himmels wiedererſcheint, dem erblickenden Auge willkommen, führte hier jeden Tag dieſelbe Stunde daſſelbe Geſchäft wieder heran; willkommen dem Herzen und der Luſt der Thätigkeit. Die Fröhlichkeit der Kinder, Eſpritens heitre Beſeeltheit, die Freude der Dame Rolland an deren Geſellſchaft, der Umgang zwiſchen Herrn Rolland und Herrn Tardivy machten das karge, arbeitsvolle Leben zu einem Leben der Genugthuung. Selbſt Tiber trug das Seine durch Klugheit und muntere Sprünge zur Freude

des Hauſes bei; und Gregoire, der als ſein eigener Herr von ſeinen Erſparniſſen in der Nähe ſeines Herrn lebte, ſchwor jeden Sonntag und Feiertag, bei der Flaſche Wein, die er ſich da vergönnte, (ſeine ſonſtigen Ueberſchüſſe waren zu Ausgaben an den Namensfeſten in der Familie beſtimmt) ſo laut und ſo lange, der ſogenannte Herr von Caille ſey ein Betrüger, die Pfaffen hätten ſeinen Herrn mit ihren Ränken zu Grunde gerichtet; bis er ſich ſelbſt und die Weichherzigſten ſeines Auditoriums unter Thränen geſetzt, und die guten Bürger von Grenoble endlich daran glaubten. Nur den Verluſt ihrer Laute bedauerte Esprite, ihre Tante, jedes ihrer Geſchwiſter mit ihr. Eines Tages wurde im Hauſe ein Kaſten abgegeben, verſiegelt, Petſchaft und Handſchrift der Adreſſe unbekannt, die Adreſſe an Esprite. Der Kaſten ward eröffnet: er enthielt die Laute. „Ah Magdalena!“ rief das Mädchen errathend und ihre Thränen überſtrömten das Inſtrument, indem ſie es aus dem Behälter nahm: „arme, unglückliche Magdalena!“

„O ſpiele, ſpiele!“ drangen ihre Geſchwiſter in ſie, verlangend nach dem wohlbekannten Klange, der wie eine Stimme war, welche zur Familie gehörte. „Des Oheims Lieblingslied,“ ſagte ſie und hub das Lied an, welches Herr Rolland am Weihnachtsheiligen-Abend im Schloſſe zu Caille gefordert. — „Noch ein Mal den letzten Vers —“ ſprach, als ſie geendet, ihr Vater, erſchüttert von der Erinnerung an jenen Abend, da daſſelbe Lied geklungen und der ſeiner Tochter das Leben gekoſtet. Esprite wiederholte:

„Allen iſt nicht gleich das Leben;
Stunden nehmen, Stunden geben:
Des Schmerzes Kern,
Iſt der Freude Stern.“

Das erſchöpfte Geſpann des wohlfeilen Fuhrwerkes, welches Baptiſte gewählt, ihn nach Paris zu bringen, hatte die letzte Tagereiſe bis tief in die Nacht verzögert, und vermogte nicht mehr jenes nach dem Gaſthauſe zu ſchleppen, wo er abzuſteigen Willens war. Der Fuhrherr wünſchte

in der nächsten Herberge beim Thor seine übermüdeten Thiere zur Rast zu bringen, und Baptiste willigte in seine Bitten, daß er sein Gepäck bei ihm lassen, zu Fuß sein Quartier aufsuchen wolle. „Ihr könnt nicht fehlen," sagte er ihm: „es ist nicht so sehr weit. Erst rechts um die zweite Ecke, dann die Straße hinab, links um die fünfte, dann quer über den kleinen Platz. Die Straße, welche Ihr da vor Euch seht, schlagt Ihr ein; hierauf beugt Ihr in die zweite Querstraße rechts, und nun seht Ihr ein großes Haus in der Mitte derselben zur Linken — das ist Euer Gasthaus. Ihr werdet es sogleich sehn; es brennt dort Licht die ganze Nacht hindurch."

Nach dieser Beschreibung trat Baptiste seine Wanderung in der Dunkelheit, in der großen, unbekannten Stadt an. Glücklich erreichte er den kleinen Platz, schlug die Straße ein, welche ihm entgegenlag, beugte rechts in die zweite Querstraße; doch er wanderte sie auf und ab, kein erleuchtetes Haus zeigte sich rechts oder links seinen Blicken.

Er wollte zurück auf den Platz, der Meinung, er habe hier die rechte Straße verfehlt. Er konnte den Platz nicht wieder finden. Eine ſchmale, dunkle Zeile nach der andern, zu beiden Seiten in die Höhe von ſchwärzerer Dunkelheit begränzt, eröffnete ſich vor ihm. Ein paar Schildwachen, welche er anrief und befragte, die einzigen Weſen mit ihm in dieſer Ausgeſtorbenheit und Finſterniß der erſten Stunden nach Mitternacht, verwirrten durch ihre Zurechtweiſungen ihn völlig; auf gutes Glück tappte er aus Straße in Straße, ob nirgend ein erhelltes Haus ihm das geſuchte Ziel verkündige. Jetzt fiel ein Lichtſchein über die Gaſſe, welche er betrat; die mittlere Etage eines Hauſes, fünf Fenſter, ſah er hell erleuchtet. Er eilte darauf zu; laut, wiederholt klopfte er, daß die dunkle Gegend wiederhallte. Eines der erleuchteten Fenſter ward aufgethan; Jemand ſah hernieder. — „Es iſt ein Einzelner, Herr!“ rief er zurück in das Zimmer. Unverſtändlich redete drinnen eine andre Stimme. „Wer ſeyd Ihr, wie heißt Ihr, woher kommt Ihr,

was wollt Ihr?" rief es zu ihm hinab. „Ich heiße Tardivy, Rechtsgelehrter, aus Graſſe in der Provence. Ich bin todtmüde und ſuche mein Gaſthaus. Iſt nicht hier —?" Der oben gefragt, hörte auf die letzten Worte ſeines Beſcheids nicht mehr; er wiederholte denſelben, zurückgewandt gegen das Zimmer: „Tardivy, aus Graſſe, Rechtsgelehrter" — „Sonderbar! —" rief hier vernehmlich die zweite Stimme; ein andrer Kopf ſahe aus dem Fenſter. „Ihr nennt Euch Tardivy, aus Graſſe in der Provence; der Gerichtsrath Tardivy? —" „Sein Sohn," antwortete Baptiſte, den vorigen Beſcheid etwas umſtändlicher hinzufügend. „Mach' auf!" rief die vorige Stimme. Und nun ſcholl Thürenklappen, oben, näher gegen das Hausthor, ein Licht ſchimmerte durch deſſen Spalte, das Pförtlein in demſelben ward entriegelt, aufgethan; Baptiſte ſahe ſich am Fuße einer nicht allzuhohen Flucht von Stufen. Sie waren mit Teppichen belegt; vor ihm ſtand ein Diener, zwei Kerzen auf einem gewundenen, ſilbernen

Leuchter haltend; oben, blickte er eine erleuchtete Gallerie hinab, zu welcher die Stufen emporführten. Ein kunstvoll gearbeitetes Eisengitter, das offen stand, bildete den Eingang. „Bin ich hier —?“ „Behüte! — kommt zu meinem Herrn, er wird Euch sagen, bei wem Ihr seyd.“ Mit diesen Worten leuchtete der Diener ihm vor, die Stufen hinan, den Gang hinab, in der Mitte desselben eine zweite ähnliche Flucht von Stufen aufwärts. — Alles war mit Teppichen belegt, kein Tritt schallte, nur das Tacken mehrerer Uhren unterbrach die Stille. In einem viereckigten Flur, auf welchen drei Thüren an den drei Seiten sich öffneten, standen sie. Der Führer Baptiste's that die mittlere Thür auf, und der Jüngling trat in ein dunkles, getäfeltes Zimmer. Gemälde, in Rahmen von schwer vergoldetem Schnitzwerk, blickten aus der Mitte der Wandflächen auf ihn nieder, Männergestalten, in Lebensgröße, in parlamentarischem Purpur, Züge, welche die Gewohnheit ernster Anstrengung, die Begnügtheit des Gemüthes

in sich, welche deren Folge zeigten, den Charakter eines vergangenen, tüchtigeren Geschlechtes. Ein verdunkeltes Frescogemälde, von weißem Stuck umgeben, bildete die Decke. Das Licht einer silbernen Ampel, welche von derselben herabhing, erhellte Themis Arm mit Waage und Schwert. Auch hier war der Boden mit Teppichen belegt, und indem Baptiste um sich blickte, trat auf demselben, aus dem anstoßenden, offenstehenden, ebenfalls erleuchteten Gemach, mit unhörbarem Schritte, ein kleiner, behender Mann, völlig angekleidet, im schwarzen Anzuge, ohne Spur einer Müdigkeit oder sonstiger Nachtschwärmerei in der Miene, als ob er so eben ein Tagewerk unterbrochen. Aufgeschlagene Papiere, Bücher, auf einem größen Pulte in der Mitte des Zimmers, aus dem er gekommen, zeugten auch von einer Beschäftigung, die unterbrochen worden. Mit hellen, grauen Augen betrachtete er Baptiste, mit dem Ausdruck der Ruhe, der Munterkeit, des Scharfsinnes. „Sie heißen Tardivy, Sohn des Gerichtsrathes Tardivy

aus Graſſe, Conſorten von Anne de la Gouche, Dame Rolland, in Sachen wider den Sohn des Herrn von Caille, alias Peter Mege, Soldaten der Marine?" Baptiſte verbeugte ſich bejahend. „Sonderbar!" — Baptiſte ſah ihn ſtaunend an; jener führte ihn in das Zimmer, aus welchem er getreten war. Wie alle übrigen, war es mit Teppichen bedeckt, tageshell erleuchtet von Kerzen, die auf bronzenen Wandleuchtern zwiſchen Bücherſchränken brannten, welche alle Wände von oben bis unten deckten. Von den Titeln der Bücher ſchimmerten dem Jüngling alte und neue Namen der Rechtsgelahrtheit entgegen, Gajus, Paulus, Ulpian, Papinian, Modeſtus, Cujacius, Corandas, Chapin, Pasquier, l'Hopital, Argentrée, Bignon. Er ſah, daß er ſich bei einem Rechtsgelehrten befand. „Speiſen Sie mit mir zu Mittag; es wird eben Zeit ſeyn," forderte ihn der Herr des Hauſes auf. „Was iſt die Glocke?" ſetzte er hinzu, indem er fragend nach ſeinem Diener blickte. Dieſer hatte das Zimmer verlaſſen; eine Thurm-

uhr ſchlug hallend drei. „Meine alte Nachbarin von Notre Dame ſagt mir Antwort; es iſt drei Uhr, es iſt eben Mittagszeit.“ — Baptiſte blickte den Redenden zweifelhaft in's Geſicht; doch ein drittes Zimmer ward aufgethan, ein gedeckter Tiſch zeigte ſich, aufſteigend Dampf von Speiſen; der Diener ſtand mit der Serviette, ein Duft mittäglicher Gerichte drang aus dem Gemach. — „Noch ein Couvert,“ forderte der Herr. „Bleiben Sie bei mir, ſeyn Sie mein Gaſt —“ wandte er ſich wieder zu Baptiſte, der faſt zu träumen glaubte — „Sie können denken, daß ich um meine Mittagsſtunde ſelten Gäſte zum Eſſen bei mir ſehe.“ Das zweite Couvert war gebracht; auf bequemen Armſeſſeln ſaßen Wirth und Gaſt einander gegen über; jener ließ das Geſpräch während der erſten Schüſſeln ruhn. „Unſer ehrwürdiges Vorbild, der Kanzler von Hopital, aß nichts weiter,“ ſagte er, als der Diener einen Würfel ſaftigen Rindfleiſches hinwegtrug: „darin tadle ich ſeine Nachfolger nicht, wenn ſie es nicht wie er machen.“ Bei dieſen

Worten hieß sein Blick den frischen Seefisch, welcher statt dessen gebracht ward, willkommen; mit Behagen legte er dem Jüngling die opalenen Scheiben vor, worin das crystallartige Fleisch sich auf der weißen Serviette zerblätterte, füllte er ihre Gläser, jedem nach Wunsch das seine, rubinglühend und goldenhell. „Dies ist die Sonne der Mahlzeiten," sprach er, erhob sein Glas voll von der letzteren Farbe und ließ den Wein blinken: „bei diesem Lichte wird man nicht alt." Baptiste fühlte sich angezogen von seinem Wesen; etwas gefesselt doch von dem Ungewöhnlichen, das er an ihm sah. „Ich will Ihnen alle Räthsel lösen," sprach sein Wirth, der es bemerkte, indem er seinen Teller mit einigen Gebeinen eines rothen Rebhuhnes hinweggab und sich bequem in seinem Sessel zurechtsetzte; denn so sehr er Freund des Wechsels und der Wahl der Speisen schien, so mäßig war er in dem, was er davon genoß. „Ich will Ihnen alle Räthsel lösen. Daß ich Rechtsmann bin, sehen Sie wohl, auch, daß ich nicht lebe

wie andere Leute: Jegliche Thierart lebt anders, als die andere; warum sollte für Menschen nur eine Lebensweise taugen? — Die Nacht ist mein Tag. Ich habe diese Art zu leben erwählt, weil sie für meine Natur paßt, weil ich mich dabei gedeihen fühle. Seit ich sie führe, dringt der wüste, gehässigkeitsvolle Lärm des Tages nicht mehr zu mir, der mir Seele und Sinne verletzte; werde ich nicht mehr in die Intriguen des Tages verflochten, deren Irrgängen zu begegnen mein Verstand nicht geschaffen ist; bleibe ich vor eitlen Wünschen bewahrt. Stets von Schweigen umgeben stört nichts die Sammlung meiner Gedanken; wach inmitten aller Schlummernden, fühle ich in mir eine Munterkeit der Seele, als wachte ich statt Aller, die da ruhn. Was ich sehe oder vernehme, jene Sterne oben, jener eherne Mund der Glocken, der nur von der Zeit spricht und an Jahrhunderte erinnert, weckt erhebende, ernste Vorstellungen in mir. Wenn im Sommer der Morgen seine Schönheit verliert, wenn die Thauperlen trocknen, die Vögel verstum-

men, gehe ich zur Ruh. Von da an finden Sie die Läden dieſes Hauſes geſchloſſen, bis zu derſelben Abendſtunde. Das Lebensbild, das ich etwa hinübernehme in meine Träume, giebt der Anblick einer friſchen Dirne, die zwiſchen ihren Blumen von ihrem Eſel zur Stadt getragen wird, Landvolkes, das hoffnungsvoll den Ertrag ſeines Fleißes und ſeiner Felder zu Markte bringt. Das Lebensbild, das mich empfängt beim Erwachen, giebt der Anblick alles Müden, dem Labſal des Schlummers entgegengehend. So ſegne ich den Morgen, ſo ſegne ich den Abend, und heute habe ich erfahren, daß auch die Nacht unverhoffte, doppelt erwünſchte Gäſte zuführen kann. Eſſen Sie noch von dieſem Obſte," ſagte er, Baptiſte eine Schaale mit weißlichen Trauben von St. Lorent und Feigen darreichend; „dann unterrichten Sie mich von dem Rechtsſtreite Ihrer Familie. Ich lebe während meines Tages nicht unthätig für den Tag Anderer. Rechtsgelehrte, meine Freunde, denen wichtige Fälle anvertraut werden, haben Zu-

trauen zu meinem ungestörtem Nachdenken. Sie besuchen an ihrem Abend, in meiner Frühe, mich, die Nachteule, wie sie mich nennen, und theilen mir solche Fälle zum Gutachten mit. So ward ich vor einigen Tagen aufgefordert zu einem Gutachten, das jene Angelegenheit betrifft. Der hohe Rath von Bern hat sich beim Könige beschwert, daß beim Urtheil in dieser Sache nicht nur auf Zeugnisse der ihm untergebenen Behörden der Städte Lausanne und Vevay keine Rücksicht genommen, daß dabei sogar ein ehrenrühriger Verdacht wider die Redlichkeit jener Magistrate, wider seine eigene Redlichkeit erhoben worden. Er dringt auf Cassation des Urtheils, Untersuchung hinsichtlich jener Zeugnisse." Baptiste richtete die Augen auf ihn, voll Ueberraschung und Freude. „Man hat mir mit dieser Beschwerde Schriften zugestellt," fuhr der Rechtsgelehrte fort, „die mich näher von dem Fall in Kenntniß setzen sollen," — er zeigte hiebei seinem Gaste die Brochüre Herrn Silvains; die Rede dieses letzteren, die Rede Herrn Rollands

an die Richter vor dem Urtheil, eine Abschrift des Urtheils selbst. — „Diese Schriften geben kein hinlängliches Licht. Vieles spricht zu Gunsten des Angeklagten. Ein zweiter Marinesoldat Mege existirt. Zeugen schildern dessen Aussehn verschieden vom Aussehn jenes Letztern. Die Signalements der Galeerenlisten widersprechen dem zwar; doch diese Listen wurden verfälscht. Zeugen, welche den Sohn des Herrn von Caille genau gekannt, erkennen ihn in dem Soldaten wieder. Ein achtbarer Mann nimmt sich seiner an, hat ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin gegeben" — Baptiste erbleichte bei diesen Worten und senkte den gespannten Blick; sein Wirth faßte diese, wie seine vorigen Gemüthsbewegungen lebendig auf, so, daß seine Miene sie gleichsam nachsprach; ohne sich darüber zu äußern, fuhr er indessen fort: — „Der Verdacht, worüber sich der hohe Rath von Bern beklagt, rührt nicht vom Parlamente, vom Vertheidiger des Angeklagten her; nichts beweist, daß dieses ihn theile, daß es beim Urtheil Rücksicht

darauf genommen. — Erwäge ich jenes Alles und dies, dünkt mich, der König sollte das Urtheil bestehen lassen, nicht den Anerkannten, welcher Jahre lang litt, beunruhigt ward, neuer Beunruhigung unterwerfen, die Beschwerde des hohen Raths ablehnen. — Aber, es herrscht in den Schriften für den Angeklagten nicht die volle Wahrheit. Herrn Silvains Scharfsinn überrascht durch Einfalt, wie sie; das höchste Lob des Scharfsinnes; allein dieser Anwalt, dem kein Umstand zu Gunsten seines Clienten entgeht, schlüpft hinweg über einen ganzen Zeitraum von dessen Leben. Hier fehlen Zeugnisse, die nicht fehlen könnten, wäre die Sache klar. Auch ungegründete Gehässigkeit sucht er auf seinen Gegner zu wälzen. Er stellt als einen Mißbrauch amtlicher Gewalt von Seiten Herrn Rollands dar, daß sich dieser Einsicht in die Monitorienregister des Priors von St. Anne verschafft. Kein Gesetz behält, wie er sagt, deren Kenntniß dem Richter ausschließlich vor, weigert sie den Parteien — und er, der Rechtsmann von so gro-

ßer Rechtsgelehrſamkeit, als er zeigt, ſollte dies nicht wiſſen? — Viel mehr Kunſt iſt auf den Beweis der gerechten Sache ſeines Clienten verwandt, als eine gerechte Sache zu ihrer Darlegung bedürfte. Sein Talent erregt Bewunderung, auf Koſten des Vertrauens in ſeinen Charakter. Die Rede ſeines Gegners gewinnt deſſen Charakter Vertrauen; für ihn zeugen Leute von Achtbarkeit, für den Soldaten Pöbel oder Geſindel. Die Beſchwerde des hohen Raths von Bern beſtätigt die Angaben des Herrn Rollands über den Tod des Sohnes des Herrn von Caille, welcher zu ſeyn der Angeklagte behauptet. Die wichtige Unterſuchung dieſes Punktes iſt unerklärlicher Weiſe bei dem Prozeſſe verſäumt. — Dagegen fallen dem Generaladvocaten ſchwere Verbrechen zur Laſt. Das Parlament hat die Klage deßhalb wider ihn angenommen; ſie mußte hiezu hinlänglich begründet ſeyn. — Wird die Beſchwerde des hohen Rathes angenommen, kann ein Unſchuldiger, deſſen Bedrängniß kaum ein Ziel erreicht, neuen Leiden unterworfen

— wird sie abgelehnt, kann einem Ehrenmanne die letzte Möglichkeit entrissen werden, sein rechtmäßiges Erbe zu erhalten, seinen eigenen und den Namen eines edlen Geschlechtes nicht von einem Verworfenen schänden zu lassen. — Mein Gutachten sollte über das Eine oder das Andre entscheiden. Voll Verlangen nach größerem Licht in der Sache, las ich die Schriften wieder und wieder, die man mir mitgetheilt; las mich immer tiefer im Zweifel hinein. — Könnte ich die klagende Partei vernehmen! war mein heißer Wunsch. — Da wird geklopft an meiner selten besuchten Thür — Sie nennen Ihren Namen — die klagende Partei stellt sich ein. — Junger Mann! Ich lese eine reine Seele in Ihren Augen; ich lese in Ihren Zügen edlen Kummer. — Unterrichten Sie mich von der Sache, wie Sie selbst sie wissen; sprechen Sie zu mir, unverhohlen, wie zu einem Freunde." Sein Blick war, indem er dies sagte, mildes, durchdringendes Licht, seine Züge waren ruhig

ernſt, wie die Stunden, die er zu ſeiner Lebenszeit gemacht.

„Ich möchte nicht mit dem Zufall ſcherzen, der mich hieher geführt; ich möchte Ihre Güte, Ihr Vertrauen nicht täuſchen. Sie werden aus meinen Worten erkennen, ob, was ich ſage, Wahrheit iſt.“ Nach dieſen Worten erzählte Baptiſte den Hergang des Rechtsſtreites vom Anbeginn. Er hob die Umſtände vor, welche bei der Unterſuchung übergangen, vernachläſſigt worden; erwähnte, welche Papiere, am letzten Tage des Aufenthaltes ſeiner Familie im Schloſſe zu Caille entdeckt waren, das Journal Herrn Bourdins; erwähnte, wie es das Geburtsjahr des Sohnes des Herrn von Caille anders als der Soldat, andre Namen der Ammen jenes letzteren angebe, als die Namen der Frauen, welche als ſolche für dieſen gezeugt. Er führte die Ausſage der Wirthin zu Siſteron an, der Anne Herbe, und wie letztere zu Manosque verhindert worden, Zeugniß abzulegen; wie von allen Zeugen für ſeinen Oheim damals

keiner seiner Vorladung gehörig erhalten; kam auf die Erklärung seines sterbenden Oheims von Caille, auf den Eid der Tochter, der Schwester desselben, bei seinem Todbette. Hierauf erzählte er das Geschick seiner Familie, den Zweck seiner Ankunft in Paris; eröffnete dem Rechtsgelehrten seine weiteren Plane und wie er zu ihm gekommen. Keine anklagende Muthmaßung, kein Wort der Absicht, Theilnahme zu erwecken, enthielt sein Bericht; doch er stellte die Thatsachen dar, in einer Ordnung der Folge, mit einer Klarheit, daß man im Grunde einer jeglichen deren Ursach und Verkettung sah. Voll gespannter Aufmerksamkeit hörte sein Wirth ihn an, mit stummberedtem Ausdruck des Beifalls, den er seiner Darstellungsweise schenkte. Dabei malte jede wechselnde Empfindung, welche die Worte Baptiste's in ihm erregten, sich mit dem lebendigsten Ausdruck in seiner Miene, seinem ganzen Wesen. Indem er sprach, drängte sich dem Jüngling die Bemerkung über ihn auf, wie nothwendig Stille und Einförmigkeit der nächtigen

Stunden einem ſo zarten, reizbaren Organismus als der ſeine zur Erhaltung, wie die rohen, verworrenen Eindrücke des Tagestreibens zerſtörend für denſelben ſeyn müßten. Es war etwas Kränkliches in jener Erregbarkeit und Durchſichtigkeit ſeiner Complexion, die keine Regung ſeines Innern verbarg; zugleich eine Macht des Gedankens. Der perſönliche Antheil, welchen ſein junger Gaſt ihm offenbar abgewonnen, der Unwille, womit ihn das gerichtliche Verfahren in der Sache erfüllte, feſſelten ſein Urtheil nicht; er wog die Gründe für den angeblichen Caille mit Eifer.

„Woher aber weiß der Soldat ſo genau, ſo Vieles, das er faſt nur als Sohn des Herrn von Caille wiſſen könnte?“

Baptiſte erklärte es aus deſſen Verbindung mit la Violette, dem ehemaligen Diener des Hauſes Caille, welcher jenen zuerſt als Herrn von Rougon bei dem Intendanten der Marine eingeführt. Er ſetzte hinzu, daß, bei Verbreitung der Nachricht vom Leben, vom Religionswechſel des jungen Caille,

ſo wie ſpäter, während des Prozeſſes, überall in der Provence, doch vorzüglich zu Manosque, die Rede von der Familie Caille geweſen, Jedermann ſeine Erinnerungen derſelben erzählt habe; der Soldat auch auf dieſem Wege zu einem Theil ſeiner auffallenden Kenntniß gelangt ſeyn könne.

„Ich gebe zu, daß die Zeugen keinen Glauben verdienen, deren Ausſagen die Beſchuldigungen der Vergiftung, des Mordes, der Falſchheit, in der Klage des angeblichen Caille wider Herrn Rolland unterſtützen; doch Sie haben nichts geſagt, das ihn von dem Verbrechen der Fälſchung der Galeerenliſten, der Monitorien reinige.“

Baptiſte ſchwieg einen Augenblick vor ſich niederblickend; dann erröthet, erhob er ſein Auge voll ungewöhnlichen Feuers. „Ich vermag nicht, es zu läugnen, nicht zu erklären, welche Bewandniß es damit habe; aber ich bin in meiner Seele gewiß, Herr Rolland iſt keiner Unredlichkeit fähig,“ ſagte er. „Nie habe ich ein Gefühl gegen ihn hegen ſehen, oder gehegt, als Verehrung und Liebe.“

„Jenes letztere bewieſe nichts. Tauſend Schurken werden im Kreiſe ihrer Familien als Biedermänner verehrt, und mit Recht: ſie ſind es gegen die Ihren. Doch, ich traue Ihrem perſönlichen Tact; was Sie mir außerdem mitgetheilt, iſt von Wichtigkeit. Ja" — ſetzte er nach einigem Nachdenken hinzu: „es iſt ein ſonderbarer Zufall, der Sie zu mir führte. Die Caſſation des Urtheils in Ihrer Sache hat mächtige Gegner in des Königs Conſeil. Ohne die Aufſchlüſſe, welche ich durch Sie erhalten, lehnte ich morgen das von mir geforderte Gutachten ab. — Die Beſchwerde des hohen Rathes wurde dann zurückgewieſen; hiemit war auch über das Geſuch, welches Sie beabſichtigen, entſchieden. Vertraun Sie nun mir daſſelbe, theilen Sie mir die ſpäteren Actenſtücke mit; ich werde beides einem Freunde von Einfluß geben — mein Gutachten wird Ihr Anliegen unterſtützen."

Der Jüngling ſtand ſtumm; von Ueberraſchung, von Dank durchdrungen.

„Sie wollen als Schreiber bei einem unſrer

Advocaten eintreten" — nahm der Rechtsgelehrte wieder das Wort. — „Nehmen Sie dieſe Karte," ſagte er, ihm eine Karte reichend, worauf er einige Worte geſchrieben, „erkundigen Sie ſich nach la Bliniere; geben Sie ihm das Blatt, grüßen Sie ihn von ſeinem Freunde, la Chouette, tragen Sie ihm Ihre Dienſte an, vertraun Sie ihm Ihre Angelegenheit; er wird Ihr Mann ſeyn. Jetzt gehen Sie, zu ruhn; mein Diener wird Sie nach Ihrem Gaſthauſe geleiten; und ſo oft Sie wollen, zu ſeinen Stunden, beſuchen Sie den Einſiedler der Nacht."

23.

Das Schloß zu Caille war wieder in bewohnbaren Stand geſetzt; doch Spuren der Verwüſtung dauerten an demſelben von außen, wie im Innern. Magdalenens Wille traf, bei der Abſicht, ſie hinwegzuſchaffen, auf ein Hinderniß, welches er nicht

überwinden konnte, welches ſie nicht begriff. Daß es nicht in der Geneigtheit ihres Gemahls, ihn zu erfüllen, lag, zeigten ihr deſſen Aengſtlichkeit, deſſen Davonſchleichen, ſobald der Punkt zur Sprache kam; daß es ihm dazu am Gelde fehlen könne, kam ihr nicht in den Sinn. Auch das behagliche Leben, welches im Schloſſe gewaltet, ſo lange es die Familie Tardivy bewohnt, war nicht herzuſtellen. Wie das Summen der Bienen unter dem Fenſter Magdalenens war das Geräuſch einer geregelten Thätigkeit und Freude auf den Gängen, in den Hallen, die Zimmer hindurch verſtummt; ödes Schweigen wechſelte mit wüſtem Getöſe um die neue Dame von Caille. Von allen Dienſtleuten, welche ſie bei ihren früheren Beſuchen hier bemerkt, war ihr keiner übrig; von den Leuten des Ortes, welche ſie damals im Schloſſe geſehn, erblickte ſie keinen. Einige Häuſer derſelben, deren ſie ſich erinnerte, wurden feil geboten; andre ſtanden verſchloſſen und ſchienen leer. Die Beſitzer der erſteren, hörte ſie, wären ausgewandert; die

Besitzer der letzteren, sagte man ihr, wären Anhänger der vorigen Gutsherrschaft, hielten sich versteckt, bestellten ihre Felder zur Nachtzeit beim Mondenschein. Zu den letzteren Häusern gehörte die Schenke Rey's. Thüren und Fenster waren gesperrt; an der Stelle des ehemaligen rothen Schildes mit buntem Blumenkranze als Einfassung um den goldenen Becher in der Mitte, las man auf einem schwarzen Brette über der Thür mit weißen Buchstaben: „zur geschlossenen Herberge;" wer am Tage hier etwas begehrte, ein Anhänger der Priors, wurde mit rauhen Worten von dem Weibe Rey's auf das Schild verwiesen; doch bei Nacht sollte diese Herberge nicht für Alle geschlossen seyn. Es hieß, die Freunde der vorigen Herrschaft schlichen um jene Stunden verstohlen zu ihr; eröffneten die Thür, jedweder mit seinem eigenen Schlüssel, hielten hier Zusammenkünfte, erinnerten sich des Vergangenen, bedauerten das Gegenwärtige.

Sämmtliche Anmaßungen der Priors an Grund und Rechten, denen sich Herr Tardivy streng wi-

derſetzt, hatte der neue Grundherr beſtätiget; die Priors waren zufrieden mit ihm; ſicher ihrer Gewalt über ihn, ließ ihr Benehmen ihm ſeine Abhängigkeit von ihnen weniger fühlen; dennoch war ihre Gegenwart, wie Gebot und Geſetz, ihm drükkend, ſeiner Gemahlin zuwider. Zwiſchen dem Herrn von Caille und dem Vicar Tarit entſpann ſich dagegen alsbald Traulichkeit. Sie hielten Gelage mit einander; meiſt zu Rougon auf der Vicarei, an andern Orten; nie im Schloſſe zu Caille. Außerdem war jener Erſtere viel mit ſeinen Unterthanen, hatte Geſchäfte, bald mit dieſem, bald mit jenem derſelben. Der Sohn des Bernard, jetzt ſein Kammerdiener, war ſein Vertrauter in allen Stücken; gab es nichts Beſſeres, ſpielten ſie zuſammen à la Boule, au Piquet. Magdalena erfuhr nichts von ſeinen Gelagen, ſeinen Geſchäften; er blieb ihr gegenüber ängſtlich, verlegen, trotz ſeiner ſonſtigen Frechheit, mied ſie gern, wie ſie ihn gern ſcheiden ſah. Sie hatte ſich zu hohem Range erhoben; ſie hatte ihrem Glauben den Dienſt ge-

leiſtet, welchen deſſen Prieſter ihr als wichtig dargeſtellt; ihr Leben überführte ſie täglich, wie wenig Bedeutung Dasjenige in der Wirklichkeit beſaß, was ihr als ſo groß in Gedanken vorgeſchwebt; es war öde; nur von den Kränkungen, welche es zu Aix, zu Toulon verbittert, war es zu Caille frei. Bald ward es jedoch von nie geahneten Empfindungen und Gedanken beſeelt: ſie fühlte ſich Mutter. Mit dem Gefühl für das Kind, welches ſein Leben von ihr erhalten ſollte, erwachte Gefühl für jedes fremde Leben in ihr. Seinen unglücklichen Vater übergab ſie von nun an dem Looſe, das ihn unverbeſſerlich erniedrigt. Mit ihrem Kinde ſchloß ſie ſich deſſen Vorfahren und Verwandten an. Durch ihr Kind gelangte ſie zum vollen Beſitz ſeiner hohen Abkunft, den ſeine perſönliche Art ſtets zur Hälfte verſcherzte. Der Gedanke an ihr Kind erinnerte ſie an die Geſchwiſter Espritens, der Geſpielin Liebe, ihre eigene Gleichgültigkeit gegen ſie. Jetzt erſt verſtand ſie das Herz derſelben; ſie begriff nicht, wie ſie es früher

nicht verſtanden; liebte ſie, wünſchte ſie zu ſich, es ihr zu ſagen, ſie zu ehren, zu erfreun, ihre Gefühle ihr zu vertraun. Ihr Auge ruhte oftmals auf jener ſchmalen Wieſe zwiſchen der Terraſſe und der Durance, wo ſie mit den Kindern Blumen gepflückt, auf der Stelle, wo die Bienen des kleinen Bienenfreundes geſtanden, mit Schmerz, daß jene nun dies Alles mißten. Die Laute Espritens ſchickte ſie dem Mädchen in dieſer Stimmung. Seltſam miſchte unter dieſen Vorſtellungen ſich der Gedanke an Baptiſte, und erröthend ſchreckte ſie davor zurück: die Liebe der Jungfrau ſchien bei ihr in der Mutterliebe zu erwachen. Wie der harte Kern ſich erweicht, aufquillt, löſ't, wenn unter ihm der junge Keim ſich entfaltet, erweichte ſich ihr Herz, welches kein Gefühl der Liebe gekannt, quoll auf und löſ'te ſich in Liebe, ſeit ein neues Leben unter demſelben keimte.

Zu eben jener Zeit kehrten der Graf von Grignan und ſeine Gemahlin von Reiſen zurück nach ihrem Schloſſe Grignan. Der hohe Adel der

Provence eilte, sich ihrem Gouverneur darzustellen; die Priors forderten den Herrn von Caille auf, der Abbé Lareidat erinnerte schriftlich Magdalenen, daß er es nicht unterlassen möchte. Sie war einverstanden. Ihr verlangte, die Familienbande ihres Kindes fester zu schürzen, es mit Anbeginn seines Lebens den vornehmsten seiner Verwandten anzunähern; die Reise ward beschlossen.

Seit ihrem Hochzeittage hatte Magdalena den Schmuck Espritens nicht angelegt; bei dieser Veranlassung wünschte sie prachtvoll zu erscheinen; geschmückt damit, prachtvoll und schön nach Wunsch, an Haltung und Gefühl ihrer selbst, ihrem hohen Range entsprechend, fuhr sie an der Seite ihres Gemahls, der eitel erfreut, dabei seltsam höhnisch, wie von einer verborgenen Vorstellung belustigt, lächelte, durch den Ort Grignan, den Schloßberg hinan; gezogen von vier goldfarbigen Rossen, welche stolz, an beiden Seiten der Köpfe, Fiocken von den Farben des Wappens der von Caille schüttelten.

Auf der Terrasse, die rund emporgemauert das

Schloß von drei Seiten umgab, das mit vielen Fenstern von dem Wipfel des Berges, auf dem es stand, in alle vier Himmelsgegenden blickte, befand sich der Graf von Grignan mit seiner Gemahlin, seiner Gesellschaft, unter Orangenbäumen mit hohen Stämmen, runden Kronen, welche in Alleen wie Strahlen vom Schlosse gegen den Halbkreis auslaufend, diesen vor dem Winde schützten. Da waren St. Herems, Montelimarts, St. Romans, Grimaults, lauter große Namen der Provence. Ordenskleid, Maltheserrittertracht, blaue Bänder des heiligen Geistordens umgaben den Grafen und die Gräfin. Mit Güte nahmen Beide ihre Verwandte auf. Der Gouverneur der Provence bewies sich dem Parlament der Provence verbindlich nach Gebühr seiner Stelle, den Rechtsspruch desselben durch sein Benehmen gegen den Angeklagten verehrend, welchen dieser Spruch für seinen Verwandten erklärt. Magdalena staunte etwas, die Gräfin so einfach, so heiter, so natürlich zu finden. Die Gräfin hatte von einem Fräu-

lein des Adels der Robe gehört, welches sich beeilt, den Soldaten, der sich für den Sohn des Herrn von Caille ausgab, zu heirathen, sobald derselbe vom Parlament für letzteren anerkannt worden. Sie staunte, dies Fräulein so schön, so würdevoll zu finden. Der feste Wille Magdalenens, ihre Zuversicht in sich selbst, verschafften ihr Achtung, wo sie erschien. Das Gespräch ging her, hin. Der Maltheserritter sprach von Zügen wider die Ungläubigen, von der Levante; der Prälat von Rom; ein Dritter erzählte vom Besuche des Czaars der Russen bei dem neuen Könige von Preußen. Die Gräfin richtete an Magdalena Fragen, welche täuschend das Herz nachahmten, allmählig herzlich wurden, als der kleine Marquis von Adhemar und die blondgelockte Pauline von Grignan gekommen waren, sie den Antheil der Frau von Caille an ihren Mutterfreuden sah.

Jetzt erschien ein kleiner, gewandter Mann, halb bedeckt von einer großen Alongenperrücke,

welche den fröhlichen Blitz seines Auges mit Gravität überschattete.

„Il faut que j'y touche!
Vrai Dieu, c'est sa bouche
Et son teint de lys!“ —

rief er mit Lebendigkeit, in Miene und Gebehrden Staunen ausdrückend, dann die Gräfin küssend; und nun strömte seine Erzählung von seinen Zweifeln an der Möglichkeit, daß sie einen Winter auf dem Schlosse Grignan, diesem Tempel der Winde, könne zubringen wollen. Der kleine Coulanges hörte Magdalena ihn nennen; Marquis redete man ihn an. Er sprach weiter von der Bretagne, den Rochers, der Marquise Sévigné, seinem Besuche dort, bei derselben. Die Gräfin erwähnte eines neuen Gesellschaftsspieles, von dem ihre Mutter ihr geschrieben, welches sie daselbst erfunden. „Die Kehrseite des Blattes — „Ja, ja!“ rief er: — „die Marquise Sévigné liebt ihre Tochter. Was ist die Kehrseite des Blattes? Daß sie sie liebt.“ „Sie haben uns die Kehrseite des Blattes bei

meiner Mutter gesagt; sagen Sie uns, was ist die Kehrseite des Blattes bei unsrer Cousine, der Frau von Caille?" — sprach die Gräfin, Magdalenen in's Gespräch ziehend, welche sich mit dem Marquis von Adhemar und seiner Schwester beschäftigte. „Die Frau von Caille betrachtet die Kinder der Gräfin Grignan mit den Augen einer Mutter — die Kehrseite des Blattes? — sie kann einst Mutter von einem derselben seyn!" — rief der Marquis Boulangés. Magdalena erröthete. „Was uns und unsre schöne Cousine zu noch näheren Verwandten machte, würde mich erfreun," sagte die Gouvernante der Provence, mit ihrem anmuthigen Munde, der ihre fein gebogenen Nase verschönte, die sanften und doch lebhaften Augen, welche das entgegenblickende Auge aufforderten und ihm entflohen, freundlich auf Magdalenen geheftet. Nunmehr begannen Gespräche von Paris, vom Hofe. Der großartige Blick von der Terrasse zeigte weit das Land, bis nach Valence, den Mont Ventoux, sein bläuliches Kalkgestein violet leuchtend in der

Abendsonne; die seltsam geformten Kuppen, zu beiden Seiten seines Wipfels, mit diesem schattenschroff und schattenduftig abgesetzt in der Luft. In der Tiefe blickte man auf Hütten des Ortes, welche unter alten, eichenähnlichen Orangenbäumen am Fuße der Terrasse lagen, so tief unter dem Schlosse, als ihre Besitzer unter dessen Besitzer gestellt waren. — Zum ersten Mal fühlte Magdalena sich beglückt durch die Verhältnisse ihres Gemahls.

Stolz und befriedigt blickend an seiner Seite, fuhr sie mit ihm aus der Gesellschaft zurück. Ein Zusammenlauf im Orte Grignan, ohnfern vom Wege, erregte ihre Aufmerksamkeit. Männer, Weiber, Kinder, in bäurischer Tracht, auch halb angekleidet hervorgelaufen aus den Hütten, umringten einen Geistlichen und zwei Frauen von nettem bürgerlichem Aussehn. Man sah, daß letztere nach dem Grafen Grignan gefragt: die Landleute deuteten ihnen empor zum Schlosse; ein Theil machte sich auf, sie den Schloßberg hinan-

zugeleiten, ein andrer blieb stehn, blickte ihnen nach, sprach über sie, mit Neuherbeikommenden. Zumal auf eine der Frauen schien sich die Theilnahme zu beziehn. Auf dem Wege zum Schlosse traf der Schwarm mit der Carosse des Herrn von Caille zusammen. Aufgehalten durch das Fuhrwerk, voll Neugier, die Herrschaft in demselben zu sehn, stand er still an der Straße. „Jesus Maria!“ rief, in den Wagen blickend, eben jene der beiden Frauen. „Was giebt's, was habt Ihr?“ erkundigte man sich voll Eifer an sie her. Sie schwieg. Die Equipage fuhr vorüber. Ein heftiger Zuruf des Herrn von Caille richtete die Blicke Magdalenens, welche die Menge betrachtet hatte, auf ihn. Zitternd, außer aller Fassung, gebot er dem Kutscher rasch zu fahren. „Kennen Sie jene Leute?“ fragte sie ihn. Als Antwort schimpfte er auf jenen, welcher den Pöbel angaffe, statt die Pferde zu beachten, mit einer Rücksichtslosigkeit gegen sie, welche sie noch nie an ihm gefunden.

24.

„Gute Botschaft," sprach Herr Silvain, eintretend bei dem Parlamentsrath Boyer, welchen er voll Unruhe und Nachdenken sah.

„Desto schlechtere," entgegnete ihm derselbe. „Die eigenhändige Abschrift der Galeerenlisten vom Generalcommissair Croiset ist angelangt. Sehen Sie die Beilagen, unterzeichnet von dem Herrn von Vauvray, dem Maltheserritter von Montfuron, dem Herrn von Ligondes, dem Marinesecretair Marin; ein Speciesfacti über die Art, wie Herr Rolland in Gegenwart dieser Herren Einsicht von jenen Listen genommen, zur Aufklärung der angeblich von ihm damit vorgenommenen Verfälschungen, die Wiederholung ihrer Aussagen über den Marinesoldaten Mege. — Der Hauptpunkt Ihrer Klage wider den Generaladvocaten wird durch das Speciesfacti zu nichte gemacht. Was soll werden, wenn diese wiederholten Aussagen zur

Sprache bringen, daß beim Urtheil keine Rücksicht auf dergleichen Zeugnisse genommen ist?" — „Sehen Sie auch dieses Schreiben vom geistlichen Gerichte welches die Untersuchung wider den Prior von St. Ann: führt. Die Acten wegen des Attentates zu Roussillon sind herbeigeschafft, Zeugen stellen sich dar, das Gericht hat unsern Anerkannten persönlich vorgeladen. — Wie wird das enden? —"

„Meine Botschaft macht Alles gut! — Das Conseil hat bereits zwanzig Sitzungen wegen Cassation des Urtheils gehalten. Herr von Imbercourt ist in der Sache Referent. Ihn beseelt Animosität wider die Kläger, vom Anbeginn des Prozesses her, welcher ihn damals in Streit mit dem Kanzler von Pontchartrain verwickelte, indem er sich des Ritters von Infreville annahm, der den Angeklagten freigegeben, welchen der Marineintendant von Vauvray auf Ansuchen des Herrn von Caille hatte festsetzen lassen; der Kanzler Herrn von Vauvray vertrat und bewirkte,

daß der König die Verhaftung billigte. Es ist dem Gesuch durchaus entgegen. Zehn Meister der Bittschriften stimmen nicht. Es wird, sammt der Beschwerde des hohen Rathes von Bern, ohne Zweifel zurückgewiesen. Wir nehmen unsre Klage wider Herrn Rolland zurück; sie hat ihre Wirkung beim Urtheile gethan: wo soll dann zur Sprache kommen, was bei diesem berücksichtigt worden oder nicht? Der Prior von St. Anne wird freigesprochen; Alles ist in Ordnung." —

„Bis auf einen Punkt. Die Honorade Venelle ist aufgetreten. Ihr Verwandter, der Pfarrer Garnier, unterstützt sie. Sie erklärt, unser Herr von Caille sey ihr Mann, Peter Mege; jener hat sie zum Grafen Grignan gebracht." —

„Was will der Graf in der Sache? Er muß sie an das Parlament weisen."

„Und ihre Klage wegen Bigamie?"

„— Man kommt ihr zuvor — sie muß verhaftet werden" — sagte Herr Silvain mit Entschlossenheit, nach einer Pause, unter der er wie

Herr Boyer voll Verlegenheit geschwiegen: „soll sie ein Parlament compromittiren? — Harte Fälle brauchen harte Maaßregeln. — Was ist's endlich mehr?“ setzte er, die Achseln zuckend, hinzu — „statt in einem Kerker, den sie gemiethet hat, wird sie umsonst in einem Kerker wohnen; übrigens krümmt man ihr kein Haar. Lassen Sie den Arrestbefehl ausfertigen; ich schreite sogleich im Namen des Herrn von Caille darum ein. Am besten, sie wird bei der Rückkehr von Grignan auf dem Wege verhaftet; wir vermeiden das Aufsehn in der Stadt. Wegen der Vorladung des geistlichen Gerichtes will ich selber nach Caille. Ich werde unsern Edelmann instruiren; thut's Noth, begleite ich ihn.“

„Da sitzen wir, von Klippen umringt.“

„Ich kämpfe mit Lust noch ein Mal in der Sache. Rasch den Arrestbefehl. Ich eile, die Frau von Caille, den Arzt Serry zu benachrichtigen, damit von jenen Seiten her nichts verdorben wird. Meyere sitzt glücklicherweise wegen der

Wechſelverfälſchung. Die Rücknahme der Klage gebe ich ſogleich ein und reiſe nach Caille.“

Zwei Tage nach dem Beſuche bei dem Gouverneur der Provence, befand ſich Magdalene allein auf ihrem Schloſſe; ihr Gemahl war zum Vicar Taxil nach Rougon gefahren: das Gegentheil darin von ſeinem angeblichen Vater, liebte er das Reiten nicht. Sie ſaß, beſchäftiget mit den Erinnerungen jenes Beſuches. Der Scherz des kleinen Coulanges, die verbindlichen Worte der Gräfin Grignon, welche er veranlaßt, waren in ihrer Einbildungskraft wie Funken in Zunder gefallen. Gedanken künftiger Größe ihrer Kinder rötheten ihre Wangen. Sie ſahe ſich im Geiſt Schwiegermutter des Marquis von Adhemar, andrer Kinder aus gleich vornehmen Häuſern. Sie bekleidete ihren Sohn — denn daß ſie einem Sohn das Leben geben werde, war ihr außer Zweifel — mit den Ehrenzeichen, eine der Adelstrachten, welche ſie zu Grignan geſehn; beſtimmte ihm die dort vernommenen Titel. Ebenfalls angeregt durch die

Gespräche, welche sie daselbst gehört, dachte sie an Geld und Gut, als an Mittel, die zur Größe verhülfen, zum ersten Male mit Begier. So kräftiger ihre Seele war: so kräftiger wurzelten darin die neuen Leidenschaften, Ehrgeiz und Geiz.

Einer der plötzlichen, winterlichen Witterungswechsel der Provence war eingetreten. Aprikosen, Pfirsich, Mandeln, ihre weißen und röthlichen Blüthen alle geschlossen, starrten im kalten Sturm, in Regenschauern, welche über die nackten Felder sausten. Indem Magdalene die Höhen der Ferne übersah, von öden Heerstraßen durchschnitten, zitternd alle Halme, vom Sturme niedergebeugt, erblickte sie auf einer der Straßen eine einzelne Frau, kämpfend wider Regen und Sturm, stillstehend, Luft zu schöpfen, sich wendend, ihrer Gewalt zu entgehn; und wie sie näher kam, erkannte sie in ihr eine der Frauen, welche sie im Orte Grignan gesehn; eben diejenige, welche daselbst die Theilnahme der Menge vorzüglich erregt. Sie kam auf das Schloß zu: ganz in dessen Nähe, entzogen die

Mauern des Schloßhofes sie den Blicken der Frau von Caille; nicht lange, so ward dieser gemeldet, eine fremde Frau begehre sie zu sprechen. Magdalena befahl, sie vorzulassen. Ihr kam die Verstörtheit in den Sinn, welche ihr Gemahl beim Anblick des Geistlichen und der Frauen gezeigt; nicht ohne Herzklopfen hörte sie im Vorzimmer ihre Schritte und hieß die Dienerin sich entfernen, welche sie hereingeführt. Als jene die Thür des Vorzimmers geschlossen, ging sie gegen den Eingang ihres Zimmers; in demselben Augenblick trat die Frau hier ein, blickte sie starr an, sprachlos und die hellen Thränen stürzten aus ihren braunen Augen. „Sie sind die Frau von Caille, die Frau des Soldaten, welcher als Herr von Caille anerkannt worden ist," — sagte sie, und ihre Thränen strömten reichlicher: „Dame, Dame! — So jung, so schön, so vornehm, und so verrathen! — wie ich!"

Magdalene schwieg voll Schreck. Alle die geheimen Anzeigen, welche seit ihrer Vermählung

jene Unsicherheit hinsichtlich der Abkunft ihres Gemahls bei ihr erzeugt, wodurch sie, zuwider der natürlichen Art ihres kraftvollen Gemüthes, wund gegen die leisesten Aeußerungen des Zweifels an deren Aechtheit war, regten sich in ihr zum Zeugniß für die Wahrheit desjenigen, was die Frau vorbringen würde.

„Es ist nicht der Sohn des Herrn von Caille, mit dem Sie vermählt sind," — sagte diese: „es ist mein Mann, Pyter Wege, Marinesoldat, Sohn von Franz Wege aus Howaas und Maria Gardiole. Ich heiße Honorade Venelle. Er verließ mich zu Marseille und ging nach Toulon; ich wußte nichts von seiner Schwindelei. Als ich sie erfuhr, galt es sein Leben, daß ich sie nicht verrieth. — Er war mein Mann — ich verbarg mich zu St. Chamas, wo ihn Niemand kannte, wo mich Niemand kannte. Mir zur Schande habe ich geschwiegen, und Ihnen zum Unglück. Er hat Sie geheirathet, ohne sich zuvor redlich von mir zu trennen; er hat vor Gericht geschworen, ich sey

nur seine Concubine gewesen; er bringt mich auch um meinen ehrlichen Namen; er, der mich um Alles gebracht hat. — Ich schweige nicht länger.“

„Magdalene starrte auf die Frau. „Frau, es ist unmöglich, was Ihr sagt!“ rief sie endlich. „Ein Parlament, das Alles untersucht hat, so viele hundert Zeugen, die geschworen, so viele Priester haben erklärt, er sey der Sohn des Herrn von Caille. Ihr habt ihn nicht recht gesehen — der Marinesoldat Mege ist ein Andrer. — Ihr irrt.“ —

„Hier hängt sein Bild,“ sprach Honorade, auf die Wand des Zimmers deutend, an welcher das Gemälde des Herrn von Caille hing, dessen Kupferstich sie besaß. „Lassen Sie ihn rufen — ob er wagen wird, mir in's Gesicht zu läugnen, daß er Pierre Mege ist, der mit mir vor dem Notar Coulet einen Ehecontract errichtet, der vor achtzehn Jahren im Frühling mit mir zu Martigues getraut worden ist; mit dem ich bei seiner Mutter und seinen drei Schwestern, als seine Frau gelebt, so lange jene lebte? Lassen Sie ihn rufen — ob

er läugnen kann, daß er mein Mann ist, dem ich mein kleines Vermögen hingab, bis auf's Letzte; den ich mit meiner Hände Arbeit erhalten half, als er zu Marseille diente, Zitronen und Orangen schälte, beim Zuckerbäcker Charbonnier; der seine Religion abschwur in die Hände des Paters Rosignol? Damals that er es aus Noth! — Lassen Sie ihn rufen, ob er mir abläugnen wird, daß er mein Mann, Pierre Mege ist, der Theriak verkaufte und bettelte und Meyere als Büttel half, wenn er nicht in Diensten war auf der Flotte? — Wenn er es läugnet, will ich ihm unsern Ehecontract zeigen; seine Abschiede von der Flotte, worin er beschrieben ist — seinen Taufschein — seine Vollmachten und Quittungen. — Es giebt noch einen Marinesoldaten Mege, seinen Bruder Johann; doch der ist untersetzt, schwarz, von den Blattern gezeichnet — ich kenne ihn wohl. Er ist nicht mein Mann — dieser ists" — und sie zeigte auf das Bild — „dieser, der mich und Sie beschimpft und verrathen hat. Hätte ich früher ge-

redet, das Parlament würde anders gesprochen haben. An das Parlament will ich gehn. Der Graf von Grignan hat mich an dieses verwiesen; er kann mir nicht helfen; er muß ihn für den Herrn von Caille erkennen, sobald das Parlament ihn dafür erklärt. Vor dem Parlamente wird er mir Rede stehn. — Der Notar lebt, der unsern Ehecontract errichtet hat, der Priester, der uns traute, sein Dienstherr Charbonnier lebt, der Mann, welcher ihm für mich die kleine Rente von dem Capital für mein Häuschen auszahlte, das ich ihm überließ und das er verkaufte — so viele Nachbarn und Cameraden leben, die uns zu Marseille gekannt. — Sie erinnern sich seiner genau; sie wollen Zeugniß für mich leisten. — Es wird sich ergeben, ob ich seine rechtmäßige Frau, oder nur seine Concubine gewesen bin. — Arme Dame! — Wie Sie erblaßt sind, wie Ihre Lippen beben, wie Ihre Hände kalt sind! — Ja, Sie haben Ursach zum Entsetzen; Ihr Unglück ist's, daß ich nicht früher sprach! Stehen Sie nicht so," fuhr

sie fort und versuchte Magdalene nach einem Sessel zu führen, welche starr stand, und mit der äußersten Anstrengung ihres Willens, sich aufrecht hielt. „Als ich Sie zu Grignan an seiner Seite sah, brach mir das Herz um Sie. Ich wollte Sie dort nicht öffentlich kränken; aber ich nahm mir sogleich vor, zu Ihnen zu gehn, Sie von Allem zu unterrichten, daß Sie keine Stunde länger durch meine Schuld, unwissend in Schande und Ehebruch lebten. Der Pfarrer Garnier, mein Vetter, und seine Schwester Manon, hielten mich zurück. Es könne mir ein Unglück begegnen; er würde mich gefangen setzen, mich über Seite schaffen lassen, sagten sie. Ich fürchtete mich nicht vor ihm, und dawider würden Sie mich schützen, antwortete ich, und bin mit Gewalt gegangen.“ —

Die Dienerin, welche Honorade eingeführt, erschien in diesem Augenblick mit einem Brief, den sie der Frau von Caille überreichte. Magdalena sah Herrn Silvains Handschrift und Siegel. Sie hieß sie gehn, und erbrach ihn. Er enthielt die

Benachrichtigung, deren wir ihn erwähnen hören. Ohne Sorge, ihr zu verhehlen, daß ihr Gemahl nicht Sohn des Herrn von Caille, sondern ein Betrüger sey, sorgte er eifrig, sie darüber zu beruhigen, daß er als Derjenige anerkannt bleiben solle, für welchen er anerkannt war. Er unterrichtete sie von den Maaßregeln, welche wider Honorade getroffen wären, von seiner unverzüglichen Ankunft in Caille mit ihrem Vater und dem Abbé Larcidat, welche die Angelegenheit schon von Toulon nach Aix geführt; bat sie dringend, zu verhüten, daß ihr Gemahl inzwischen der Vorladung vor das geistliche Gericht, welche er erhalten, Folge leiste, oder mit Jemand spräche, bevor er mit ihm gesprochen haben würde; ermahnte sie, ihn nicht durch Vorwürfe zu verschüchtern, sondern ihn bei Muthe zu erhalten. —

— Sie entehrt durch den niedrigstee Betrüger — ihr Kind ein Bastard. — ihre Freunde in's Elend gestürzt durch sie. — Mit reißender Schnelle nach einander zuckten diese Gedanken beim Lesen

jenes Briefes, der Alles bestätigte, was Honorade gesagt, durch die Seele Magdalenens. „Allmächtiger Gott!“ schrie sie laut auf und stürzte zusammen, überwältigt vom Gefühl der Verzweiflung, der Schande. Erbarmungsvoll und voll Herzlichkeit leistete Honorade ihr Beistand.

Schaudernd kam Magdalena wieder zu sich selbst; bei Besinnung, sogleich auch voll Besonnenheit. Der Gedanke der Gefahr Honoradens schloß sich zunächst an ihre vorigen Gedanken. „Euer Vetter hatte Recht — kommt mit mir.“ — Sie wollte aufstehen, sie vermochte es nicht. „Führt mich,“ sagte sie, den Arm der Frau ergreifend, und schleppte sich, auf ihn gestützt, gegen ihr Schlafkabinet. „Hier tretet ein. Wenn Ihr Geräusch hört und nicht zugleich meine Stimme, verbergt Euch leise, dort in den Wandschrank; zieht den Schlüssel ab; verschließt ihn hinter Euch.“ —

„So abscheulich wäre Er geworden?“ —

„Nicht Er. — Verlaßt Euch darauf, ich sorge für Eure Sicherheit. — Klingelt, wenn Ihr drin-

nen seyd.“ Honorade that, wie ihr geheißen. Magdalene verschloß das Kabinet und nahm den Schlüssel zu sich. Auf das Klingeln Honoradens erschien die Dienerin. „Ihr sprecht zu Niemand von der Frau, welche Ihr hier eingeführt habt. Hat sie Jemand außer Euch gesehn, und fragt nach ihr: ich habe sie durch den Garten entlassen.“ Das Mädchen empfing den Befehl und fragte: ob sie nicht bei ihrer Gebieterin bleiben solle? „Nein,“ war die Antwort Magdalenens, und sie sank auf einen Sessel nieder. Athemlos starrte sie vor sich hin. — „O Unglückselige! — O, mein armes, armes Kind! — Es ist Dein Geschöpf, Gott! Laß ihm nicht die Schuld seines Vaters entgelten! Sieh nur auf sein eigenes, unbeflecktes Daseyn!“ So fleht sie bebend, mit enggefalteten Händen für das Kind, auf welches sie kaum in Gedanken alle eiteln Ehren der Welt gehäuft. Ihr Entschluß war, sogleich das Schloß zu verlassen; doch vergebens rang sie mit aller Anstrengung ihres Willens, die hiezu nöthige phy-

sische Stärke aufzubieten: ihre zitternden Füße und Hände versagten ihr jedweden Dienst; schwer, wie einen leblosen Körper, fühlte sie sich durchaus, jedes einzelne Glied an ihr zurücksinken beim Versuche der Erhebung.

„Was ist meine Willenskraft, auf die ich stolz war; zu diesem Nöthigsten reicht sie nicht aus!" rief sie zerknirscht.

In Schweigen rollte die erste Stunde des Unglücks über sie dahin.

Die Zugbrücke dröhnte; ein Wagen rasselte auf dem Steinpflaster des Hofes. Schauder ergriff sie bei dem Gedanken, daß es ihr Gemahl seyn könne; und dennoch vermögte sie nicht, sich zu erheben, das Zimmer zu verlassen, seinem Anblicke zu entgehn. Es waren ihr Vater, Herr Silvain, der Abbé Larcidat, dem Boten, welcher den Brief brachte, der sie angemeldet, auf dem Fuße gefolgt.

„Wie die Nachricht Dich zerrüttet hat!" „Wohin ist Ihre Seelenstärke?" riefen zugleich, bei ihrem Anblick, ihr Vater, der Abbé.

„Beſorgen Sie nichts! Es iſt unangenehm; weſentlich hat es nichts zu bedeuten," ſagte der Advocat. „Der König weiſt das Geſuch Herrn Jardinys um Caſſation des Urtheils gewiß zurück. Wir verſorgen die Frau, welche ſich ſo ungelegen meldet. Es ſoll ihr an nichts gebrechen; nur verhindert wird ſie ſeyn, unſchädliches Aufſehn zu erregen. Ein wenig Gerede kann es geben — das geht vorüber — Sie hören nichts davon — Alles bleibt beim Alten."

„Beim Alten!" rief Magdalena. „Muthen Sie mir zu, Theil zu nehmen an dieſem greuelvollen Betruge?"

„Wo iſt von Betrug die Rede? — Das Parlament hat Ihren Gemahl aus Gründen, über deren Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit allein das Parlament von Paris, wenn der König es ſo will, entſcheiden kann, für den Herrn von Caille erklärt. Ihnen ſteht zu, ſich ſeinem Spruche zu unterwerfen, ſo lange derſelbe beſteht."

„Bedenke, wie Du Dich für die Anerkennung

Deines Gemahls verwandt hast, meine Tochter," sagte Herr Serry. „Nennen Sie nicht so die Erbarmungswürdige! — Vater! — Lassen Sie mich schweigen. Ich bringe die Vorwürfe nicht über meine Lippen, die ich Ihnen zu machen habe!" —

„Du mir Vorwürfe? — Rührt der Gedanke, daß Du Dich für den Herrn von Caille verwenden wolltest, von mir her? Habe ich Dich zur Heirath mit ihm überredet? Habe ich Deines Besten dabei nicht wahrgenommen?" —

„Wer hätte mich warnen, mir abrathen sollen?" —

„Meine Tochter, Du strebtest von jeher über Deine Lage hinaus. Dieser Fall allein konnte Dich nach Wunsch erheben. Rath und Warnung zu hören — war es je Deine Sache?" —

Magdalene gedachte der Warnungen Baptiste's. Wie ein neues Schwert durchdrang diese Erinnerung ihre Seele. „Nein! nein! Es ist nur zu wahr!" rief sie aus.

„Wo ist der Herr von Caille?" fragte voll

Unruhe Herr Silvain. Wiederum hörte man im Hofe ein Fuhrwerk. Die Equipage jenes Ersteren war es; doch der Wagen kam leer. „Wo bleibt Dein Herr?“ rief der Arzt aus dem Fenster, dem Sohne des Bernard, welcher absprang, zu. „Ich sage sogleich Bescheid!“ Wenige Sekunden nach dieser Antwort stand er im Zimmer. „Mein Herr läßt melden, er kehre erst in einigen Tagen zurück. Er ist mit dem Vicar Taxil nach Aix. Dieser wird ihm beistehn, der Commission des geistlichen Gerichtes Bescheid zu sagen, welches ihn vorgeladen, in Sachen wider den Prior von St. Anne. Sie wollen mitsammen den Heuchler confondiren, welchen der Herr Vicar nicht leiden kann.“ Er setzte das Letztere in seiner brutal vertraulichen Art hinzu.

„Mit einbrechender Dunkelheit haltet den Wagen bereit,“ gebot ihm Magdalene.

„Verwünscht!“ rief Herr Silvain. — „Er wird antworten — er wird sich verfangen — Alles kann an den Tag kommen!“

„Geh!“ sagte der Arzt zu Bernard. „Was hast Du vor?“ wandte er sich zu seiner Tochter.

„Wo wollen Sie hin?“ rief der Abbé.

„Fort von hier!“ —

„Nimmermehr!“ sprach Jener.

„Denk an Dein Kind!“ rief der Arzt.

„Wollen Sie sich selbst, Ihren Gemahl, das halbe Parlament, uns Alle zu Grunde richten?“ sprach Herr Silvain mit Heftigkeit.

„Den Elenden sollte ich wiedersehn — Und Sie selbst halten ihn für einen Betrüger?“ —

„Was thut Ihnen, was er ist, wenn er für den Herrn von Caille anerkannt bleibt? — Keiner ist das, wofür er sich giebt. In dieser Hinsicht täuschen Alle und werden getäuscht. Wer den Scharfsinn besitzt, die Wahrheit zu durchschauen und sie sagt, wird von Allen wie ein Verpesteter geflohen. Er kann nach Utopien auswandern. Wollen Sie Ihr Kind berauben, entehren, einer überspannten Gewissenhaftigkeit wegen? Wenn Sie den Herrn von Caille verlassen, treten Sie

als Partei wider ihn auf. Beweist Ihr Benehmen, daß Sie an der Aechtheit seiner Geburt nicht zweifeln, zeugen Sie für ihn. Sie sind dies Zeugniß ihm, als dem Ihnen angetrauten Gatten schuldig.“

„Wie ist das Sacrament der Ehe durch meine Trauung verhöhnt!“

„Dies ist Sache der Kirche,“ — nahm jetzt der Abbé das Wort. „Als Sie den Herrn von Caille zu seiner Anerkennung verhalfen, verbanden Sie sich dieser zu Einem Zweck. Als ihrem Werkzeuge hat sie Ihnen dabei gedient; sie ist betheiligt bei allen Ihren Entschlüssen in dieser Angelegenheit. Sie können darin nicht nach Ihrer Willkühr handeln. Ohne Zustimmung der Kirche dürfen Sie nicht hinweg von Ihrem Gemahl.“

„Du darfst nicht!“ rief der Arzt. „Sie müssen hier bleiben!“ der Advocat.

„Das einzige Bedenkliche für den Herrn von Caille in diesem Augenblick, sind seine Antworten vor dem geistlichen Gericht,“ — fuhr der Jesuit

fort, — „Ich sage nicht zu viel, verbürge ich mich, mein Orden wird sie vertreten.“

Etwas von Röthe war in Magdalenens Wangen zurückgekehrt; ihre Augen zeigten wieder Leben. Ihr Vater, der Advocat blickten forschend auf sie.

„Lassen Sie mich allein mit der Frau von Caille reden,“ wandte sich bei jenen Anzeichen zu diesen der Abbé; Beide verließen das Zimmer.

„Ich war Zeuge Ihres Kampfes, nach dem abschreckenden Eindruck, welchen auf Sie der erste Anblick Ihres Gemahls im Kerker zu Toulon gemacht,“ — begann dieser zu Magdalene gewandt, nach einer Pause. — „Ich war Zeuge der Seelenstärke, womit Sie diesen Eindruck bezwangen und den Entschluß ergriffen, der Kirche nützlich zu seyn, sich und Ihre Nachkommen zu dem ersten Adel des Königreiches zu erheben. Sie durchdrang mich für Sie mit Achtung, mit Freundschaft; hätte ich sie überschätzt, wären Sie nicht fähig, Ihre Gefühle zum Opfer darzubringen, für die-

jenige, die über jeden Einzelnen, über Alles auf Erden erhaben ist? — Sie sprechen von Theilnahme an greuelvollem Trug, von verhöhnten Sacramenten. Wem gehört das Gewissen des Menschen? in wessen Händen ruht jedes Sacrament? — Wagen Sie zu urtheilen, zu richten, wo die Kirche befriedigt ist und schweigt! — Welches Menschen Interessen sind gleich den ihren? Wollen Sie das Interesse der Familien Rolland und Tardivy dagegen in die Waagschale legen? — Sie weisen mich an Ihr Gefühl des Abscheus vor der Verworfenheit Ihres Gemahls. Es mag stark seyn, es ist natürlich. Glauben Sie, daß es keine Kämpfe giebt im Dienste der streitenden Kirche? Ich, alle meine Ordensbrüder, mehr oder weniger, haben unsre Augenblicke gehabt, erleben sie vielleicht wieder, wo wir unser Herz aus der Brust reißen und in unsern Händen ihr zum Opfer bringen mußten; aber sie ist keine grausame, keine ungerechte Mutter. Sie erleichtert, sie vergilt. Weisen Sie jeden Zweifel von sich, an der Aechtheit

der Abkunft des Herrn von Caille. Er soll als dieser, als Ihr rechtmäßiger Gemahl anerkannt bleiben. Nur eine Zeitlang legt die Kirche Ihnen diesen Zwang auf. Sobald Sie einen Sohn geboren, wird Ihr Gemahl reisen; er wird nicht zurückkehren. Unter Obhut eines entfernten Provincials unsres Ordens, in einem unbekannten Kloster strenger Regel, soll er sein Verbrechen büßen. Sie werden die Bescheinigung seines Todes empfangen. Durch Ihren Sohn sichern Sie das Interesse der Kirche, das zu sichern, jetzt Ihr Gemahl das Werkzeug ist. Unser Orden nimmt Sie unter besondern Schutz. Sie haben in Ihrem gegenwärtigen Verhältnisse ein Noviziat bestanden, ein Pfand Ihrer Treue gegeben. Ich kann nicht bestimmter reden; aber glauben Sie mir, Ihnen eröffnet sich eine Bahn, Ihres Geistes würdig. Und im entgegengesetzten Falle," fragte er sie mit fast höhnender Ironie: — „wollen Sie wider die Kirche in die Schranken treten, welche Kaiser und Könige überwand? — Lassen Sie sich die Familien Rol-

land und Tardivy eine Warnung seyn. Die Kirche braucht Ihren Namen. — Wer wird fragen, wo Sie sich aufhalten, während sie sich dessen bedient?"

Immer höher rötheten sich, indem er sprach, Magdalenens Wangen; immer mehr Leben erhielt ihr Blick. Ihre Brust fing an sichtbar zu klopfen; dann erblaßte sie plötzlich und ihre Augen erloschen wieder; doch sie richtete den Blick gerade und voll auf den Abbé. „Ihre Worte heischen Erwägung," — sagte sie zu ihm. — „Sie sehen, wie ich erschüttert bin. Ich brauche Zeit und Einsamkeit, mit mir zu Rathe zu gehen. Morgen früh sollen Sie meinen Entschluß erfahren." Nach diesen Worten klingelte sie ihrer Dienerin und bestellte den Wagen ab.

Sein ehemaliger Antheil für sie wurde neu erregt, bei der Fassung, womit sie sprach, sich benahm. „Sie werden wieder Sie selber! Vertrauen Sie meinen Verheißungen: Höhere, als ich, reden durch meinen Mund zu Ihnen. Bezwingen Sie

sich. In mancher wichtigeren, für Sie leichteren Stunde als diese, werden Sie den Nutzen erproben, welchen dieser Zwang Ihnen gebracht.“

„Ich hoffe auf die Standhaftigkeit in mir, welche Sie billigen,“ — war ihre Antwort. Er verließ sie. „Ja, ich hoffe darauf!“ sprach sie schaudernd bei sich selbst, als er sich entfernt. „Hat sie mir geholfen, mich über mein Gefühl zu täuschen, in dieser Stunde, wo mich mein Vater, meine Religion, die Gesetze verrathen, wird sie mir nicht zum Hohn werden, wie alles Uebrige. Ich will auf sie bei meinem weiteren Kampfe vertrauen!“

„Ich habe Euch Schutz versprochen,“ sagte sie zu Honoraden, nachdem sie alle Eingänge abgeschlossen hatte und in ihr Kabinet getreten war. — „Wir befinden uns Beide in gleicher Noth und Gefahr. Wir müssen noch in dieser Nacht Beide hinweg aus diesem Schlosse. Was zu meiner Rettung dient, soll zu der Euren dienen. Verlaßt die Provence, hofft nichts in ihr. Ihr müßt nach

Paris. Ich werde Euch Geld zur Reise und eine Empfehlung geben, worauf man sich dort Eurer annehmen wird.“ Sie ließ sich nieder zu schreiben. Mühevoll reiheten ihre zitternden Hände unförmige Buchstaben aneinander zu den folgenden Worten an Baptiste:

„Als ich am Rande des Abgrundes stand, worein ich mich gestürzt, befanden Sie sich unerwartet an meiner Seite. Ein Bote der Gnade, mich zu warnen, waren Sie mir damals gesandt. Ich verschmähte Ihre Warnung. Was Sie sagten, ist in Erfüllung gegangen — unerhört! — Nehmen Sie sich der Ueberbringerin an. Sie wird Ihnen sagen, wer sie ist und was ich bin. — Verschaffen Sie mir die Verzeihung der Ihrigen; verzeihen Sie mir selbst! — Mein ehrfurchtvollstes, innigstes Andenken ist mit Ihnen.“

Sie siegelte diese Zeilen und übergab sie Honoraden; siegelte den Schmuck Espritens ein und nahm ihn zu sich. Hierauf legte sie für sich einiges Nothwendige an Geld und Wäsche zusammen;

bald waren diese Vorbereitungen zu ihrer Flucht beendet. Spätere Nacht erwartend, jene anzutreten, saßen jetzt beide Frauen. Der Sturm umsauſ'te das Schloß; Regengüsse klatschten dagegen; in der Tiefe tobte die Durance. Honorade, durch eine Frage Magdalenens veranlaßt, hub an, dieser die unbedeutenden Ereigniſſe ihres Lebens zu erzählen. „Sie hören mich antheilsvoll" — unterbrach sie sich, die Unglückliche mitleidsvoll, mit ihren kräftigen, lichtbraunen Augen anblickend. „Gott hat mir in Euch ein menschliches Herz gesandt, mich in der Verzweiflung zu trösten," antwortete Magdalena ihr.

— Von der Priorei schallte die Glocke zwei Uhr. Der Regen hatte aufgehört, der Sturm dauerte fort und jagte das zerrissene, schwarze Gewölk, nun schwer wie Leichentücher, nun wie Schatten oder Flöre an der kalten, bleichen Scheibe des abnehmenden Mondes dahin. „Unternehmen wir es!" — sagte Magdalene zu Honoraden. Diese erhub ihr Gepäck. „Nein — daß Ihr es trüget, könnte ei-

nen Vorwand wider Euch abgeben, würden wir entdeckt.“ Mit dieſen Worten, ſich ſelber damit beladend, eröffnete ſie die Tapetenthür einer Treppe, welche aus ihrem Kabinet in die Zimmer ihres Gemahls herniederführte. Leiſen Trittes ſchlichen die beiden Frauen die engen Stufen herab, eröffneten vorſichtig eine zweite Tapetenthür am Fuße derſelben und blickten in das erſte Zimmer des Herrn von Caille. Alles hier war dunkel und ſtill, wie Magdalene es, bei ſeiner Abweſenheit, erwartet; ein einziger kleiner Lichtfleck erſchien am Boden, in der Mitte des Zimmers. Sie trat in dies hernieder, zu ſehen, was ihn veranlaſſe. Licht ſchimmerte durch die Fugen der Thür des anſtoßenden Salons, welcher einen Ausgang auf die Treppen und Mauernzüge zwiſchen dem Schloſſe und dem Garten hatte, durch welchen in's Freie zu gelangen ſie gerechnet; zugleich vernahm ſie daſelbſt die Stimme ihres Vaters und des Abbé. — „Etwas bewegt ſich im Nebenzimmer,“ — ſagte der Arzt. Schritte kamen zur Thür — ſie wurde

aufgeklinkt — Honorade umfaßte und ſtützte Magdalenen — doch das Schloß gab nicht nach. „Die Thür iſt von innen verriegelt," — hörten ſie den Abbé bei derſelben. Der Lichtfleck am Boden verſchwand. „Alles im Innern iſt dunkel und ſtill," ſprach er wieder. Das Flecklein am Boden erſchien von Neuem; die Schritte zogen ſich zurück, der Ausgang zum Garten wurde aufgethan. „Niemand iſt zu ſehn im Garten, auf den Terraſſen; auch in ihren Zimmern iſt kein Licht!" rief er nun unter den Fenſtern. Die eröffnete Thür ward wieder geſchloſſen. „Von ihren Leuten kann Niemand zu ihr. Geſetzt ſie dächte an Flucht; ſie vermag allein nicht die ſchweren Fenſter emporzuſchieben, und kann aus ihrem Quartier zu keinem andern Ausgang als zu dieſem, den wir bewachen, gelangen," fuhr er im Salon zu reden fort. Beide Stimmen ſchwiegen hier darauf eine Zeit lang. Lauſchen wechſelte mit einzelnen Worten, wie es ſchien. Allmählig beruhigte ſich der erregte Argwohn. — „Es war nichts," — ſagte der Arzt

zum Abbé; die unterbrochene Unterredung kam wieder in Gang. Zitternd, wagte keine der Frauen, der andern ihr Verzweifeln an der Möglichkeit der Ausführung ihres Vorhabens zuzuflüstern; und zugleich unterrichtete Magdalena das Gespräch im Salon durchaus von der Beschaffenheit des Antheils ihres Vaters und des Abbé bei dem Prozesse ihres Gemahls.

Ein vorübergehender Mondblick erhellte jetzt das Gemach, in welchem sie und Honorade sich befanden. Durch Zeichen deutete sie letzterer, eines der Fenster emporzuschieben. Unhörbar schleichend, wie ein Schatten, mit gleicher Behutsamkeit und Ueberlegung, als Kraft, vollzog Honorade, was ihr geheißen war; stand draußen; spähte forschend um sich her, und winkte der Frau von Caille. Undeutlich, beim wechselnden Mondlicht, sahe sie dieselbe, hörte sie nicht auf sich zukommen, dem Fenster nahen. Ein Augenblick und Magdalene befand sich in ihren Armen; ein zweiter, und sie standen Beide draußen auf der Treppe. Im Salon

erhoben sich und wechselten die Stimmen mit gleicher Höhe, in gleicher Entfernung; das helle Bild zweier von Innen erleuchteten Fenster fiel über die Treppen und die Mauerzüge. Westwärts herab zog Magdalene Honoraden. Sie eilten behutsam hier die Treppen nieder; dann wieder gegen Osten gewendet, am Fuße der Mauerzüge, in deren Schatten dahin. Der Sturm dauerte fortwährend. Tausend verschiedene, unbekannte Geräusche, durch ihn erzeugt, mengten sich zu dem Geräusch ihrer Tritte, übertäubten dies. Sie waren an den erleuchteten Fenstern vorüber. Nur noch zur Hälfte sichtbar, zur Hälfte von den Mauerzügen verdeckt, schauten ihnen diese von obenher nach. Plötzlich hörten sie, eilig ihnen folgend, leise Tritte. „Hört Ihr die Tritte? — Sucht das Gitterthor unter der Terrasse vor uns zu erreichen, es muß nahe seyn, es führt in den Ort; hier in der verschlossenen Herberge, könnt Ihr Zuflucht finden!“ rief Magdalene Honoraden zu. „Ich weiß meine Zuflucht. Ihr entkommt, während

ſie mich aufnimmt.“ — Honorade ſchaute zurück nach dem Verfolger. Ein plötzlicher Mondblick zeigte ihn ihr; ein dürres Orangenblatt, welches der Sturm, in gleichmäßigen Abſätzen, wie ein Fuß im Schreiten ruht, eilig hinter ihnen hertrieb, zeigte ihnen ganz nahe das Thor der öſtlichen Terraſſe offen, wie es ſeit dem neuen Regiment im Schloſſe Tag und Nacht war, dahinter die weißliche Schenke Rey's mit dem ſchwarzen Schilde. Niemand war im Garten, als ſie.

„Hier laßt uns klopfen,“ ſagte Magdalene, als ſie, über die Brücke gelangt, vor dem Hauſe ſtanden. „Welcher Fremde mag es ſeyn, der ſo ſpät klopft?“ hörten ſie im Hauſe reden; doch kein Licht erſchien, die Thür blieb verſchloſſen; nur ein Geräuſch an einem der Fenſter verrieth, daß daſelbſt eine Scheibe eröffnet werde; und in eben dem Augenblick ſahen die Frauen zwei Männer, längs des Grabens unter der Terraſſe daher, gegen die Schenke herannahn. „Es ſind zwei Frauen unten, Mutter. Eine von ihnen iſt die

Frau von Caille. Auch der Müller naht, mit noch einem Manne," rief oben am Fenster die Stimme eines Knaben. Die Thür blieb verschlossen; nichts befragte die Klopfenden oder gab ihnen Antwort; langsam naheten die Männer. „Geht ihnen entgegen; sagt ihnen, wer Ihr seyd; fleht sie, uns Einlaß zu schaffen," — drängte Magdalene ihre Gefährtin. Es war Funel, welcher mit dem Mühlknappen Audiberts kam, der jetzt die Mühle in Pacht hatte. Er hatte die Ankunft Honoradens zu Aix, und deren Zweck, hatte von ihrem Besuche bei dem Grafen Grignan gehört, und eilte nach Caille, die willkommene Botschaft den Anhängern der vormaligen Gutsherrschaft daselbst anzukündigen. In der Mühle war er abgestiegen und kam zur Nachtzeit in die Schenke des Rey, wo er jene versammelt wußte, da er sich wegen des Urtheils in der Sache des Herrn von Caille, das ihn zum Gefängniß verurtheilt, verborgen hielt.

„Und die Dame von Caille ist mit Euch? Sie hat Euch bei sich versteckt, Euch aus dem Schlosse

geholfen, ſie verläßt ihren Gemahl?" — fragte er Honoraden, als dieſe ihren Namen, den Namen ihrer Gefährtin, die Gefahr ihm bekannt gemacht, welche ſie Beide bedrohe. „Tretet ein! tretet ein!" rief der Müller und hurtig öffnete er die Thür der Schenke und ſchob ſie hinein. Man ſah, ihm war viel mehr an ihrer Sicherheit gelegen, als an der Sicherheit der Frau von Caille. — „Tretet ein, unglückliche Dame," ſagte zu letzterer Funel und folgte mit derſelben Beiden in das Haus.

„Gute Botſchaft! Es kommt an den Tag, daß der Edelmann ein Betrüger iſt! Seht da, ſeine wahre Frau, Honorade Venelle. Die Herren des Parlamentes wollten ſie bei Seite ſchaffen: ſie iſt ihnen entkommen, ſie giebt ſich in unſern Schutz!" Mit dieſen Worten ſtellte der Müller, in das Zimmer getreten, Honorade den Anhängern der Tardivy's dar.

Getöſe freudiger Ueberraſchung von Seiten der Anweſenden empfing ſeinen Gruß. „Hat der Caille

zwei Frauen? — das kann ihm den einzigen Hals kosten, den er hat!" rief eine Stimme aus ihrer Mitte. „Unsre Dame ist also keine Frau! Und das Kind unter ihrem Herzen, unsere künftige Herrschaft, für welches die Priors täglich bitten lassen, ist ein Bastard, ist erblos!" rief ein Anderer. „Die Unglückliche! —" sagte ernst das Weib des Rey.

Unbemerkt an der Hand Funels in das Zimmer getreten, während sich hier Alles um den Müller und Honorade drängte, hörte Magdalene diese Aeußerungen mit an. „Platz für die Dame von Caille! Ein abgesondertes Zimmer für die Dame von Caille!" rief Funel der Rey zu, den Anwesenden, deren Gedränge die Mitte des Zimmers erfüllte. „Ihr dankt Venelle Freiheit und Sicherheit. Auch sie hat sich unsrem Schutze übergeben. Erweis't ihr die Ehrfurcht, die ihr gebührt! Verzeihen Sie den Anhängern Derjenigen, welche einst Ihre Freunde waren, Sie besitzen mehr Treue als Feinheit," sagte er zu Magdalenen. „Ich empfange zum ersten Mal das mir von

nun an beſchiedene Theil, Schmach und das Mitleid der Guten," antwortete ſie ihm mit Feſtigkeit.

„Und die Ehrfurcht vor dem Unglück, welches mit Würde ertragen wird," ſetzte er hinzu. „Ich dränge mich zu Ihrem Vertrauen," fuhr er fort; „mich bewegt die Nothwendigkeit des Augenblickes. Sie ſind heimlich aus dem Schloſſe entflohn: kennt man daſelbſt den Grund Ihrer Entfernung? Befindet ſich Jemand dort, der Gewalt über Sie hat? In dieſen Fällen, würde man Sie zunächſt hier im Ort, bei den Anhängern der vorigen Grundherrſchaft vermuthen und ſuchen — Sie wären hier nicht in Sicherheit." —

„Ein Unglück, wie das meine, hat nichts zu thun mit Zartgefühl. Mein Vater, ein geiſtlicher Freund von ihm, ſein Rechtsfreund ſind im Schloſſe. Sie werden den Grund meiner Flucht errathen. Ich bin geflohen, der Wahl zwiſchen Einkerkerung und dem ſchmachvollſten Verhältniß zu entgehn."

„So muß mein Fuhrwerk, das in der Nähe

ist, Sie und Ihre Begleiterin unverzüglich in Sicherheit bringen. Wohin gedenken Sie?"

„Ich brauche eine Zuflucht für meinen Zustand. Jegliche, welche Verborgenheit gewährt und Anständigkeit besitzt, ist mir erwünscht." Funel verließ sie. Binnen Kurzem kehrte er mit Honorade zurück; sie schlugen Magdalenen vor, sich nach St. Chamas zu begeben; unter dem Namen einer Base Honoradens, einstweilen daselbst in deren Wohnung zu bleiben. Magdalena willigte ein; und die Sorge war jetzt, beide Frauen nach der Mühle zu schaffen. Die Durance ging zu ungestüm, sie zu beschiffen; ein Fuhrwerk bei Nacht konnte Aufsehn im Ort erregen; zu Fuß den Weg zu gehn, war Magdalene zu erschöpft. Einige junge Leute, voll Begeisterung für sie, wegen der Dienste, welche sie Honoraden geleistet, wegen ihrer Lossagung von der Sache ihres Gemahls, erboten sich, sie durch die Gräben, bis in die Gegend der Brücke zu schiffen, von dort sie weiter bis zur Mühle zu tragen. Der Vorschlag wurde sogleich ausgeführt.

„Hier bestieg die vorige Herrschaft die Kähne zur Flucht," bemerkte der Müller, als sie an dem Thor der südlichen Terrasse vorüberschifften. Oben im Schlosse leuchteten, immer noch erhellt, die zwei Fenster des Salons. Magdalena erblickte sie, und dachte an ihren Vater. „Für mich zerrissen alle menschliche Bande!" rief sie aus, zum ersten Mal, seitdem sie ihr Unglück kannte, mit hervorstürzenden Thränen. Mitleidsvoll wurde ihr aus dem Nachen geholfen; ward sie von fremden Händen, im sausenden Sturm, unter Wechsel der Nacht, Schatten, bleichem Licht, über die Felsenpfade der hohen Ufer der Durance nach dem demüthigen Asyl getragen, das ihr Schutz wider Diejenigen, welche ihr die Nächsten waren, bot. Die Menschlichkeit läßt den Menschen nimmermehr im Stich.

25.

Nach einer kurzen, gesprächsweisen Prüfung, rieth la Bliniere Baptiste, sich sogleich in den Advocatenstand aufnehmen zu lassen; er versprach ihm nächstdem für den Augenblick Beschäftigung in seinen Geschäften. Seit mehrern Monaten lebte der Jüngling in diesen Verhältnissen. Er genoß der Achtung, des Wohlwollens seines Vorgesetzten. Viele nächtliche Stunden vergingen ihm lehrreich, von Geist und Herzlichkeit beseelt, in dem Hause, wo kein Geräusch ertönte, außer den einförmigen, gemessenen Tritten der Zeit; wo die Stille ernste Forschung und den Schwung der Gedanken hegte. Der zartorganisirte Besitzer desselben nahm leidenschaftlichen Antheil an dem Gast, welchen der sonderbarste Zufall bei ihm eingeführt, an dem Prozesse seiner Familie. Sein Antheil machte den Fall berühmt bei den vorzüglichsten Rechtsgelehrten von Paris. Alle Seiten, die er bot, wurden unter ihnen besprochen; eine gelehrte

Theilnahme an seiner juristischen Behandlung gesellte sich dem Interesse, welches er an sich besaß.

Im Conseil des Königs blieb noch immer unentschieden, ob die Beschwerde des hohen Rathes von Bern, das Gesuch Herrn Tardivy's angenommen werden sollten oder abgewiesen. Das Gutachten la Chouette's (wir nennen ihn nach dem Scherznamen, welchen seine Freunde ihm gaben, nach seinem Symbolum, Minervens Vogel) hatte nicht die von ihm erwartete Wirkung gehabt, nur jenes letztere verhütet. Der Referent von Imbercourt machte mit Glück dawider geltend: es heiße die Würde der Krone Frankreich compromittiren, das Verfahren eines französischen Parlamentes, einer so unbedeutenden, fremden, souverainen Behörde gegenüber, als der hohe Rath von Bern, durch die That zu mißbilligen. Er führte aus, wie die Sache auch als Streitpunkt zwischen der hugenottischen Secte und der allein seligmachenden Kirche zu betrachten sey. Nicht lange, so erblickte Baptiste an den Thüren aller Kirchen von

Paris Anschläge mit einem ähnlichen Aufruf an Geistlichkeit und Volk zum Gebet für den Herrn von Caille, als er einst zu Caille, dann überall in der Provence, als sein Oheim Rolland auf dem Wege nach Manosque getroffen, deren Wirkung sie bei der ganzen Dauer des Prozesses, vorzüglich bei der Gerichtssitzung am letzteren Orte erfahren. Die Angelegenheit erregte immer verbreiteteres Aufsehn in der Hauptstadt. Herr Silvain kam wiederholt, im Namen seines Clienten, beim Conseil gegen Annahme des Cassationsgesuches ein. Er stellte vor, wie grausam der Anerkannte, welchen er vertreten, seit der Kindheit vom Geschick verfolgt sey, wie er Jahre hindurch, auf Leib und Leben angeklagt, im Kerker geschmachtet. Er führte dessen Vermählung mit der Tochter eines angesehenen Hauses, die Schwangerschaft seiner Gemahlin an, und fragte: ob man diese Verhältnisse wieder zerrütten, jetzt nicht nur ihn, den Einzelnen, auch seine Familie, die Familie seiner Gemahlin in Drangsale stürzen wolle? — Er entschuldigte das Par-

lament von Aix, daß es auf die Zeugniſſe aus der Schweiz nicht hätte Rückſicht nehmen können, weil ihnen die vorſchriftmäßige, geſetzliche Form gemangelt. Die Eingaben Herrn Croiſets, die begleitenden Zeugniſſe des Marineintendanten, des Ritters von Montfuron u. ſ. w. hätten den Generaladvocaten von der Beſchuldigung einer Verfälſchung der Galeerenliſten gereinigt. Dieſen Punkt ließ ſein Gegner fallen; um ſo lebhafter hob er die Verfälſchung der Monitorienregiſter hervor; ſchloß davon auf ſeinen Charakter; von dieſem wieder auf ſein Benehmen gegen ſeinen Neffen. Die herrſchende Anſicht im Conſeil neigte ſich ſeinen Gründen; durch den Einfluß ſeiner Freunde hielt ihr la Chouette die Wage; allein er ſah von Nacht zu Nacht bekümmerter aus. Unruhe und Spannung waren mit dem Gaſte des Tages in ſein ſtilles Nachtleben gedrungen. — „Könnten wir eine treue Abſchrift der Regiſter, ſammt allen Veränderungen in denſelben erhalten!“ ſprach er zu Baptiſte. Dieſer ſchrieb deshalb an ſeinen Vater.

Schwand-Baptiste so mehr und mehr die Hoffnung in Bezug auf den Prozeß, bestätigte andrerseits die Erfahrung in seiner neuen Laufbahn ihm das Urtheil des Anachoreten der Nacht hinsichtlich derselben. Er lebte von der Beschäftigung, welche ihm la Bliniere gab; der Ertrag seiner Advocatur hätte nicht ausgereicht, ihn vor Hunger zu schützen. Alle wichtigeren Fälle, alle einträglichen, wurden berühmten Namen jener übertragen. Die Partheien, voll Besorgniß um das Ihre, lehnten bei ähnlichen Geschäften selbst deren Empfehlungen, wenn sie sich nicht auf gleiche bezogen, ab. Glückte Baptiste nicht, bei irgend einem wichtigen Falle, worin eine unbemittelte Parthei verflochten war, letztere zu vertreten; verschaffte nicht ein unbedeutender Fall ihm Gönner, indem Leute von Gewicht sich für die Parthei, welche er dabei vertrat, interessirten, oder bot ihm sonst Gelegenheit zu einer Rede, welche Eindruck auf das Publikum machen konnte: sah er vor sich ein weites, unfruchtbares Feld, das er Jahre lang im Schweiße sei-

nes Angeſichtes durchackern mogte, bevor ſeine Arbeit ihm deſſen Boden einträglich gemacht. In dieſer Lage, Magdalenen die Gemahlin des verworfenſten Betrügers, ſie Mutter von einem Kinde deſſelben, nichts weiter von ihr wiſſend; die Abhängigkeit, die Dürftigkeit der Seinen, nicht deren Zufriedenheit, kennend, bedurfte es alles männlichen Sinnes in ihm, daß er ſein Geſchick mit Gefaßtheit trug. Er that es: die Sorge laſtete auf ſeiner Stirn, wie ein ſchwerer Helm auf dem Haupte eines Helden. Sein alter Freund betrachtete ihn mit Nachdenken, mit Wohlgefallen, wenn er zu ihm kam, das Gepräge ihres Druckes in den ruhigen Zügen, dann dieſe ſich unter ihren Geſprächen erheiterten, immer freier, beſeelt, oft von Freude begeiſtert wurden, indem ſie mit einander das edle Gebäude ihrer gemeinſchaftlichen Wiſſenſchaft betrachteten, den Tiefſinn, die Einfachheit, die Umſicht und Schärfe, womit der menſchliche Geiſt es Jahrtauſende hindurch erbaut und gelichtet.

Herr Tardivy erhielt inzwiſchen die Abſchrift,

welche sein Sohn verlangt. Während er für Herrn Rolland arbeitete, hatte er in vielen einzelnen Actenstücken die Correcturen von der Hand seines Schwagers bemerkt, mit Mißbilligung dieser Schwachheit seines Eifers für das Recht, daß er ihn bis auf die Rechtschreibung erstrecke. Jetzt, indem er die erhaltene Abschrift mit jenen Actenstücken verglich, stellten sich deren Folgen, in colossalem Maaßstabe sich ihm die Bestätigung seines Geschäftsgrundsatzes dar, daß alles Ueberflüssige schädlich sey. Er wollte seinen gebeugten Verwandten nicht unnütz durch die Bemerkung kränken. In der Stille ließ er Abschrift von einer Anzahl jener Actenstücke aus den verschiedensten Zeiten nehmen, legte sie den Copien der Register des Priors von St. Anne bei, und übersandte diese so seinem Sohne.

Das Benehmen des Priors unter seiner Gefangenschaft und der Anklage, die auf ihm lastete, hatte für ihn die Theilnahme des Bischofs erregt, welcher ihn in diesen Verhältnissen zuerst persönlich

kennen lernte. Die Acten über das Attentat des Mege wider ihn, in der Kirche zu Rouſſillon, während er im Meßgewande zum Altare ging, verhießen Licht über die Wahrheit der Angaben eines der Zeugen, welcher ſchwor, er habe ſeine Ausſage verfälſcht in das Monitorienregiſter eintragen laſſen; der Biſchof bemühte ſich darum, und verſchaffte ſie. Zeugen jenes Vorfalles wurden ebenfalls aufgefunden; in Folge hievon erging die Vorladung an den Herrn von Caille, worüber wir Herrn Silvain in Beſorgniß geſehn. Einige Tage vor dem Beſuche bei dem Grafen von Grignan, hatte der Herr von Caille jene Zuſtellung erhalten. Seit ſeiner Anerkennung und Vermählung traten deſſen Frechheit Schranken entgegen. Er ſcheute ſeine Gemahlin; ſein Schwiegervater war ihm ermüdend; er fürchtete die Priors — ſie Alle ſah er wider ſich erhoben, erfuhren ſie etwas von der Zuſtellung. Er begab ſich, Rath und Anſchläge zu erhalten, zum Vicar Taxil, welcher Beſcheid in geiſtlichen Sachen wiſſen müſſe. „Sie ſind der

Herr von Caille, das Parlament von Aix hat Sie dafür anerkannt, wir beten für Sie als für unsern Pfarrherrn. — Wer darf behaupten, daß Sie der Marinesoldat Mege sind?" dröhnte die Stimme des Vicars, als ihm der Fall vorgetragen worden, von dem er wenig mehr begriff, als daß der Prior von St. Anne dabei betheiligt wäre. „Der Prior von St. Anne —" setzte er hinzu und die Wände der Priorei hebten, indem er dies sprach, wie von Fäusten Simsons gepackt: „wir wollen ihn confondiren, diesen Priester mit dem Wesen eines hugenottischen Predigers, worauf er sich etwas einbildet! Ich begleite Sie vor die Commission."

Des Beistandes getrost; innerlich doch verwirrt durch den Anblick Honoradens am vergangenen Tage, machte der Herr von Caille sich auf, der Vorladung Folge zu leisten. Als dem Vicar Schweigen geboten war; er ihn vergeblich anblickte, bei Fragen, wodurch er in Verlegenheit gerieth; die Zeugen ihn drängten; sein Verstand ihn verließ —

ſuchte er Heil in Frechheit. „Was da mehr!“ rief er aus: „ich bin der Herr von Caille; aber ich habe den Namen des Marineſoldaten Mege geführt. Unter dieſem Namen vollzog ich manchen drolligen Streich; dies war einer davon.“ Man nahm ſeine Ausſage zu Protocoll, ließ ihn das Protocoll unterzeichnen, beeidigen, entließ ihn. „Was da mehr!“ antwortete er den donnernden Vorwürfen des Vicar Loxil bei der Rückkehr: „Bin ich nicht für den Herrn von Caille erklärt? Beten Sie nicht für mich, als für Ihren Pfarrherrn? Fahren wir nicht mit einander nach Hauſe? Ich habe meine Strafe für das Stückchen gebüßt — was ſoll mir noch dafür geſchehn? —“

In der erſten Frühe, am Morgen nach der Flucht der Frau von Caille, eröffnete der Abbé die Thür zu dem Zimmer ihrer Frauen, welche er am Abend zuvor von auſſen verriegelt und verſchloſſen. Ihn hörte Herr Silvain, der die Nacht in einem der Zimmer Wache gehalten, die von jenem zu den Gemächern Magdalenens führten, und

benachrichtigte ihn, daß kein Versuch geschehen sey von Seiten der Dienerinnen, zu ihrer Herrschaft zu gelangen, von Seiten dieser, sie zu sich zu fordern. Der Jesuit meldete dagegen, wie auch Niemand versucht habe, den Ausgang zu eröffnen, vor welchem er mit Herrn Serry gewacht. Getrost erwarteten sie eine spätere Stunde, den Entschluß Magdalenens. Die Sonne stieg höher und höher; die Dienerinnen, befragt, versicherten, daß gewöhnlich um diese Zeit ihre Gebieterin längst das Schlafzimmer verlassen habe. Der Arzt schob das späte Erwachen seiner Tochter am heutigen Tage auf die Erschöpfung ihres Physischen, und war der Meinung, ihr Ruhe zu lassen. Als aber die Sonne dem Mittag nahete, nichts sich jenseits der Thür zum Zimmer Magdalenens regte, drang er, plötzlich von bangen Vorstellungen ergriffen, darauf, jene mit Gewalt zu eröffnen. Es geschah. Das erste Zimmer zeigte sich leer, in eben der Ordnung als am vorigen Tage. „Magdalene!“ rief er. Keine Antwort. Das zweite Zimmer ward er-

brochen; es befand ſich in demſelben Zuſtande als das vorige. Die Thür zum Kabinet ſtand offen; auch hier war Alles in Ordnung, die Fenſter geſchloſſen, das Bett unberührt, keine Seele zugegen. „Magdalena!“ rief haſtiger der Arzt, ſchon ohne Hoffnung auf Antwort von ihr, die er rief. Ihm antwortete nur Schweigen; durch die Tapetenthür der Treppe drang ein Luftzug ungewöhnlich von dem geöffneten Fenſter im Zimmer unten herauf. Der Arzt eröffnete die Thür, eilte herab. — Da zeigte ſich jenes, der Verräther ihrer Flucht. „Das war das Geräuſch!“ rief Herr Serry. „Nein — Wie hätte ſie das Fenſter in die Höhe bringen können?“ antwortete der Abbé, indem er mit angeſtrengter Kraft verſuchte, das zweite zu erheben: „ich ſelbſt vermag dies nicht.“ Der Advocat wiederholte die Verſicherung, welche er in der Frühe dem Abbé gegeben. Alle Dienſtleute betheuerten, ihre Frau ſeit dem Morgen des vorigen Tages nicht geſehn zu haben, nicht zu ihr gefordert worden zu ſeyn. Die Dienerin aber, welche Honorade

Venelle eingelaſſen, erwähnte derſelben, des Befehls, den ſie hinſichtlich ihrer von Magdalenen erhalten, und daß ſie das Weib nicht habe weggehn ſehn. Man forderte deren Beſchreibung. Sie paßte auf keine der Frauen im Ort, auf keine bekannte Frau. „Sie iſt ihr bei der Flucht behülflich geweſen! — Wer kann ſie ſeyn?“ Man ſchickte nach der Priorei; man eilte in den Garten. Gegen Morgen neueingetretene Regenſtürme hatten den Boden verſchlemmt; keine Spur von Fußtritten zeigte der aufgewaſchene Kiesgrund. Nachforſchungen im Orte wurden angeſtellt. Niemand hatte ein Fuhrwerk gehört, Niemand die Frau oder ſonſt einen Fremden geſehn. „Sie haben zu Fuße nicht hinweggekonnt; oder ſie ſind ſo nicht weit gekommen!“ Reitende Boten wurden entſandt, die Gegend ringsum, nach allen Richtungen, kreuz und quer, einige Meilen in der Runde, zu durchſpähn, zu forſchen, zu fragen. „Sie könnten Pferde im Ort erhalten haben, oder hier irgendwo verſteckt ſeyn!“ Verdacht fiel auf die Anhänger der Tar-

divy's; zumal auf die Rey.. Häuser und Hütten wurden durchsucht, wieder und wieder durchsucht. Von jedem Zugthier, jedem Fuhrwerk mußte Rechenschaft gegeben werden. Nichts, das gefehlt hätte; nichts, das nicht konnte nachgewiesen werden, oder dessen Zustand irgend einen kürzlichen Gebrauch verrieth, wovon Wetter und Wege Spuren hinterlassen haben mußten. Die Nachforschungen mehrten das Räthselhafte der Flucht. Die Boten kehrten zurück. Keiner hatte die Frauen erblickt, keiner von ihnen gehört; in keiner Herberge, keinem Hause waren sie eingekehrt; in keinem Orte wollte man von ihnen wissen. Jenes wurde unerklärlich. Der Arzt war in tödtlicher Angst. Der Advocat zuckte die Achseln. Der Abbé warf einen scheuen Blick auf die reißende Durance, als sie die schmale Wiese zwischen dieser und der Terrasse durchspäht, wo das dichte Gras keine Fußspur sehen ließ. „Bleibt dies Thor Tag und Nacht offen?" fragte er, auf das Gitterthor deutend. „Was Sie denken, ist das Rechte!" schrie der

Arzt. „Ich werde sie verloren haben! meine Tochter, meine theure, unglückliche Tochter! Das Geräusch, welches ich hörte, ist das Geräusch ihrer Flucht gewesen. Hätte ich mich nicht durch Sie beruhigen lassen! — wäre ich ihr gefolgt! — ich hätte ihr Leben gerettet! —" So wünschte der unglückliche Vater, Dasjenige, zu Vermeidung des Unglückes, von dem er sich betroffen wähnte, gethan zu haben, wodurch er, wäre es geschehn, dasselbe wirklich über sich gebracht haben würde; denn die Zuflucht, deren Magdalene gegen Honoraden erwähnte, als sie sich verfolgt hielt, war keine andre, als die Durance, aus deren tosenden Wellen sie keine Gewalt hätte retten können.

Mitten unter Verwirrung, Bestürzung, welche das Verschwinden seiner Gemahlin verbreitete, unter Nachforschungen, Berichten, wodurch Herrn Serry's Verzweiflung wuchs, indem sie seine schreckliche Besorgniß wahrscheinlicher machten, kehrte der Herr von Caille zurück. Der Verlust Magdalenens, seines Kindes, störte seine Seelen-

ruhe nicht sehr; betroffen wurde er bei Erzählung der Umstände, welche ihre Entfernung begleitet, als des Weibes Erwähnung geschah, das ihr wahrscheinlich zur Flucht behülflich gewesen. Der Arzt, in seinem Schmerze, achtete nicht auf ihn. Herr Silvain befragte ihn über die Gerichtshandlung, wovon er zurückkehrte. Er wiederholte das Vorgefallene. Der Advocat fuhr auf. „Hat sich Alles wider uns verschworen!" rief er aus. „Sein Zugeständniß, in Verbindung gesetzt mit den Angaben der Galeerenlisten über ihn, ergiebt, daß er der wahre Mege ist. — Dummkopf! — Konntet Ihr nicht Diejenigen um Rath fragen, welche Euch zu dem gemacht, was Ihr seid?" Er sprach das Letztere an den Herrn von Caille gewendet. „Was da mehr!" rief dieser in dem Tone, worin er dem Vicar geantwortet. „Ich bin der Sohn des Herrn von Caille. Ich habe den Namen Mege nur angenommen gehabt. Ich sage dies allen Leuten in's Gesicht. Ich will es der Honorade Venelle in's Gesicht sagen, wenn sie behaupten wollte, ich sey

ihr Mann!“ — „Honorade Venelle! — Wie kommen Sie auf diesen Namen?“ fragte scharf und hastig der Advocat.

„Dummkopf Sie selber! — Sie wissen nicht, daß Honorade Venelle das Weib ist, welches mit meiner Frau davon ging.“

„Auch das noch!“ sagte Herr Silvain. — Eine Pause des Schweigens Aller folgte. „Die Commission des geistlichen Gerichtes muß in diesen Tagen die Rücknahme unsrer Klage erhalten haben,“ nahm der Advocat dann, rasch ermuthigt, zu dem Abbé gewendet, das Wort. Sorgen Sie, daß der Prior von St. Anne sogleich in Freiheit gesetzt werde, daß Jene die Sache nicht weiter verfolgt. — Ich bitte Sie,“ sprach er zu dem Herrn von Caille — „reden Sie zu Niemand von dem, was Sie waren. Befragt man Sie, schützen Sie Vergessenheit vor. Befragen Sie mich über Jedwedes, vertraun Sie mir Jedwedes ohne Scheu. Der Besitz Ihres Ranges, Ihres Vermögens, Ihre Ehre, ja Ihr Leben hängt davon ab.“ —

„Den Einfluß meines Ordens werde ich aufbieten —“ versicherte der Abbé.

„Was hab' ich davon gehabt, was habe ich davon, Edelmann geworden zu seyn?“ sagte der Herr von Caille. „Heute befahl mir Meyere, morgen Carbonell, übermorgen Herr Serry, meine Frau, die Priors, Herr Silvain. Ich mußte im Gefängniß stecken, lernen, Rede steh'n, wo sie wollten, was sie wollten, wem sie wollten. Ich mußte zahlen. Brauche ich selber, fordern von mir Andre, habe ich nichts, darf nicht sagen, wo es geblieben ist. — Beim Grafen Grignan sehen sie mich nur über die Achsel an. — Ich wollte, ich wäre, was ich war — ich wäre bei Honoraden — sie allein hat ein Herz zu mir gehabt — sie und mein Vater —“

Der Arzt sprach nicht. Verzweiflungsvoll wegen seiner Tochter, starrte er vor sich hin.

26.

Lauter, bewegter als gewöhnlich, schallten Schläge an das Thor vom Hause la Chouette's durch die Stille der Nacht. Mit einem Ausdruck der Freude, wie er nimmer an ihm erblickt, sah dieser Baptiste bei ihm eintreten, und auch der Jüngling erblickte die Augen seines Freundes mit Heiterkeit ihm entgegengerichtet, während derselbe mit der flachen Hand einen Stoß übereinandergebreiteter Papiere niederhielt, dessen Höhe ihn herabzustürzen drohte; andre ähnliche Papiere, mit Siegeln, mehreren Unterschriften versehn, zusammengefalten lagen vor ihm am Boden. Baptiste überbrachte la Chouette die Abschrift der Monitorienregister, die Abschriften, womit sein Vater sie begleitet. Die Rechtfertigung seines Oheims in den Augen seines Gönners verursachte in seiner Brust die lange nicht von ihr gefühlte Wallung. La Chouette sah die Copien durch. „Teuflische Frechheit! auf so Etwas eine Anklage der Fäl-

ſchung gründen —" rief er aus. „Aber ſo zerfleiſcht an dieſem Körper der Menſchheit ein Glied das andre. Wahrhaftig, es muß göttliches Leben in ihm ſeyn, daß er ſich nicht längſt ſelber zerſtört hat! Wie könnte ich das Tagesleben aushalten, das nichts als dieſen Wahnſinn zeigt, der bei der Nacht wenigſtens zum Theil ruht oder nur träumt!"

Sein Gefühl zu lindern, fragte ihn Baptiſte über die Beſchäftigung, bei welcher er ihn traf.

„Ich habe bei der Diplomatie Hülfe für Sie geſucht; da die Herren im Conſeil darauf beharren, daß Ungerechtigkeit eines Urtheils keinen Grund zu deſſen Caſſation geben könne, weil dieſer Grund zu weit führen würde. Hier, hier, hier," er zeigte auf mehrere Bogen in dem neben ihm aufgethürmten Papierſtoße, die er beſonders bemerkt. — „Alles Tractaten zwiſchen Frankreich und der Schweiz, wodurch die Beſtimmung feſtgeſetzt, worin ſie erneut iſt, daß Urkunden beider Staaten, welche in dem einen nach der daſelbſt geltenden Rechtsform aufgenommen ſind, vor den Gerichten des andern

Gültigkeit haben sollen. Das Parlament von Aix durfte also die Zeugnisse aus der Schweiz nicht übergehn, ohne Contravention dieser Tractaten; das Conseil kann ohne Contravention derselben nicht ein Urtheil anerkennen, dessen Gültigkeit ihretwegen angegriffen wird. Machen Sie dieses Cassationsmittel geltend, wenn die Ungerechtigkeit, deren Ihre Copien die Richter von Aix zeihen, dem Conseil noch nicht schreiend genug dünken, deren Spruch wegen derselben umzustürzen."

Während er die Tractate durchsah, welche noch vor ihm am Boden lagen, setzte Baptiste eine Vorstellung an das Conseil, welche jene Ansicht darlegte, auf; dann, bis zum Morgen, dauerte ihr Gespräch, auf zwei Lehnsesseln einander gegenüber, nach la Chouette's so mäßigem, als auserwähltem Mahl. Aus dem Kerzenschein seines Tages trat Baptiste schon in Tageshelle hinaus.

Auf den Stufen vor der Thür des Hauses, wo er wohnte, saß ein Weib. „Das ist Herr Tardivy, welchen Ihr zu sprechen verlangt," sagte zu

derſelben eine Magd, die heraustrat, indem er davor ſtand. Er glaubte eine Parthei zu ſehn, und hieß die Fremde ihm folgen. In ſeinem Zimmer angelangt, von ihm über ihr Geſchäft befragt, überreichte ſie ihm ein Billet. Nur ein einziges hatte er je von Magdalenen erhalten, dasjenige, welches alle Hoffnungen der Liebe in ihm zu Grunde richtete. Nichts in den unförmigen Buchſtaben, welche er auf dieſem ſah, erinnerte an die Handſchrift von jenem; doch ward der Eindruck davon ihm beim Empfange plötzlich gegenwärtig. Zitternd nahm er es aus den Händen der Frau, heftiger erſchüttert, als er auf demſelben nur die Worte: „an Baptiſte Tardivy," las. „Was iſt geſchehn? was wollt Ihr? wer ſeyd Ihr?" rief er bebend, erblaßt, nachdem er den Inhalt geleſen. Honorade nannte ihren Namen, gab ihm ihre Papiere, gab ihm Nachricht von der Urſach ihres Schweigens während des Prozeſſes, von der Gefahr, welche ſie zu Aix bedroht, von ihrer Flucht mit Magdalenen. Entſetzen, Mitleid, Freude,

daß diese gerettet, von dem Nichtswürdigen getrennt sey, Freude beim Gedanken an den Einfluß jener Ereignisse auf das Schicksal der Seinen, irgend eine unbestimmte, hoffnungsvolle Wallung durch sie, durch die Worte Magdalenens erregt, die ersten, aus denen Gefühl sprach, die er je von ihr vernommen. — Dann, Einsicht in die Unmöglichkeit irgend eines Verhältnisses mehr zwischen ihnen beiden, der Gedanke ihres Schicksals, das Bild ihrer Lage. — Er befragte Honorade, hörte sie an, hörte sie nicht, starrte vor sich nieder von Schmerz bezwungen. — Er war nicht fähig, ihre Aussage aufzunehmen — doch mußte es geschehn, der Wichtigkeit derselben für die Entscheidung des Conseils wegen, dessen Sitzung am folgenden Tage bevorstand. — Er führte sie zu la Bliniere.

„Lassen Sie mich mit ihr — erholen Sie sich —" sagte zu ihm dieser: „nie sah ich Jemand so erschüttert als Sie. Wir treffen uns in der Nacht bei la Chouette."

Baptiste eilte hinweg, erstickt von Thränen,

denen er hervorzustürzen gewehrt. Sein eigenes Unglück, das Unglück der Seinen hatten nie sein ernstes Auge genäßt — die Vorstellung eines so verwüsteten Schicksals wie Magdalenens, daß dies ihr Schicksal war, erpreßte ihm Thränen; heiß, bitter, nicht zu stillen flossen sie.

Endlich trat auch bei ihm die Ermattung ein, womit nach heftigen Stürmen des Gefühls die Herrschaft der Ueberlegung wieder beginnt. Er wünschte Magdalenen zu antworten; gegen sie schweigen, dünkte ihm hart, den Ton, in welchem er zu ihr sprechen könne, fand er nicht. Ihres Schicksals erwähnen, hieß sie erniedrigen. Die Worte ihres Briefes — „was ich bin" — jagten glühendes Erröthen über sein bleiches Gesicht, preßten Herz und Lippen ihm schmerzhaft zusammen. Er verschob es bis auf einen späteren Tag.

Unruhig betrachtete ihn la Chouette am Abend. „Was ist Ihnen geschehn? — Sie konnten nichts Glücklicheres vom Geschick erwarten, als den Fall,

welcher eingetreten ist — kein Glücklicher sieht aus, wie Sie."

„Ich habe die Frau von Caille geliebt —" antwortete er ihm.

Schweigend, seine Hand drückend, verließ ihn der Anachoret der Nacht. Seine Sorgfalt für den Jüngling war seit diesem Augenblick noch väterlicher, zarter.

Bei der nächsten Sitzung des Conseils fanden sich die Stimmen getheilt. Nicht mehr über die Frage: ob das Urtheil des Parlamentes von Aix bestehen solle, oder nicht? nur darüber: ob der Soldat vor dem Parlamente von Paris auf Leib und Leben oder nicht angeklagt werden solle? Einige Mitglieder waren wider das Erstere, indem das Gesetz bestimme, daß der Freigesprochene eines Staatsverbrechens wegen desselben Verbrechens nicht zum zweiten Male belangt werden könne; andre folgten der Ansicht, daß ein aufgehobener Urtheilsspruch auch als Freisprechung keine Kraft behalte. Zu der milderen Meinung gingen die

erſteren über; unter dieſer Einſchränkung wurde das Urtheil caſſirt; nur der Referent von Imbercourt mit einigen Stimmen, beharrten dabei, Herrn Tardivy abzuweiſen und zu den Koſten zu verdammen.

Ein Feſt, welches la Chouette dem Generaladvocaten von Angueſſeau, la Noue, la Bliniere, Baptiſte gab, feierte dieſen Sieg der Gerechtigkeit, woran ſein Geiſt ſo viel Theil hatte, ſein Herz ſo viel Theil nahm. Man äußerte ſich hier begierig auf die Acten, die Gründe, welche das Parlament von Aix zu Rechtfertigung ſeines Urtheilsſpruches dem Parlamente von Paris einſenden mußte; man fragte, wem die Führung der Sache vor dem letzteren übergeben werden möchte? Baptiſte äußerte den Wunſch, daß la Bliniere ſeine Verwandte verträte. „Nein!“ rief la Chouette: „jetzt machen Sie Ihr Unglück zu Ihrem Glück, Ihrem Ruhme — Sie ſelbſt führen die Sache der Ihren. Den Prozeß der Venelle, welcher Hand in Hand damit geht, übernimmt la Bliniere: Sie können, Sie

dürfen ihn nicht führen. Den Prozeß Ihres Vaters darf Niemand führen, als Sie!" Das Gespräch kam auf die Einleitung der Sache. La Roue wollte die Contravention gegen die Verträge mit der Schweiz benutzt wissen, jener durch die Zeugnisse aus diesem Lande auf alle Fälle sofort eine günstige, vielleicht sogar eine entscheidend günstige Wendung zu geben. La Chouette stimmte ihm bei. Mit Bescheidenheit erklärte Baptiste sich andrer Meinung. „Jedes andre Verfahren wäre langwieriger, gefährlicher!" erklärte sich d'Anguesseau. „Das Urtheil des Parlamentes von Aix hat uns entehrt," vertheidigte seine Meinung der Jüngling: „wir sind uns ein Verfahren schuldig, welches die Ungerechtigkeit jegliches Mittels, dessen man sich wider uns bedient, an den Tag bringt, über keinen Punkt unsrer gerechten Sache den Schatten irgend eines Zweifels schweben läßt."

„Und was würden Ihre Schritte bei einem solchen Verfahren seyn?" fragte la Roue. „Ich würde zunächst auf Verification der Handschriften

ſämmtlicher Briefe und Documente antragen, welche von uns in dem Prozeſſe beigebracht ſind. Das Weitere läßt ſich vor Einſicht der Acten nicht beſtimmen.“

Herrn Rollands Herz lachte, als er jene Anſicht ſeines Neffen in dem Briefe fand, wodurch Baptiſte ſeinem Vater Nachricht von der Caſſation des Urtheils, der Erſcheinung Honoradens gab. „Er ſcheut nicht Mühe, nicht Gefahr, des vollſtändigen Rechtes wegen, der brave Junge! er hat nichts mit Fechterſtückchen zu thun!“ rief er aus; „denn, was la Noue vorſchlägt, wenn ſchon ehrenmäßig, artet doch dahin. Vertraun wir unſre Sache ihm. Ich wenigſtens und meine Frau geben unſer Theil daran in ſeine Hand.“ Thränen glänzten in den Augen Herrn Tardivy's. „So thun wir ein Gleiches, meine Kinder! vertrauen wir Eurem Bruder unſre Ehre, unſern Wohlſtand!“ „Von Herzen!“ rief Esprite. „Das iſt Recht!“ ſagte Gregoire. Er bat ſich aus, und ihm wurde geſtattet, die Vollmachten für Baptiſte, zu Führung des Prozeſſes, nach Paris zu überbringen.

„Die Rechtsgründe unſres Verfahrens?“ ſagte Herr Boyer, eine Schrift aus der Hand Herrn Silvains nehmend. Er las: „Erſter Grund. Es iſt unnöthig, Unterſuchungen wegen des Todes einer Perſon anzuſtellen, wenn wir dieſe Perſon lebend vor uns ſehen. Eine Menge von Zeugen ſchildern das Aeußere des Sohnes des Herrn von Caille ganz in Uebereinſtimmung mit dem Aeußern des Soldaten. Sie haben jenen in funfzehn bis zwanzig Jahren nicht geſehn; doch kommt das Bild, welches ſie von ihm entwerfen, durchaus mit dem Bilde des Soldaten überein: alſo iſt der Sohn des Herrn von Caille nicht geſtorben; alſo iſt der Soldat dieſer Sohn. Zweiter Grund. In zweifelhaften Fällen ſoll man zu Gunſten des Standes entſcheiden. Der Stand des Soldaten iſt, Sohn des Herrn von Caille zu ſeyn. Er führt deſſen Namen, er nimmt deſſen Rechte in Anſpruch: alſo muß für den Soldaten entſchieden werden. Dritter Grund. Das Zeugniß von zwei Zeugen, welche bejahen, ſoll mehr gelten, als das Zeugniß von hun-

derten, welche verneinen. Die Zeugen des Soldaten bejahen, daß er der Sohn des Herrn von Caille ſey, alſo muß zu Gunſten ihres Zeugniſſes entſchieden werden, nicht zu Gunſten deſſen der Zeugen Herrn Rollands, welche dies verneinen.“

„Wiſſen Sie, was die Caſſation Ihres Urtheils entſchieden hat?“ unterbrach hier den Parlamentsrath Herr Silvain. Jener fuhr im Leſen fort, ohne Beachtung ſeiner Frage. „Vierter Grund. Im Zweifel ſoll für den Angeklagten entſchieden werden. Der Soldat iſt der Angeklagte; die Ausſagen der Zeugen über ihn begründen mindeſtens einen Zweifel, ob er nicht der Sohn des Herrn von Caille ſey? Alſo muß entſchieden werden, daß er es iſt. — Dies wäre die Quinteſſenz Ihrer genievollen, gelehrten Rede? Nach dieſen Gründen hätten wir entſchieden? Dieſe Gründe ſollen wir dem Parlamente von Paris vorlegen? —“

„Sie verlieren an Schein durch den Augenblick. Ein verſammeltes Parlament, eine mitleidsvolle Menge geben ihnen denſelben zurück.“

„Wahr! Sie nehmen sich aus wie weiße seidene Strümpfe im Regenwetter.“

„Die Zeit macht die Handlungen; die Handlungen machen die Zeit. Hätten wir Alle heute wie gestern gehandelt, befänden wir uns noch im Stande der Unschuld. Dasselbe gilt auch umgekehrt.“

„Welcher Advocat wird diese Gründe beim Parlament von Paris vertreten wollen?“

„Ich.“

Herr Boyer sah ihn mürrisch staunend an. „Sie wissen, daß die Venelle in Paris ist, daß sie dort wegen Bigamie wider ihren Mann beim Parlamente geklagt hat.“

„Das Parlament hat die Klage noch nicht angenommen. Ich werde verhindern, daß es sie annimmt.“

„Sie wollten auch verhindern, daß unser Rechtsspruch cassirt würde.“

„Nimmt es sie an; desto besser. Ich werde meinen Clienten auch wider die Venelle vertheidi-

gen. Wiſſen Sie, aus welchen Gründen Ihr Urtheil caſſirt iſt? — Ein Teufel hat dieſem jungen Tardivy eingegeben, die Tractate zwiſchen Frankreich und der Schweiz zu durchwühlen, hervorzuwühlen, daß die Uebergehung der Zeugniſſe aus der Schweiz dagegen contravenirt. Ein Teufel hat ihm eingegeben, zu gleicher Zeit hier insgeheim Abſchrift von den Monitorienregiſtern des Priors von St. Anne nehmen zu laſſen, und ſie zuſammengeſtellt mit zwanzig Abſchriften ähnlicher Correcturen ſeines Oheims ſeit zwanzig Jahren in den Acten des Parlamentes von Grenoble dem Conſeil vorzulegen; wobei in die Augen ſpringen mußte, welche Bewandniß es mit der Fälſchung, die wir ihm Schuld geben, hat. Als das Letztere die Räthe betroffen gemacht; verſagten ſie ſich nicht der Bemerkung, daß ſie ſelbſt jenen Verträgen contraveniren würden, ließen ſie ein Urtheil, das ihnen contravenirt, beſtehn. Dies hat uns in einer Sitzung zu Boden geſchlagen, nicht die Gerechtigkeit ſeiner Sache, der ich zweiunddreißig

Sitzungen hindurch widerstand. Ich sage, ein Teufel hat es ihm eingegeben, oder er ist in jener Schule von Paris selber ein Teufel der Rechtsklugheit geworden. Ich muß mich mit ihm messen. Er muß von mir lernen, oder ich von ihm. Keine Waffe soll mir zu gut oder zu schlecht seyn, sie wider ihn zu gebrauchen, ihn ihren Gebrauch zu lehren, ihn damit zu besiegen.“

Herr Silvain schritt ungesäumt beim Parlamente von Paris wider die Klage Honoradens ein. Er stellte vor, das Weib sey eine Emissarin Herrn Rollands, wahrscheinlich selber von Rache getrieben, weil ihr einstmaliger Buhle sein Glück nicht als Ehemann mit ihr getheilt. Er bewies Beides durch ihr Schweigen während der Dauer des Prozesses. — „Sollte ich auftreten, ihn für den Herrn von Caille erklären? Ich habe nichts mit Schwindelei zu thun; sollte ich auftreten, bekennen, wer er wäre? Es galt sein Leben, er war mein Mann; er ist mir bis dahin immer ein guter Mann gewesen —“ vertheidigte Honorade ihr

Stillschweigen. Ihre Vertheidigung, das Zeugniß ihrer achtbaren Verwandten über sie und ihn, die Documente, welche sie vorlegte, die sonstigen Zeugen, auf welche sie sich berief, überwogen die Gründe des Advocaten. Ihre Klage ward angenommen; ein Befehl, den Herrn von Caille in das Parlamentsgefängniß zu führen, erging. Jener folgte seinen Clienten nach Paris.

Wenige Tage nach der Flucht Magdalenens, als alle Nachforschungen, wohin sie gekommen, sich fruchtlos erwiesen, die Muthmaßung über ihren Untergang im Geiste ihres unglücklichen Vaters zur Gewißheit geworden, hatten derselbe, der Abbé, Herr Silvain das Schloß verlassen. Nun erst gelangte der Herr von Caille zum vollen Genuß seines Erbes. Die Priors ließen ihn walten; sie zogen sich von ihm, von seiner Sache zurück. Das Mobiliar des Schlosses, Ackergeräth, Vieh, Weinpfähle, bis auf das große eherne Familienwappen über dem Thore wurden verschleudert; Meierhöfe und Felder zu armseligen Preisen über

Jahre hinaus verpachtet, der Pachtzins vorausgenommen. Mit dem Vicar Tazil, dem Sohne des Bernard, den Verworfensten unter den Anhängern der Priors, verschlemmte der Edelmann den Ertrag von jenem Allen. Die Bessern unter den Letzteren fingen an ihn zu verachten, versöhnten sich mit den Anhängern der Tardivy's; ihnen sämmtlich widerfuhr die Erfüllung eines Wunsches, und selbst Jene glaubten nicht mehr, daß ihr Gutsherr wirklich der Sohn des Herrn von Caille wäre, als sie hörten, das Urtheil sey umgestoßen, welches ihn dafür erklärt, als sie bald darauf ihn gefangen hinwegführen sahen.

Unterdessen lebte Magdalene zu St. Chamas, in Niedrigkeit, unerkannt. Die Vermuthung ihres Todes wurde bestärkt, als Honorade zu Paris erschien, ohne daß man von ihr vernommen hätte. Der Arzt ließ den Schleier auf dem Geheimniß ihres Verschwindens ruhn, der Schadenfreude nicht den ganzen Umfang seines Familienunglücks zu entdecken. Ihr Hohn quälte ihn ohnedies; nur

ſein tieferer Schmerz machte ihm deſſen Bitterkeit weniger fühlbar. Sein Haar bleichte, ſein Haupt ſenkte ſich, ſein Gang wurde zitternd; wie eine vervielfachte Zeit, machte der Gram ihn in wenigen Monaten zum Greiſe.

Im Zimmer, im Bette Honoradens, auf grobem Leinen, von grobem Leinen bedeckt, lag ſeine Tochter in tiefem, erquickendem Schlaf. Schnurrend, die Pfoten mit übergelegtem Schweife bergend, hatte die Katze den Platz vor dem Bette eingenommen, welchen ſie neben deſſen Eigenthümerin behauptet; ihr Näschen ſenkte ſich gegen den Boden, ihr Schnurren unterbrach der Schlaf. Ohnfern ſtand die Nachbarin, wiegend, von der Wiege zum Bett, von dieſem auf die Wiege blikkend. Die Frau von Caille erwachte. Als das Weib die ſchönen Augen der jungen Mütter geöffnet ſah, hob ſie das Kind aus der Wiege und trug es zu jener. Magdalene nahm es von ihren Armen und küßte es mit Entzücken. „Frucht und Opfer der Schuld,“ ſprach ſie bei ſich ſelbſt, es

betrachtend und an ihre Bruſt drückend: „wie kannſt Du das Herz Deiner Mutter doch erfreun! Meine Freude ſey Dein Segen. Armes Kind, Du haſt ſonſt keinen auf der Welt.“ So, es mit Thränen überſtrömend, im mächtigſten Gefühl der Mutterliebe, reichte ſie ihm die erſte Nahrung.

27.

Zum Aufbruch gerüſtet ſtand Gregoire. Herr Rolland und ſeine Gemahlin unterzeichneten, Herr Tardivy ſiegelte die Vollmachten für Baptiſte; die Kinder, Abſchied nehmend, ſagten dem treuen Diener jedes noch einen eigenen Gruß, Wunſch, Bitte für den Bruder. Zwiſchen ihnen befand ſich Tiber (nicht dem Hündlein des Tobias zu vergleichen, denn er war ein großer Hund), unruhig, von Einem zu dem Andern gewandt, wedelnd, aufblikkend, leiſe mit der Tatze an ſich erinnernd; ſeine ausdrucksvollen Thieraugen baten auch um ſein

beſcheiden Theil an den Freundlichkeiten des Abſchieds.

In dieſem Augenblick wurde die Thür des Zimmers aufgethan und herein trat der Prior von St. Anne. „Da ſind wir wieder beiſammen!“ ſagte er, indem ſich Alle um ihn drängten, Herr Rolland ihn an ſeine Bruſt drückte, die Dame Rolland, im bleichen Geſicht Erröthen der Freude, zu ihm trat, die Kinder ſeine Hände küßten. „Welche Heiterkeit haben Sie im Kerker bewahrt!“ rief der Generaladvocat, ihn anblickend, wie von ſeiner Stirn noch klarere, ſtillere Seelenfreudigkeit glänzte, als da er ihn zuletzt geſehn.

„Wo wir ſeyn mögen: in ihm leben, weben und ſind wir!“

„Wie ſind Sie frei geworden?“

„Das geiſtliche Gericht hat erkannt, daß die Mittheilung der Monitorienregiſter keine unerlaubte Handlung ſey. Es betrachtet die Ihnen zur Laſt gelegten Verfälſchungen als unſchuldige Correcturen; es hat entſchieden, daß die mir zur Laſt fal-

lenden auf Aussagen von Zeugen beruhn, denen kein Glauben beizumessen ist. Der Herr von Caille, und dies ist das Glücklichste! hat das wider mich verübte Attentat eingestanden. Er verübte es im Jahre 1686. Dies Zugeständniß liefert einen Beweis für Sie."

Man erzählte ihm, was sich in der Zwischenzeit ereignet. „So sind Gottes Wege!" rief er aus. „Durch das Unbedeutende geschehn die großen Dinge; denn was wir groß oder klein nennen, ist nichts vor ihm; doch seine Macht ist mit der Treue gegen sein Wort, das er in unsre Seelen geschrieben."

Herr Tardivy meldete seinem Sohne noch die Entscheidungen des geistlichen Gerichtes. Gregoire empfing mit den Vollmachten den Brief.

„Ihre Aufträge sind vollzogen. Dank für Ihr Vertraun. Ihnen zu dienen, wird unabänderlich für mich Trost und Genugthuung seyn. Der Wunsch des mildesten Friedens für Sie ist in unsrer Aller Herzen." So hatte Baptiste endlich an Magda-

lena geantwortet. Sie hatte an keine Erwiederung von ihm auf ihre Zeilen gedacht; mit Unruhe erwartete er Antwort von ihr auf die seinen, obgleich er nicht darauf hoffte. Keine kam; dagegen trat Gregoire mit den Vollmachten, den Botschaften der Seinen, den Nachrichten von dem Prior von St. Anne ein. Von freudiger, schmerzvoller Bewegung durchdrungen, voll Schaam des eiteln Verlangens, das ihn kaum erfüllt, wandte er sich davon ab mit Ernst und widmete jeden Gedanken seiner Seele den ihm gewordenen Auftrag. Zu seinen Füßen Tiber, der, als er ihn erblickt, sich von seinem neuen Herrn, zu dessen großer Freude, wieder zu ihm gewendet, saß er mit dem treuen Diener in seinem Zimmer, das er mit ihm getheilt, und hörte, bis tief in die Nacht, die zahllosen Berichte desselben, von den Schicksalen der Seinen, seit ihrer Trennung, von deren Leben in Grenoble an. Darauf, während derselbe, während Alles weitum ruhete, setzte er das Gesuch um Verification der Handschriften, dessen er bei la Chouette

Erwähnung gethan, auf; zu gleicher Zeit trug er darauf an, daß die Güter, welche der umgestoßene Rechtsspruch den Seinen entzogen, diesen vorläufig, bis zur Entscheidung der Sache, wieder eingeräumt würden.

Inzwischen traf auch Herr Silvain mit seinem Clienten in Paris ein. Kaum acht Tage mochte er an diesem Orte seyn, und die Geschichte des Herrn von Caille, sein Prozeß, das Interesse für ihn, hatten eine Verbreitung, eine Lebhaftigkeit erhalten, die offenbar sein Werk waren. Er verkehrte unter der Geistlichkeit, den Hofleuten, bei den Räthen des Conseil, welche der Cassation des Urtheils entgegen gewesen, bei Mitgliedern des Parlamentes. Baptiste sah ihn oft zwischen den Zuschauern bei den Parlamentssitzungen, selbst bei solchen, welche Geschäfte von wenig allgemeinem Interesse betrafen. Häufig bemerkte er den feinen und stechenden Blick seines Auges auf ihn gerichtet, sah, daß er seinen Vorträgen mit Spannung folge. „Er ist ein tüchtiger Rechtsmann," sagte

bei ſich ſelbſt Herr Silvain, nachdem er einigen beigewohnt, erfahren, welche Schritte Baptiſte in der Angelegenheit der Seinen gethan: „er iſt ein tüchtiger Rechtsmann; doch mehr in der Art ſeines Oheims. Der Einfall, der uns beſiegt hat, war ein einzelner glücklicher Wurf; oder er kam nicht von ihm. „Seine Zuverſicht wuchs, ohnerachtet das Parlament beide Geſuche Baptiſte's geſtattete; die Handſchriften des Vaters von Funel auf dem Briefe des Herrn von Rougon, deſſen Handſchrift, die Handſchrift Herrn Bourdins, das Datum der Briefe des Herrn von Caille, welche von der Krankheit und dem Tode ſeines Sohnes handelten, von den Sachkundigen für-ächt erklärt wurden, lebhafte perſönliche Theilnahme für den jungen Advocaten, welcher die Seinen in einer ſo wichtigen Sache vertrat, die unter den Parlamentsherren, auch ſonſt immer allgemeiner ward; ohnerachtet ihm bekannt ward, die Verhöre des geiſtlichen Gerichtes und deſſen Urtheil in Sachen des Priors von St. Anne wären dem Parlamente vor-

gelegt; er wußte, daß die Copien der Galeerenlisten, die Eingaben Herrn Croisets sich bei den Acten befänden, ohnerachtet der Wendung, welche der Prozeß Honoradens nahm. Der Notar Boyer, Charbonnier, sagten dem Herrn von Caille in's Gesicht, er sey derselbe Marinesoldat Mege, bei dessen Uebertritt zur katholischen Religion sie, der eine zu Apt im Jahre 1679, der andre zu Marseille im Jahre 1681, die Stelle von Taufpathen vertreten. Der Notar Coulet erklärte ihn für Denselben, dessen Ehecontract mit Honorade Venelle er aufgesetzt, für welche er die übrigen von ihr beigebrachten Acten entworfen. Der Geistliche, welcher die Trauung zwischen Honorade und ihrem Verlobten vollzogen, erkannte ihn für eben diesen. Der Auszahler der Rente von ihrem kleinen Vermögen erklärte: er sey es, dem er letztere fünf Jahre hindurch, in den Jahren 1693 bis 1697, gegen Quittungen ausgezahlt, welche er nicht unterschrieben, indem er nicht schreiben können. Der Herr von Caille erkannte die Quittungen der zwei

letzten Jahre für die seinen; die früheren schrieb er dem wahren Mege zu, dessen Namen er nur geführt. Zeugen, welche die Familie Mege seit zwanzig, dreißig Jahren gekannt, sagten aus: er ist Peter Mege, Sohn des Franz Mege aus Joucas und der Marie Gardiole, Bruder von Johann, Magdalena, Anne und Christiane Mege. Nachbaren schworen: er hat seit 1687 mit Honorade Venelle, als mit seiner Frau, bei seiner Mutter, seinen Schwestern gewohnt. Er hat jene Mutter, sie ihn Sohn, er hat diese Schwestern, sie ihn Bruder genannt. Andre bezeugten: wir beschäftigten ihn sieben Jahre hindurch mit Seidekrämpeln; er hat das Gewerbe von seinem Bruder Johann gelernt. Dreust und standhaft läugnete der Angeklagte, doch nicht mehr mit der guten Laune, als zuvor. Die wiederholte Einkerkerung, der Anblick Honoradens, hatten ihn stumpf, mürrisch gemacht. Herr Silvain sorgte nur, den Prozeß zwischen demselben und den Verwandten Baptiste's früher zum Spruch, als den Prozeß zwischen ihm und Honoraden zu bringen; und es gelang.

Die Wohnung la Chouette's glich, seit Beginn beider Rechtshandlungen, an Unruh dem Eulennefte eines plötzlich bewohnten Thurmes. Seine Freunde und Baptiſte's und dieſer ſelbſt kamen wechſelsweiſe, kamen insgeſammt, ihm Nachricht von Eingaben, Beſcheiden, Ausſagen zu ertheilen. Baptiſte hatte Gregoire bei ihm eingeführt; Tiber verſchaffte ſein Benehmen nach dem Sturme des Schloſſes die Ehre, ihm vorgeſtellt zu werden; dann erwarb ſein Thierherz, ſo ſtark an natürlichem Wohlwollen, als einſt das Menſchenherz des Imperators, ſeines Namengebers, an unnatürlicher Erbitterung, ihm, daß er ihn gern bei ſich hatte. „Das ganze Tagesleben kehrt ein in meinen nächtlichen Tag —" ſagte er kopfſchüttelnd, beläſtigt, doch nicht geplagt, wenn ſo viele Tritte lebendiger Creaturen als Minutentacte über ſeine Teppiche dahingingen. Er vernahm mit Unruhe den anberaumten Tag zur Entſcheidung. „Ich bin zum Kampfe bereit," ſagte Baptiſte; „kein Zeugniß fehlt; nach Kräften habe ich Alles erwogen, ver-

glichen; kann und soll die Wahrheit siegen, sie ist in beiden Sachen gleich stark und offenbar."

In seiner amtlichen Tracht stand er am Tage der Entscheidung, wenige Stunden vor Eröffnung der Parlamentssitzuug in seinem Zimmer, seinen Vortrag noch ein Mal durchdenkend, als Honorade zu ihm hereindrang, Bestürzung im Gesicht. „Herr, les't!" rief sie aus, einen Brief ihm darreichend: „die Frau von Caille ist sammt ihrem Kinde verschwunden!" „Sammt ihrem Kinde? —" sprach Baptiste, der jetzt erst hörte, daß Magdalene schon geboren habe. „Wenn sie in der Gewalt ihres Vaters, der Jesuiten gerathen wäre! —" fuhr das Weib fort. Hastig las er den Brief. Die Nachbarin Honoradens hatte die Frau von Caille eines Abends verlassen. Sie war genesen, das Kind getauft; jene bemerkte nichts Ungewöhnliches an ihr. Am folgenden Morgen fand sie sie nicht mehr. Die Wohnung stand offen, nichts fehlte. Es war außer der Ordnung; doch glaubte sie anfangs, Magdalena habe sich zur Kirche begeben.

Sie wartete vergeblich: Mutter und Kind kamen nicht wieder; nicht diesen, nicht den folgenden Tag. Kein Mensch hatte sie gesehn, oder wußte von ihnen. Ein Paket mit Geld, für sie zur Belohnung, ein anderes, nebst einem goldenen Rosenkranze für Honoraden bestimmt, entdeckte sie unter dem Kopfpolster des Bettes.

Von Schmerz und Schrecken durchdrungen, völlig vergessen der Vorstellungen, die ihn kaum bewegt, des Geschäftes, das ihm bevorstand, starrte ein Zeitlang Baptiste. Dann ermannte er sich plötzlich. „Trefft mich am Abend hier!" rief er aus, unterdrückte mit Macht die ihn überwältigenden Gedanken und Bilder, umfaßte mit voller Seele ausschließlich die Seinen, den Auftrag, welchen sie ihm gegeben, den Augenblick nach seiner ganzen Wichtigkeit. Die Kraft, deren er hiezu bedurft, schien alle Fähigkeiten seines Geistes zu verstärken; sein Herz schlug kaum; es überschaute den Zusammenhang seiner Gründe in einer Klarheit, mit einer Sicherheit, in dem Grade ihm unbekannt.

Breit, wie der Palaſt, führt eine prächtige Treppe vor dem Parlamentsgebäude in deſſen Vorhaus, und aus dieſem erheben innere Treppen ſich zum Vorplatz, welcher groß iſt, hoch, die Decke von Pfeilern getragen. Hier ſammelten ſich jetzt in Maſſe Zuſchauer. Ohne Beachtung der Krambuden, zwiſchen den Pfeilern, vor welchen ſie ſonſt zu verweilen, zu plaudern, einzukaufen pflegten, drangen ſie in das enge, alterthümliche Vorzimmer des Parlamentsſaales, voll Spannung die Thürflügel betrachtend, des Augenblickes wartend, da dieſe würden aufgethan werden, um mit den Erſten eindringend, gute Plätze zu ſichern. „Was giebt's heute?" fragte wohl im Vorplatz Einer den Andern zur Thür Strebenden. „Die Sache des Herrn von Caille wird entſchieden. Der junge Advocat, welcher ſeinen Vater und ſeine Oheime vertheidigt, die jenen verläugnet, ihm nach dem Leben getrachtet haben ſollen, hält ſeine Rede," lautete die Antwort.

Unter den Eindringenden in das Vorzimmer

entstand Stockung. Ein ältlicher Mann, in einer altmodigen Livree, nett und festlich gekleidet, drängte mit nervigem Körper sich Allen vorauf. „Platz für mich!“ forderte er in höchster Spannung: „Platz für mich! Es ist meine Sache, die heute entschieden wird, die mein junger Herr, Gott verleihe ihm Kraft, die Wahrheit an den Tag zu bringen! heute entscheidet. Ich muß ihm gegenüber sitzen, daß ich ihn sehen könne und er mich; daß er gedenke, was ich ihm überbracht, an das Vertraun und den Segen der Seinen!“ So, Theilnahme erweckend, befragt, antwortend, hatte er bald um sich Zuhörer versammelt, denen er die Geschichte wiederholte, wodurch er die Bürger von Grenoble gerührt; heute von Furcht, Hoffnung, den entscheidenden Augenblick lebendiger, als dort von dem selten genossenen Weine begeistert, gewann er der Sache, wofür er sprach, nicht weniger Freunde als dort.

Der Vorplatz wurde lichter; fast nur noch Advocaten im schwarzen weiten Talar, mit fliegenden

Haaren, gingen auf und ab, ſtanden in Gruppen im Geſpräch; Parlamentsherren in purpurfarbiger Amtskleidung erſchienen. Unter den erſteren befand ſich Herr Silvain. Groß, ſtark, gewandt dabei und beweglich; keck ſchauend mit kleinen, ſtechenden, raſch und ſcharf nach allen Seiten blikkenden Augen, war der Ausdruck ſeines breiten Geſichtes an Uebermuth gränzende Zuverſichtlichkeit. Dem Scheine nach unbekümmert um die Sache, deren Vertheidigung ihm bevorſtand, überließ er ſich mit Unbefangenheit dem Geſpräch über ihr völlig fremde Gegenſtände. Kaum einen Blick warf er in den Parlamentsſaal, als deſſen Thüren aufgethän, das Innere ſehen ließen; groß, hoch, mit braunem Holze getäfelt, von der Decke herabhängend ellenlange, blau-, weiß- und goldbemalte Verzierungen, aus den Tagen Ludwig des Heiligen, deſſen Audienzſaal dieſer Saal geweſen; die Sitze der Parlamentsherren, dreifach übereinander, von Fenſtern mit Drathgittern im Viereck umſchloſſen; oben die vergoldete Tribune für König und Königin.

Die Sitze im Enclos füllten sich immer zahlreicher, schneller. Jetzt entstand neue Bewegung im Vorplatze beim Eingang. Die Advocaten, dorthin blickend, wandten sich, blieben schweigend, flüsternd, mit dahingerichteten Blicken stehn. Mit dem Kanzler la Reine, dem Generaladvocaten von Anguesseau, mehrern Räthen des Conseil, mehrern Parlamentsräthen, trat herein ein kleiner, behender Mann. Wie erquickt durch den Schatten des Ortes, ließen seine grauen Augen, indem er eintrat, frei den lichten Blick hervor. Aus seinen Zügen sprach Ueberschauung, welche die Unruhe hätte ausschließen sollen, die zugleich in denselben lag; doch sie wurde erklärlich durch deren Zartheit, ungemeine Lebendigkeit. Vorsorglich, achtungsvoll um ihn bemüht, führten seine Begleiter ihn gegen den Parlamentssaal. „La Chouette, la Chouette am Tage!“ flüsterten einander die jüngeren Advocaten zu. Ehrerbietig begrüßt, mit neugieriger Theilnahme nachgeblickt, ging er an der Gruppe vorüber, bei welcher sich Herr Silvain

befand. „Iſt das nicht —?“ fragte dieſer und nannte den wahren Namen la Chouette's. „Er ſcheint mir derſelbe, dem Kupfer vor ſeinen Werken zufolge.“ „Er iſt's,“ wurde ihm geantwortet: „er muß ſonderlichen Theil an Ihrer Sache nehmen; noch nimmermehr ſah man dieſen Stern der Rechtsgelehrſamkeit bei Tage.“ Starrheit des Nachdenkens feſſelte einen Augenblick Herrn Silvains Züge. Mit Spannung ſah er la Chouette, von ſeinen Begleitern eingeführt in das Enclos, die Augen auf den Platz der Advocaten richten, wo Baptiſte ſtand, keine Spur der Bewegung in der Miene, ernſt in ſich geſammelt, mit Schreiben beſchäftiget. Nicht lange, ſo brach auch ſein Gegner das Geſpräch ab und folgte mit ſeiner Geſellſchaft den Eingetretenen in's Enclos.

In den Tribunen erſchienen einige Prinzen vom Geblüt, Große des Hofes. Die Räthe des Conſeil, welche ſich vorzüglich der Caſſation des Urtheils widerſetzt, welche ſie vorzüglich betrieben, waren zugegen, hohe Geiſtliche. Außen an-

geklammert an einem der Fenster des Enclos, voran unter den Zuschauern stand Gregoire, seinem jungen Herrn gegenüber, wie er beabsichtiget.

Herr Silvain sprach zuerst. Kühn, ansehnlich auftretend, faßte er die Versammlung in's Auge, Freund wie Gegner, und begann:

„Dahin ist es mit dem unglücklichen Edelmann, welchen ich zu vertheidigen habe, gekommen, daß es ein Glück für ihn wäre, wenn er seinen übermächtigen Verwandten den Raub, welchen sie ihm abgenommen, überlassen, und eine Zufluchtsstätte in der Niedrigkeit suchen dürfte, in welche sie ihn herabgedrückt; doch, wie das Schiff im Sturm, muß er vorwärts; von überlegener Gewalt gegen die Felsen getrieben, woran er scheitern wird. Denn was kann er hoffen, welchen sein Vater, seine nächsten Verwandten, Prinzen des königlichen Hauses, hohe Staatsbeamte, Große des Reiches, die Bekenner des Irrglaubens, den er abgeschworen, des Glaubens, den er umfaßt, mit gleicher Abneigung wider seine Häßlichkeit, Unannehmlichkeit,

seinen Mangel an Verstand, seine Niedrigkeit verfolgen? Wenn das geistliche Gericht, vor welches ein Priester gestellt wird, durch die That überführt, Zeugnisse, die sein Recht erweisen, verfälscht zu haben, die Verfälschungen theils für unschuldige Correcturen erklärt, theils die Zeugen verwirft, die da schwören, ihre Aussagen seyen verfälscht worden, und diesen Priester freispricht; wenn nach Jahren in Niedrigkeit und Drangsalen, im Kerker, in Todesgefahr dahingeschmachtet, endlich anerkannt, wiedereingesetzt in seinen Stand, seine Rechte, durch den Spruch eines Parlamentes, er noch kein Ziel seines Elends gefunden hat, nicht nur sich, auch eine vornehm geborne Gemahlin, ihr Kind, ihre Familie allen überstandenen Leiden und Gefahren wieder Preis gegeben sieht: was kann er hoffen? — Wahrlich, es gehört Muth dazu, daß er noch an Vertheidigung denkt; es gehört Muth dazu, daß ich wage, ihn zu vertheidigen. Den Haß, den Widerwillen, die ihn verfolgen, lade ich auf mich. Aber ich trete mit ihm

der Gefahr entgegen. Wir umfassen mächtige Stützen, Menschlichkeit, Gerechtigkeit. Prinzen, Großen des Reiches, Mächtigen aller Art stellen wir uns entgegen: den König vertreten wir. Er hat zu Gunsten des Sohnes des Herrn von Caille entschieden, durch die Stimme seines Parlamentes von Aix. Die Gewalt dieses Gerichtshofes ist ein Ausfluß der königlichen Gewalt. Die Entscheidung des Conseils, welche dessen Spruch als ungerecht entkräftet hat, setzet das königliche Wort mit sich selbst in Widerspruch, zeiht dieses selber der Ungerechtigkeit! Auch nicht einstimmig, schnell wurde ein so frevelhafter Beschluß gefaßt; der König besitzt weise Räthe, die ihm widerstrebten. Und welche Interessen galt es, daß man ein so unerhörtes Beispiel gab? Waren Staat, Religion in Gefahr, daß man sie dadurch retten mußte? — Nein — es galt der Genugthuung einer ketzerischen Secte, die der Staat aus seinen Grenzen verbannt; es galt die Unterdrückung eines Unschuldigen, welchem durch den vernichteten

Spruch zum ersten Mal in seinem Leben Gerechtigkeit widerfahren war; der durch ihn kennen lernte, was Menschlichkeit sey."

„Sein Vater hatte ihm jene versagt, diese in ihm mißhandelt, von der Zeit seiner Kindheit an, entbrannt wider den Unglücklichen von Haß, der sich auf Zweifel an die eheliche Treue der Mutter desselben gründete. Man möchte diese Zweifel, oder jedes andere Verbrechen seiner Aeltern für gegründet halten, betrachtet man das Schicksal des Unglücklichen, und denkt an die Verheißung, daß Gott die Missethat der Väter an den Kindern heimsuchen will. Sey dem, wie ihm sey, jener unnatürliche Haß des Vaters wider den Sohn, wurde durch die Mißgestalt, die geringen Fähigkeiten desselben verstärkt; auf's Aeußerste gebracht durch dessen Tugend, treue Anhänglichkeit an den wahren Glauben, indeß sein Vater ein eifriger Hugenott war. Als solcher wanderte letzterer aus mit seiner Familie nach der Schweiz. In diesem Lande, gezwungen zum Bekenntniß eines Irrglaubens, den

er verabscheute, eingekerkert vom Vater, Schläge, Blöße, Hunger leidend, wodurch derselbe seinen Haß wider ihn sättigte, wer kann es dem Sohne verdenken, wenn er heimlich aus der väterlichen Gewalt entfloh, in sein Vaterland, zu den ihm heiligen Altären zurückfloh?"

„Verwandte des Herrn von Caille, unbetheiligt bei dem Rechtsstreit, achtbare Männer, andere Zeugen, haben den Haß des Vaters wider den Sohn bestätigt. Worauf berufen die Ankläger des Letzteren sich als auf Beweise dagegen? Auf die Unnatürlichkeit eines solchen Gefühls; den rechtlichen Charakter des Herrn von Caille; die Widernatürlichkeit der Thatsache, daß ein Vater seinen Sohn bis zum letzten Athemzuge verläugne. Und mit dem letzten Athemzuge habe der Herr von Caille den Soldaten als seinen Sohn verläugnet, beweisen sie durch eine Acte über die äußersten Lebensstunden desselben. Unnatürlich ist der Haß des Vaters wider sein Kind; unnatürlich, leider nicht unmöglich; nicht einmal selten im Verhältniß

zu seiner Unnatur. Stark muß derselbe seyn. Was die natürlichen Bande zerreißen kann, ist nicht schwach; man haßt einen Sohn, einen Bruder nicht halb; man haßt ihn bis zum Tode; und daß gewaltige Leidenschaften auch rechtliche Gemüther entflammen — wem ist es nicht bekannt? Aber wir brauchen nicht anzunehmen, der Haß des Herrn von Caille gegen seinen Sohn sey bis zu diesem Aeußersten gegangen; obwohl seine Verweigerung aller Bitten dieses letzteren um eine persönliche Zusammenkunft, um das Glück des väterlichen Anblickes dafür sprechen. Die Urkunde, welche es beweisen müßte, ist von fremder Hand entworfen, trägt nicht seine Unterschrift. Die Gesetze verwerfen, in diesem Falle zur Freude der Menschheit! die Gültigkeit einer solchen Urkunde vor Gericht. Sie wird von den Zeugnissen der Schwester, der Tochter des Herrn von Caille unterstützt! rufen die Ankläger. Ja; von den Zeugnissen der Tante, der Schwester des Unglücklichen,

welche dessen Qualen mit ansahn, duldeten und seine Rettung einer fremden Magd überließen!"

Mit rasch und kräftig fortschreitender Beredsamkeit erzählte nun Herr Silvain die angeblichen Abentheuer des Soldaten, seit dessen Flucht aus der Schweiz, bis zu dem Vorfall im Hause des Chevaliers de la Fare zu Nizza. „Seine Gegner läugnen dies Ereigniß," fuhr er fort: „trägt es nicht jenes tiefe, eigenthümliche Gepräge, welches nur wirkliche Wahrheit, die stärkste menschliche Einbildungskraft nicht ertheilen kann? Waren wir nicht zum Theil Augenzeugen desselben? In eben dem Zustande der Erniedrigung, eben den Verhältnissen des Elends, worin er sich zu Nizza befand, fanden wir den Angeklagten; eben die Gefühle, wie dort, äußerte er, dieselbe Erklärung legte er ab."

„Seine Verwandten, im Besitz seines Vermögens, erfuhren kaum seine Erhaltung, seine Rückkehr zur katholischen Kirche, seine Ansprüche an seine Rechte: so klagen sie ihn als Betrüger auf

Leib und Leben an. Nicht unwichtige Documente bringen sie als Belege für ihre Angabe dar. Das Uebergewicht zweier rechtskundiger Männer, des reichen, einflußreichen Generaladvocaten eines Parlamentes, bekämpft, überwältigend zum Erbarmen, den unwissenden, wenig klugen, dürftigen Verstoßenen ihres Blutes."

„Durch viele Zeugnisse aus der Schweiz werden Krankheit und Tod des Sohnes des Herrn von Caille daselbst, in Jahren, welche der Flucht des Angeklagten folgen, bescheinigt. Aber diesen Zeugnissen mangelt innere Glaubwürdigkeit; sie rühren von Hugenotten her, Feinden des Angeklagten, welcher diesen Glauben abgeschworen, Freunden seines Vaters, seiner Ankläger, die ihm zugethan sind. Ihnen mangelt eine Form, wodurch sie Gültigkeit vor Gericht besäßen."

„Der Angeklagte ist häßlich. Seine Ankläger liefern vom Sohne des Herrn von Caille ein Gemälde, in der Schweiz, wie jene Zeugnisse verfertigt, ein Ideal körperlicher Vollkommenheit. Ver-

ſteht ſich, Zug vor Zug das Gegentheil vom Bilde des Soldaten. Wäre es ächt, es hätte einen Zug der Aehnlichkeit beſtehn laſſen; ſelbſt dieſen feineren Kunſtgriff hat ihr leidenſchaftsvoller Trug verſchmäht. Der Soldat ſchreibt ſchlecht. Sie legen Proben der zierlichen Handſchrift des jungen Caille vor. Jener iſt ungeſchickt in ritterlichen Uebungen, unwiſſend, talentlos. Sie bringen andre Zeugniſſe bei, wiederum aus der Schweiz, den Roman zum Bilde des Helden, welches ſie geliefert, worin der junge Caille als ein Reiter, ein Fechter, ein Gelehrter, ein Theolog, ein ſchöner Geiſt, ein Mathemätiker, ein Philoſoph geſchildert iſt; gleich angethan, ein gutes Buch zu ſchreiben und ſich über die abſchlägige Antwort des Verlegers zu tröſten. Und das im einundzwanzigſten Jahre, während der letzten Stadien der Schwindſucht! —“

Nun entwarf Herr Silvain ein Gemälde von den Verheerungen dieſer Krankheit, mit der Bildlichkeit des Malers, der Kenntniß des Arztes. Er bewies hiedurch die Unmöglichkeit der Wahrheit

der Angaben in den Zeugniſſen; dann kam er auf letztere an ſich.

„Der Form, welche ihnen gerichtliche Gültigkeit ertheile, ermangeln ſie, wie die vorigen," ſagte er. „Wie dieſe, rühren ſie her von Proteſtanten, Feinden des Angeklagten, Freunden ſeiner Ankläger. Bei vielen wird durch die Namen der Zeugen erſetzt, was ihnen hiedurch an Glaubwürdigkeit abgeht; berühmte Lehrer der proteſtantiſchen hohen Schule zu Genf haben ſie ausgeſtellt. Aber ſie entkräften einander ſelbſt. Der Herr von Caille giebt an, er habe ſeinen Sohn im Jahre 1681 oder 1682 auf jene hohe Schule gebracht: der Matrikel, den Zeugniſſen ſeiner Lehrer zufolge iſt dieſer ſchon 1680 dahin gekommen. Hier ſind Documente über einen Aufenthalt deſſelben zu Saumur und Paris; dort die Ausſage der Schweſter des Herrn von Caille, der Dame von Lignon: ihr Neffe ſey nimmermehr zu Paris geweſen. Ein Brief des Vaters von Caille aus Paris wird vorgelegt; zu gleicher Zeit eine Acte, welche derſelbe

an eben dem Tage, von welchem dieſer Brief datirt iſt, zu Manosque vollzogen hat. Beweis ſteht auf wider Beweis. Die Unſchuld ſollten ſie zu Grunde richten; ſie richten einander ſelbſt zu Grunde! — Der Art ſind die Zeugniſſe, welche das Parlament von Aix nicht beachtet hat; der Art ſind ſie, welchen gewiſſe Prinzen, Große, Staatsmänner ſogar, ein ſolches Gewicht beilegten, daß ſie nicht ruheten, bis, einzig aus dem Grunde ihrer Nichtbeachtung, das Urtheil jenes Parlamentes als ungerecht umgeſtoßen ward; oder vielmehr, der Art iſt die Willkühr der Mächtigen bei Zertretung des Geringen, der ihnen mißfällt!"

„Doch nein; ich irre! — Nicht nur jene Zeugniſſe beweiſen, daß der Soldat der Sohn des Vaters, welcher ihn verläugnet, nicht iſt. Er hat ſeinen Vornamen, ſein Alter falſch angegeben, abgeläugnet, daß er ſchreiben könnte, hundert Irrthümer vorgebracht; ſein Benehmen überhaupt während der erſten Zeit ſeines Prozeſſes war verdächtig. — Sollte man ihn deswegen verurthei-

len? — Die Gesetze verstatten dem Angeklagten eines Hauptverbrechens, Irrthümer, falsche Angaben, sobald er dadurch seiner Sache geschadet, zurück zu nehmen, zu berichtigen. Geschah dies, ist deren nachtheilige Wirkung für jene entkräftet. Alle seine Irrthümer und falschen Angaben aber hat der Soldat späterhin genügend aufgeklärt, berichtiget, zurückgenommen. Er gab seinen Taufnamen nicht falsch, er gab statt seines Taufnamens den Namen an, welchen er bei seinem Uebertritt zur katholischen Kirche empfangen; er bewies durch die That, daß er schreiben könne. Höchstens eine Präsumption wider ihn möchte aus seinen etwa noch übrigen Irrthümern entstehn. Auch diese schwindet; sie sämmtlich, die verdächtige Sonderbarkeit seines Benehmens, rühren aus einer Zeit her, da er den Rathschlägen Clerons und Carbonells folgte, zweier Emissarien Herrn Rollands, von diesem angestellt, den Unglücklichen zum Werkzeuge seines eigenen Untergangs zu machen. Auf ihren Rath brachte dieser vor, was er vorgebracht,

benahm er ſich, wie er ſich benommen. Seine Ausſage hierüber wird durch das Geſtändniß der beiden ſchändlichen Angeſtellten, durch einen Brief außer Zweifel geſetzt, aus Aix von Cleron an ihn geſchrieben, worin er ihm den Rath ertheilt, beim Verhöre zu Toulon auf ſämmtliche an ihn gerichtete Fragen zu ſchweigen. Hat je Klugheit die Einfalt empörender berückt? —"

„Dagegen treten Zeugen auf zu Hunderten, nahe Bekannte, vieljährige Diener des Herrn von Caille, Nachbarn ſeines Hauſes, Geſpielen, Gefährten ſeines Sohnes, Anverwandte des Hauſes Caſtellane. Ihre Ausſagen entſprechen dem, was der Angeklagte von dem Haſſe ſeines Vaters wider ihn ſagt; beſtätigen, daß ſich jener Haß zum Theil von der Geiſtesunfähigkeit, der Geiſtesträgheit des Sohnes herſchrieb; enthalten den Beweis der Unwiſſenheit des jungen Caille: er hat den Unterricht verſäumt, die Lehrbücher verbrannt. Eben jene Zeugen erkennen dieſen jungen Caille in der Perſon des Angeklagten wieder. Sie erkennen ihn an

der Aehnlichkeit mit deſſen Mutter. Er hat die Geſtalt ſeines Großvaters, des Herrn von St. Eſteve. Er hat am Hinterhaupte ein ſpitzig hervorragendes Bein, wie ſein Oheim des Muges, wie es bei den Männern vom Geſchlechte Caſtellane gewöhnlich iſt. Sein Körper trägt die Narben, welche der junge Caille gehabt. Er, ſeinerſeits, nennt die Zeugen bei Namen, erinnert ſie an Scenen, Vorfälle der Vergangenheit, unbedeutende, das Innere der Familien betreffende, ſo unwichtiger an ſich, ſo wichtiger für den Beweis, welchen wir daraus folgern; erinnert ſie mit einer Genauigkeit des Gedächtniſſes, alſo die Zeit, die Verhältniſſe zurückrufend, daß außer den Zeugen ſelbſt, dies Niemand vermogt hätte, denn der wahre Sohn des Herrn von Caille."

„Auf dieſe Thatſachen glaubte das Parlament von Aix füglicher ſeine Entſcheidung, ob der Angeklagte letzterer, wie er ſeit Jahren unveränderlich ſtandhaft behauptet, ſey, zu ſtützen; als auf eine Unterſuchung, ob der junge Caille ſchön oder ſchlecht geſchrieben?

und, wie ſich die Handſchrift des Soldaten zu deſſen angeblicher Handſchrift verhalte?“

„Doch die Ankläger, nicht begnügt, zu läugnen, daß derſelbe ihr ſo naher Blutsverwandter, beſtimmen zugleich, wer er iſt. Sie geben ihn aus für eben den Marineſoldaten Mege, unter deſſen Namen er ſich verborgen gehalten, auf der Flotte gedient hat. Auch hinſichtlich dieſer Angabe iſt ihr Beweis ſtark. Er müßte ihm erliegen, wäre die Wahrheit nicht gewaltiger noch, als ihre Klugheit. Copien der Galeerenliſten, welche die Angaben der Dienſtnehmungen des wahren Mege, ſo wie ſeiner eigenen Dienſtnehmungen unter deſſen Namen enthalten, werden von ihnen vorgelegt. Verfälſcht, in der Abſicht, beide Perſonen als eine und dieſelbe Perſon geltend zu machen. Gegen zweihundert Zeugen, zum Theil Namen der größten Achtbarkeit, erklären ihn für den wahren Mege. Wider ihn zeugen zweihundert; vierhundert zeugen für ſeine Sache. Schon eine ſo überwiegende Mehrzahl entſcheidet zu Gunſten der Ausſagen der

letzteren Zeugen. Sie sprechen in Erinnerung an Verhältnisse langer Dauer, inniger Traulichkeit, worin sie mit dem jungen Caille gestanden; die Zeugen Herrn Rollands haben den Marinesoldaten Mege nur obenhin, nur kurze Zeit gekannt; daß der Angeklagte mehrere Jahre für diesen gegolten, kann ihr Gedächtniß verwirrt haben. Nahe Verwandte des Mege entwerfen von ihm eine Schilderung, jenem so unähnlich, als das Gemälde, welches seine Ankläger für das Bild des jungen Caille ausgeben. Er kann nur der Eine oder der Andre seyn. Mege ist er nicht; dem widerspricht die Schilderung der Verwandten Mege von demselben. Der junge Caille hat nicht ausgesehen, wie das von ihm beigebrachte Bild; dem widerspricht die Aussage der Zeugen, welche den Angeklagten für den jungen Caille erkennen; wer ist denn dieser? Daß letztere ihn für eben jenen erkennen, begründet wenigstens einen Zweifel, ob er es nicht sey? Im Zweifel soll für den Angeklagten entschieden

werden. Der Soldat ist der Angeklagte: also mußte für ihn entschieden werden."

„Den Gesetzen gemäß ist dieser Spruch; ein andrer würde widergesetzlich gewesen seyn; denn die Zeugnisse, welche den Soldaten für Mege erklären, sowohl als die, zufolge denen er der Sohn des Herrn von Caille nicht ist, sind sämmtlich als ungültig oder falsch erwiesen. Zum Theil befinden sie sich in den Monitorienregistern des Priors von St. Anne. Die schriftliche Verfälschung dieser Register liegt vor Augen; es bedarf keines Beweises derselben, ihn giebt die Einsicht der Acten. Ferner haben mehrere Zeugen, deren Aussagen in eben diese Register aufgenommen sind, dieselben, so wie sie darin vorkamen, für falsch erklärt. Ein geistliches Gericht hält zwar die schriftlichen Verfälschungen dort für unschuldige orthographische Correcturen. — Orthographische Correcturen, von der Hand eines Generaladvocaten, in einem Register gerichtlicher Aussagen von Bauern, welche sein Interesse betreffen! — Wahrlich, das geistliche Ge-

richt entfernte, als es dieſen ſinnreichen Ausſpruch that, nicht genug die Vorſtellung der Schulmeiſter, mit denen es gewöhnlich zu thun hat! Eben dieſes Gericht verwirft die Zeugen, welche ihre Ausſagen, wie ſie der Prior von St. Anne aufgenommen hat, für falſch erklären. — Aus welchem Grunde? — Sie ſind dürftig, gering. Das heißt geurtheilt im Geiſte ächter Nachfolger Chriſti! — Sind auch jene Zeugen zu verwerfen, welche ausſagen, daß Herr Rolland, Ludwig Rey und Anton Audibert beſtochen, damit ſie läugnen ſollten, der Soldat ſey der Sohn des Herrn von Caille? Fremde, welche die Thatſache der Beſtechung mit allen Umſtänden aus dem Munde der falſchen Zeugen ſelbſt zufällig vernommen, wie die unſträfliche Magd eines achtbaren Bürgers von Manosque, oder ſie von dem argloſen Knaben des Rey gehört? Sah man nicht Herrn Rolland den Zeugen aus Joucas einen ſo umſtändlichen Bericht vom Ausſehn des Angeklagten unter dem Namen Mege geben, daß Allen deutlich ward, er unter-

richte sie über ihre Aussagen? Sind aber die Zeugnisse der Bewohner von Joucas in Bezug auf den Soldaten falsch; sie, die von Verwandten des wahren Mege, von Bewohnern seines Geburtsortes herrühren: welchen Glauben will man den gleichen Aussagen der Zeugen aus Marseille schenken, die so viel weniger Gelegenheit hatten, die Wahrheit über ihn zu erfahren? Und gebieten nicht die Gesetze, daß Aussagen, in einem Punkte als falsch erwiesen, als durchaus falsch angesehn werden sollen? Sollte das Parlament von Aix diesem Gebot zuwider urtheilen?"

„Den schlagendsten Beweis wider alle Angaben der Kläger liefert indeß der Angeklagte selbst. Den Galeerenlisten zufolge müßte der Herr von Caille, wenn er der wahre Mege wäre, funfzig Jahre alt seyn. — Er hat das Aussehn eines Mannes von einigen vierzig Jahren, dem Alter des wahren Caille. Mege war Floretseidenkrämpler. Dieses Gewerbe erzeugt in den Händen Schwielen. — Die Hände des Angeklagten sind weich,

zart, ohne eine Spur von Schwielen, ohne Narben davon. Mege war Seesoldat: der Sonne, den Stürmen ausgesetzt, müßte er das ausgewitterte Ansehn der Seeleute haben — Farbe, Haut, Züge des Angeklagten sind weiß, wohlerhalten, fein. Der Gang des Mege wird als eigenthümlich beschrieben: er schleuderte beim Gehen das linke Bein im halben Bogen. — Der Gang des Angeklagten hat nichts von dieser Eigenthümlichkeit. Mege aus Joucas müßte im Accent von Jouras reden. — Der Angeklagte spricht im Accent von Manosque. Sein Körper trägt dieselben Narben, welche der junge Caille an dem seinen gehabt. Er könnte sie künstlich hervorgebracht haben; doch ihre Beschaffenheit würde den Aerzten, welche jenen untersucht, ihr Alter entdeckt und so den Trug verrathen haben. Völlig unmöglich aber ist, daß er sich ein eben so spitzig hervortretendes Bein in die Hirnschale einsetzen können, wie das, welches sich an dem Schädel des jungen Caille findet.“

Heiterer, ruhiger wurde Herrn Silvains Beredsamkeit in dem Maaße, als er den überzeugenden Eindruck seiner Rede wachsen sah. „Den letzten Beweis endlich für die gerechte Sache des Angeklagten —" so schloß er diese nun: — „liefert seiner Ankläger Furcht; denn nicht möchte ich annehmen, daß ihre Grausamkeit sie dahin brächte, einen Blutsverwandten so rastlos nach dem Leben zu trachten, als sie es thun. Ihr Einfluß hat bewirkt, daß des Königs Conseil das Urtheil des Parlamentes umgestoßen, welches wider sie entschieden hatte. Jedoch mit der Milde, welche, vom Throne ausgehend, so mehr in dessen Nähe, so mehr getroffen wird, hat es ihnen zugleich versagt, den Anerkannten wiederum auf Leib und Leben anzuklagen. Sie aber sichert nur dessen Tod im Besitz seiner Habe, seiner Rechte. Sie nehmen das Weib des Mege zu Hülfe. Honorade Venelle, welche während der ganzen Dauer des Prozesses, Jahre hindurch geschwiegen, stellt sich plötzlich dar, erklärt, der Herr von Caille sey Peter

Mege, ihr Mann, klagt wider ihn wegen Bigamie; und abermals iſt ſein Leben bedroht.“

„Was ſie von Erheblichkeit zur Unterſtützung ihrer Klage vorbringt, ſind lediglich Beweiſe, daß der wahre Mege in der That ihr Mann geweſen; oder Beweiſe deſſen, was der Herr von Caille von Anfang an ſelbſt erklärt, daß er ſeiner Sicherheit wegen, unter dem Namen ihres Mannes mehrere Jahre in wenig ehrenvollen Verhältniſſen mit ihr gelebt. Das Parlament von Aix nahm ihre Klage nicht an, beſtimmte ihr die Strafe des falſchen Anklägers. Es hatte den Soldaten für den Sohn des Herrn von Caille erkannt; war er dieſer, konnte er ihr Gatte nicht ſeyn; ihre Klage war Trug. Man hört von ihr zu Aix nicht weiter; doch plötzlich erſcheint ſie zu Paris und der Neffe Herrn Rollands, der Sohn ſeines Conſorten beim Prozeſſe, führt ſie hier bei angeſehenen Rechtsleuten ein. Jugend und Unglück des Jünglings, Klagen der Frau gewinnen deren Mitleid ab, was ihr Urtheil Beiden verſagt haben würde. Braucht es

anderer Beweise des Truges der Venelle, daß sie ein Werkzeug der Verfolger des Soldaten ist, als ihr verspätetes Auftreten, als ihr Auftreten zu Paris unter deren Aegide? Meine Gründe werden dem Parlament von Paris den Spruch in dieser abgeschmackten, grausamen Sache erspart haben: in der Anerkennung des Angeklagten für den Herrn von Caille wird Urtheil und Strafe des Weibes enthalten seyn, welches unter dem Namen seiner Frau ihm nach dem Leben trachtet!"

Herr Silvain schwieg; Schweigen herrschte im Parlamentssaale. „Wußt' ich es doch," — sprach bei sich selbst la Chouette — „was zu erweisen ist, als erwiesen behandelt; Gegner der Sache mißhandelt als persönliche Gegner, ihre Meinung, wie eine feindliche, verdächtig zu machen; Freunde, durch Preis andern empfohlen, sich näher verbunden; Schlechtigkeiten in Schweigen gehüllt; richtige Sätze falsch angewendet; Thatsachen durch unstatthafte Folgerungen, durch doppelsinnige Benennungen eingeschwärzt; was von einem Einzelnen

gilt, als gültig von der Menge angenommen, zu welcher der Einzelne gehört; Beweiſe des Einen verkehrt in Beweiſe des Andern; Alles aus ſeinem Zuſammenhange geriſſen, in fremden Zuſammenhang, alle Leidenſchaften in Aufruhr gebracht: — an den Tag treten, dies hören, ſehen, daß es über Recht und Wahrheit ſiegt, iſt Eines! — Auf, Baptiſte! Kraft und Klarheit der Wahrheit mit Dir, mein Sohn!" Angſtvoll hefteten ſich ſeine Blicke auf den Jüngling. Ohnfern hinter ihm klammerte Gregoire ſich immer feſter an das Gitter des Enclos, wo er Stand genommen. Mehrmals, während der Rede Herrn Silvains war er nahe daran geweſen, herabzuſtürzen von ſeinem erhöhten Poſten. Immer weniger feſt fühlte er ſeine Beine unter ſich; außer aller Faſſung ſchaute er nieder: „Wüßte ich nicht von Gott, daß mein braver Herr kein Unrecht, geſchweige denn Schandthaten begehen kann — das Geſchwätz hätte mich überredet!" rief er aus. Flehend, zweifelnd, anſpornend ſah

er auf Baptiſte hernieder. Aller Verſammelten Augen waren auf dieſen gerichtet.

Mehrmals wechſelte heftig die Farbe in des Jünglings Geſicht unter dem Beginn der Rede ſeines Gegners, zeigte ſich die ungeſtümſte Gemüthsbewegung an ihm; dann zwang er plötzlich ſeinen Geiſt, jener beſonnen folgend, ſie aufzufaſſen, um ſie zu widerlegen. Tief einſchneidend rief jedes Wort in ſeiner Seele einen Gedanken, welcher es zu Grunde richtete, auf. Er beruhigte ſich beim Ueberblick dieſer Gedanken: es waren Thatſachen. Gegen das Ende der Rede des Advocaten wechſelte ſeine Farbe nicht mehr; die Bläſſe war aus ſeinem Angeſicht verſchwunden, mit belebtem Colorit und Zügen ſah man ihn, in ſich ſelbſt geſammelt, doch nur um hervorzubrechen, und ſeine Gedanken eilten im Blitz der Augen den Worten voraus. Beſcheiden und leiſe, in ſich feſt entſchloſſen trat er auf.

„Als der Soldat, von einem ehemaligen Diener des Herrn von Caille begleitet, vor dem Herrn von Vauvray erklärte, er ſey der Sohn jenes letz-

teren; aus widernatürlicher Gesinnung, aus Religionshaß, aus Habsucht von seinem Vater, seinen nächsten Verwandten mißhandelt, verstoßen; schien er ohnmächtig, verglichen mit seinen Gegnern, zumal mit Herrn Rolland, dem Generaladvocaten eines Parlamentes, welcher Adel, Reichthum, allgemeine Achtung besaß, durch Geschicklichkeit, Gerechtigkeitsliebe erworben. Der Glaube, welchen seine Lüge fand, die Freude der Menschen an der Unterstützung Bedrängter, der Schutz der Jesuiten, nachdem er durch sie in den Schooß der Kirche zurückgekehrt war, die Wohlthaten des Arztes Serry, des nahen Verwandten des Präsidenten und des größten Theiles der Räthe beim Parlament von Aix, deren Verwandter er selbst durch die Vermählung mit der Tochter seines Wohlthäters wurde, der Beistand der Geistlichen von Caille und Rougon, die in Streit mit dem Besitzer der Güter des Herrn von Caille lebten, der Beistand von Feinden, welche Herrn Rolland seine Gerechtigkeitsliebe gemacht, die Vertheidigung endlich durch einen Ad-

vocaten, welcher die seltensten Gaben des Geistes und des Fleißes schändet, durch Vertretung des schmähligsten Trugs — alle diese Stützen haben jenes anfängliche Verhältniß umgekehrt. Er ist reich, angesehn, mächtig; wir sind dürftig, entehrt. Das Wesentliche ist sich gleich geblieben, die Gerechtigkeit unsrer Sache, die Frechheit seines Truges. Dank der Gerechtigkeit der Mehrheit im Conseil des Königs — noch ein Mal besitzen wir die Möglichkeit, beide darzuthun!"

„Darin stimmt unser Gegner mit uns überein: der Herr von Caille, ein Protestant, hatte nur einen Sohn. Er selbst, seine Schwester, seine Tochter bezeugen, dieser Sohn ward im Jahre 1664 am 19ten December geboren. Ein Familienjournal, von der Hand des Großoheims, in dessen Hause die Aeltern des jungen Caille zur Zeit der Geburt desselben lebten, auf Befehl des Parlamentes untersucht, als ächt anerkannt, bestätigt jene Erklärung. Es erweist, daß den jungen Caille vier Ammen genährt, Garcine, Louise, Susanne, die

Eſteve; es giebt außer den Namen dieſer Frauen, die Zeit ihres Eintrittes in die Familie, ihres Aufenthaltes bei dieſer an."

„Den erſten Unterricht empfing der Sohn des Herrn von Caille auf der Schule zu Manosque. Drei Hauslehrer nach einander beſorgten ſeine häusliche Erziehung. In den Jahren 1681, 1682, 1683 ſtudirte er auf der proteſtantiſchen hohen Schule zu Genf Rhetorik, Poeſie, Theologie, Philoſophie. Er machte während dieſer Jahre eine Reiſe nach Saumur und Paris, lernte reiten, fechten. Der Ehecontract des Einen ſeiner Hauslehrer, von ihm als Zeuge unterſchrieben, Zeugniſſe der Lehrer und Profeſſoren zu Genf, deren Unterricht er genoſſen, ein Auszug aus der Matrikel der Univerſität Genf, in welche er ſeinen Namen eigenhändig eingetragen, Quittungen, über das für ihn daſelbſt gezahlte Koſtgeld, Briefe von ihm an den franzöſiſchen Reſidenten zu Genf, Briefe von ſeinem Vater, während ſeines Aufenthaltes zu Paris und Saumur geſchrieben, werden als Be-

lege zu den mündlichen Angaben der Seinen über die obigen Thatsachen beigebracht. Die sämmtlichen Papiere sind von Sachkundigen geprüft, für ächt erklärt."

„Herr Silvain entdeckt Widersprüche in den Daten dieser Zeugnisse, welche deren Falschheit beweisen sollen. Es sind keine andern, als eben die, welche in sämmtlichen Privatdocumenten jener Tage vorkommen, da man sich zuerst des neuen, daneben aus Gewohnheit noch des alten Kalenders bediente; Unterschiede, durch die verschiedene Zeitrechnung beider veranlaßt. Der Brief des Herrn von Caille aus Paris ist nach der einen, die Acte aus Manosque nach der andern datirt. Die Angabe der Dame von Lignon, daß ihr Neffe, so viel ihr bekannt, nimmermehr zu Paris gewesen, widerspricht der Thatsache seines Aufenthaltes daselbst; widerlegt sie nicht. Die Dame von Lignon lebte zur Zeit jener Reise des jungen Caille entfernt von der Familie seines Vaters, und ihre Angabe ist keine unbedingte. Soviel reicht hin, sie

in Einklang mit den Documenten zu ſetzen, durch welche jene Reiſe erwieſen wird, und deren Glaubwürdigkeit zu retten. An ſich iſt die Thatſache der Reiſe des jungen Caille nach Paris unwichtig in Hinſicht der Behauptung, von welcher die ſämmtlichen Zeugniſſe den Beweis liefern ſollen, daß nämlich der junge Caille eine Erziehung genoſſen, welche ſeiner Herkunft angemeſſen war, daß er ſchreiben konnte, daß er wiſſenſchaftliche Bildung beſaß, ſich als Edelmann benahm und ausdrückte."

„Herr Silvain greift die Regelmäßigkeit der gerichtlichen Form dieſer Zeugniſſe an. Sie ſind in der Ordnung, zufolge der geſetzlichen Vorſchriften des Landes, in welchem ſie ausgeſtellt worden. Nach den Verträgen Frankreichs mit dieſem Lande ſoll, was in dem einen oder andern Staat gerichtliche Gültigkeit beſitzt, gleich vor den Gerichten beider gelten."

„Herr Silvain greift dieſe Zeugniſſe an, weil ſie von Proteſtanten, Freunden der Ankläger, Feinden des Angeklagten herrühren. Zwiſchen keinem der

Männer, welche die obigen Zeugnisse verfaßt, und meinem Vater oder Herrn Rolland herrscht Freundschaft. Einige derselben mögen Bekannte des letzteren seyn; mein Vater kennt auch keinen von ihnen. Ist der Angeklagte der junge Caille; ihre Zeugnisse entwerfen von demselben eine vortheilhafte Schilderung: weswegen wären sie seine Feinde? Ist er der Marinesoldat Mege; sie haben diesen nimmermehr gekannt: wie sollten sie dessen Feinde seyn? — Als Protestanten sind sie unsre Freunde, dessen Gegner! — Also jeder Protestant wäre der Freund jedes Protestanten? — Der Zustand der protestantischen Länder spricht nicht für diese Behauptung. Also jeder Protestant wäre als solcher der Feind jedes Katholiken? — Diese unstatthafte Behauptung zugegeben; muß auch noch die unsinnige Behauptung zugegeben werden, daß jener Haß die biedersten Protestanten zu Bubenstücken, Ablegung falscher Eide, Ausstellung falscher Zeugnisse bewegt. — Und selbst dann ist Herrn Silvains Behauptung noch nicht gerechtfertiget. Mein Va-

ter iſt Katholik; er hat nie gewankt in ſeinem Glauben; Herr Rolland iſt Katholik, ſeine Gemahlin iſt eine eifrige Katholikin. — Sind alle Proteſtanten als ſolche, Feinde der Katholiken; müßten die Proteſtanten, von denen die in Frage ſtehenden Zeugniſſe herrühren, ſowol unſre Feinde, als die Feinde unſres Gegners, können ſie unſre Freunde nicht ſeyn. Dagegen ward der Brief des jungen Caille an den franzöſiſchen Reſidenten zu Genf, eines der wichtigſten unter jenen Actenſtücken, in Hinſicht der Entſcheidung einer Hauptfrage beim Prozeß, an einen Katholiken gerichtet, der nicht durch irgend ein perſönliches Verhältniß, noch der Religion wegen, in einer andern Beziehung zu uns als zu unſrer Gegenparthei ſteht."

Mit ſichtbarem Vergnügen hörte Herr Silvain dieſen Theil der Rede Baptiſte's, obwol er ſeine Argumente hart bedrängte. — Der Jüngling fuhr fort:

„Nach der Rückkehr des jungen Caille von der hohen Schule zu Genf, erfolgte die Auswanderung

der Familie in die Schweiz, im Herbste des Jahres 1685. Der Herr von Caille ließ sich nieder zu Lausanne. Sein Sohn lebte von dieser Zeit bis zur Zeit seines Todes ausschließlich in letzterer Stadt, oder, seiner Gesundheit wegen, in dem benachbarten Vevay. Man versuchte bald nach Ankunft desselben in der Schweiz, von Seiten seiner katholischen Freunde in Frankreich, ihn zur Rückkehr zur katholischen Kirche zu bewegen. Er wies diese Versuche mit Nachdruck und Standhaftigkeit zurück; wählte, nach dem Verluste seines Vermögens, zu seinem Brodstudium die Mathematik. Im Jahre 1693 verfiel er in Krankheit. Sein Vater hat jegliche Sorgfalt für seine Wiederherstellung, drei Jahre hindurch getragen; hat Lebensgefahr und Tod seines Sohnes mit väterlichem Herzen gefühlt. Der junge Caille starb am 15ten Februar des Jahres 1695 zu Vevay an der Schwindsucht."

„Was die Thatsache der Auswanderung der Familie in die Schweiz im Jahre 1685 betrifft:

ſie wird von unſern Gegnern nicht geläugnet. Die Magiſtrate von Genf und Vevay, viele angeſehene Bürger beider Städte, beſchreiben das Aeußere des jungen Caille in Uebereinſtimmung mit deſſen von uns beigebrachtem Gemälde; beſcheinigen deſſen unausgeſetzten Aufenthalt in der einen oder der andern Stadt, ſeine Krankheit, ſeinen Tod zu Vevay. Zeugniſſe der Profeſſoren aus Lauſanne, deren Unterricht er genoſſen, beſcheinigen ſeine Studien. Durch Zeugniſſe der Aerzte, welche bei ſeiner Krankheit zu Rathe gezogen wurden, Rechnungen über von ihm gebrauchte Arzeneien, durch Briefe ſeines Vaters, zu verſchiedenen Zeiten während ſeiner Krankheit an verſchiedene Freunde, Verwandte geſchrieben, wird jene, die Art derſelben, die väterliche Sorgfalt und Empfindung des Herrn von Caille dabei, erwieſen. Der junge Caille ſtirbt zu Vevay. Der Magiſtrat, gegen dreißig achtbare Einwohner dieſer Stadt, bei den letzten Fortſchritten ſeiner Krankheit, ſeinem Ende, ſeinem Begräbniß, theils anhaltend zugegen, theils ſogar beſchäftiget,

bezeugen seinen Tod, Briefe seines Vaters liegen vor, wodurch er denselben Anverwandten meldet; eine Schenkungsurkunde über eine fromme Stiftung, von der Dame Rolland, die ihren Neffen vorzüglich geliebt, bei Gelegenheit seines Todes geweiht. — Alle Handschriften dieser Beweisurkunden sind geprüft und für ächt erklärt, wie die bisher erwähnten. Nichts in diesen Thatsachen ist dunkel. Der junge Caille ist nicht plötzlich gestorben, nicht im Sturme untergegangen auf einem Schiff, in keiner Schlacht gefallen, in keiner eroberten Stadt verschwunden, oder auf Reisen in unbekannte Länder verschollen, daß sein Tod zweifelhaft seyn könnte. Die Bewohner zweier Städte, Zeugen seines allmähligen Dahinsiechens, seines Todes, seiner Bestattung, beschwören die Wahrheit desselben. Hier ist das Gepräge der Wirklichkeit! Nicht eigenthümlich, in Einfachheit wunderbar, wie die romanhafte Wirklichkeit es trägt, menschliche Erfindungskraft es nicht erreichen kann: schlicht, alltäglich, wie es alle Stunden, überall vorkommt,

wie gar keine Einbildungskraft etwas damit zu schaffen hat! Was gegen die Regelmäßigkeit der Form der obigen Zeugnisse beigebracht wird, hat seine Widerlegung gefunden. Herr Silvain greift ihre innere Glaubwürdigkeit an, wegen der Unvereinbarkeit des Studiums der Mathematik mit der Schwindsucht. Diese Frage gehört zur Entscheidung vor den Physiologen. Durch jeden Beweis, wodurch Thatsachen vor Gericht erhärtet werden können, sind die obigen Thatsachen erhärtet. — Doch, alle diese Beweise sind nicht gültig; denn die Zeugen sind Protestanten! — Der junge Caille, Sohn eines Protestanten, selbst Protestant, lebte, erkrankte, starb in einem protestantischen Lande, mit Protestanten, zwischen Protestanten. Sollen Zeugnisse derselben bei Thatsachen solcher Art verworfen werden, muß aller gesellschaftliche Verkehr zwischen protestantischen und katholischen Staaten aufhören; er besitzt keine Sicherheit mehr."

„Das Parlament von Aix hat diese Zeugnisse verworfen. Aus welchen Gründen es geschehen

seyn mag, bleibe dahingestellt. Doch, aus welchem Grunde überging sein Spruch das vielmalige, dringende Flehen Herrn Rollands um Untersuchung der Thatsachen, welche sie betreffen, an Ort und Stelle, durch Katholiken, unpartheiische Bevollmächtigte? — Wie wagt ein Advocat auf dieser Stelle, Räthe des königlichen Conseils launenhafter Willkühr zu zeihen, weil sie der Unrechtmäßigkeit dieser Uebergehungen wegen, jenen Spruch aufgehoben, den Fall, den er betraf, einer gerechteren Untersuchung unterworfen haben? — Der königliche Wille wird dadurch in Widerspruch zu sich selbst gesetzt. — So widerspricht der höhere, erleuchtete Wille dem leidenschaftlichen, blinden!"

„Bis hieher unsre Behauptungen und Beweise. Nun jene der Gegenpartei. Drei Jahre nach dem Tode des jungen Caille tritt ein Soldat der Marine auf, erklärt, er sey dieser Edelmann. Grausame Mißhandlungen seines Vaters, giebt er vor, durch widernatürliche Gesinnung, Religionseifer dieses letzteren veranlaßt, hätten ihn im

December des Jahres 1690 zur Flucht von Genf aus dem väterlichen Hause bewogen, in der Absicht, nach Frankreich zurückzukehren und daselbst den protestantischen Glauben, der ihm verhaßt sey, den er nur gezwungen bekenne, abzuschwören. Unmittelbar nach seiner Flucht, will er zufällig in's savoyische Heer gerathen, unter savoyischen Truppen gefangen genommen, von Catinat mit einem Passe nach Frankreich entsendet worden seyn. Aus Furcht, hier als Protestant erkannt und hingerichtet zu werden, nahm er unter falschem Namen Dienste bei der Miliz zu Nizza. Dieselbe Furcht trieb ihn etwa dreiviertel Jahr später nach Manosque; von hier nach Marseille; bewog ihn, in dieser Stadt den Namen eines Marinesoldaten anzunehmen, der seine Frau seit einigen Jahren verlassen, von welchem seitdem nichts vernommen worden. Mit dieser, als ihr Ehemann, unter dessen Namen, Mege, lebte er von nun an bei dessen Mutter und Schwestern; trieb vielerlei Gewerbe; nahm mehrmals Dienste

auf der Flotte; zuletzt auf der Flotte zu Toulon, wo er die obige Erklärung ablegte."

„Er gab dabei Vornamen, Namen, Alter des jungen Caille, den Wohnort seines Vaters falsch an. Seine Sprache war pöbelhaft; er konnte nicht schreiben; er wußte kein Wort von der Sprache der Schweizer, in deren Lande jener so lange gelebt. Er wußte nicht die Namen seiner Mutter, seiner Schwester, der Hausgenossen, Freunde der Familie, nichts von deren Persönlichkeit. Er kannte nicht die innere Localität des Hauses, welches diese zu Manosque bewohnt; das Aeußere gab er richtig an. Er kannte nicht eine Localität der Schweiz."

„Herr Silvain entschuldigt: an der Stelle seines Taufnamens habe er den Namen angegeben, welchen er bei seinem Uebertritt zur katholischen Kirche erhalten. Als jene Angabe erfolgte, war dieser Uebertritt noch nicht erfolgt; er bewies bei demselben durch die That, daß er nicht schreiben könne. Er gab bei jener auch

den Zunamen des jungen Caille falsch an, welcher nie die Namen Entravergues und Rougon zusammen geführt. Herr Silvain entschuldigt ferner: der Soldat habe seine Irrthümer späterhin berichtiget; er verleumdet, um zu entschuldigen: Cleron und Carbonell, von Herrn Rolland bestochen, hätten seinen Clienten zu falschen, ihm schädlichen Angaben verführt. Dieser hat falsche Angaben späterhin berichtiget, wie er das Wahre der Dinge erfuhr. Er schrieb, als man ihn schreiben gelehrt. Das Zeugniß der Frau beweist es, welche ihn zu Aix im Kerker sich im Schreiben übend traf, der zu antworten er auswich, bis ihm die Antwort zugeflüstert worden. Als er mit der obigen Erklärung an den Tag trat, wußte Herr Rolland noch nichts von ihm; kannte er selbst noch nicht Carbonell oder Cleron. Beim letzten Verhöre zu Aix, eben demselben, welchem unmittelbar der Spruch des Parlamentes der Provence folgte, der ihn für den Sohn des Herrn von Caille erklärt, wußte er nicht die Namen der

zwei Kirchen zu Lauſanne richtig zu nennen; gab er als Namen der proteſtantiſchen Geiſtlichen zu Genf Namen an, welche nie ein proteſtantiſcher Geiſtlicher dort geführt; ohnerachtet er bei einem derſelben gewohnt zu haben vorgab. Cleron und Carbonell, zu Toulon anſäſſig, hatten ſich damals ſeit Jahren von ihm getrennt.“

„Beim erſten Anblick erkannte ſein ehemaliger Chef auf der Galeere, la Fidelle, der Schiffsſchreiber, ihn für eben den Marineſoldaten Mege, deſſen Namen zu führen er vorgiebt. Die Perſon dieſes Soldaten iſt auf allen Liſten der Galeeren, wo Dienſtnehmungen deſſelben verzeichnet ſind, 1676, 1683, 1687, 1691, 1695, 1697 immer gleich, ganz ſo beſchrieben, wie der angebliche Caille ſich darſtellt. Und jene Liſten wurden nie verfälſcht. Das Protocoll der Ausſagen über die Umſtände, unter welchen Herr Rolland davon Einſicht nahm, beweiſt dies. Es wird auch durch die Zuſätze und Veränderungen von ſeiner Hand auf den Liſten erwieſen. Nichts findet ſich zugefügt, als ein Wort,

anzumerken, daß der ſpäter Beſchriebene auch der früher Beſchriebene ſey; als eine Berichtigung des Alters deſſelben, welches er während ſieben Jahren drei Mal gleich angegeben, in Gemäßheit ſeiner erſten Angabe auf der Liſte vom Jahre 1676, womit der Taufſchein des Mege übereinkommt."

„Der Angeklagte bekennt ſich zu einer Vollmacht, im Jahre 1691 von ihm, als Ehemann der Venelle, unter dem Namen Mege, der Schweſter derſelben ausgeſtellt, ſie zu Erhebung der Zinſen von einem kleinen Capital, das letzterer gehörte, zu ermächtigen. Dieſes Zugeſtändniß widerlegt, was er von ſeiner Ankunft zu Marſeille, ſeiner Bekanntſchaft mit der Venelle, ſeiner Annahme des Namens ihres Mannes vorgiebt, die er ſämmtlich in das Jahr 1694 ſetzt. Schon 1691 lebte er mit dem Weibe, führte den Namen, übte die Rechte ihres Mannes. Es widerlegt zugleich den Roman von ſeinen früheren Abentheuern. Im December des Jahres 1690 will er aus dem väterlichen

Hauſe zu Genf entflohen ſeyn. Befand er ſich ſchon 1691 als Ehemann der Venelle zu Marſeille, wann diente er im ſavoyiſchen Heer? Wann empfing er den Paß von Catinat? Wann kam er nach Nizza, nahm er Dienſte, ereignete hier ſich der Vorfall mit der Schüſſel? Wann kam er nach Manosque? Er weiß kein Datum von einem dieſer Ereigniſſe anzugeben; kein einziges Zeugniß, ſie zu erweiſen, bringt er bei; nur im Allgemeinen ſagt er, daß er 1694 nach Marſeille kam. Daten ſind die Kettenglieder der Thatſachen; Alles iſt wahr und Nichts iſt wahr ohne ſie; wo ſie fehlen, fehlt mit Recht das Vertrauen! Vielleicht ertheilt der Angeklagte dieſem andre Stützen. — Nein! Er hat den Namen vergeſſen, unter welchem er zu Nizza Dienſte nahm. Er war in Frankreich, ohne einem ſeiner hohen Anverwandten daſelbſt ſeine Ankunft zu melden, ohne einen Schritt zur Rückkehr in den Schooß der Kirche zu thun, in welchen aufgenommen zu werden, er aus der Schweiz entfloh; ſtatt deſſen trieb er ſich neun

Jahre in den pöbelhafteſten Verhältniſſen unter Ausübung von Gewerben umher, von denen er nicht ſagt, wie er ſie erlernt, die er als Sohn des Herrn von Caille nicht wiſſen konnte. Er ſchwieg aus Furcht, als Proteſtant hingerichtet zu werden! — Sein Uebertritt zur Kirche enthob ihn augenblicklich dieſer Gefahr. Er beſaß nicht den Verſtand, es einzuſehn — entſchuldigt ihn wieder ſein Vertheidiger. Religionseifer iſt keine Angelegenheit des Verſtandes — was aber iſt von ſeinem Religionseifer zu halten, wenn er ſich neun Jahre in Laſtern wälzt, die jeden Glauben ſchänden, ohne einen Verſuch der Rückkehr zum wahren Glauben? Zu den Dienſtnehmungen des Mege vom Jahre 1695 und vom Jahre 1697 bekennt ſich der Soldat: alle übrigen ſchreibt er dem wahren Mege zu: auch die vom Jahre 1691, die vom Jahre 1694, wo er ſelbſt nach Marſeille gekommen ſeyn, die Bekanntſchaft Honoradens gemacht, deſſen Namen ſich beigelegt haben will. Seine Angaben hierüber werden dadurch zum zwei-

ten Male als falsch erwiesen; es wird dadurch widerlegt, was er von der Entfernung des wahren Mege, dessen Verschollenseyn vorgiebt. Hatte derselbe ihm freiwillig Weib und Rechte abgetreten? Waren seine Mutter, seine Schwester einverstanden mit dem Tausch? Merkten die Nachbarn nichts davon? Wo ist der wahre Mege seitdem hingeschwunden? Auf alle diese Fragen hat der Angeklagte wieder keine Antworten."

Wie ein Schiff, hinausgewagt in's Meer, auf den ersten Wellen mit schlafferen Segeln schwankt; je weiter im Laufe, so vester darin, so rascher, mit höher schwellenden Segeln vordringt, bis es zuletzt wie mit Flügeln zum Ziele schießt: so war es mit der Rede Baptiste's. Seine Haltung wurde zuversichtlicher, kühner, je länger er sprach: er war es selbst und eine höhere Kraft war mit ihm. Bewegt, voll Genugthuung betrachtete ihn la Chouette. Triumphirend halb, halb noch ungewiß, regte sich auf seinem erhöhten Standpunkt

Gregoire; die Richter hatten den Jüngling antheilsvoll in's Auge gefaßt; aus der Menge scholl dann und wann dumpf ein Laut des Beifalls; dieses Alles nicht achtend, sprach er fort.

„Jene Widersprüche überging das Parlament von Aix. Wo es ein Hauptverbrechen galt, wollte es nicht auf Muthmaßungen hin entscheiden; und vierhundert Zeugen traten auf, welche theils den Angeklagten für den Sohn des Herrn von Caille erkannt, theils bezeugt haben sollen, er sey nicht der Marinesoldat Mege. Dieser Zeugenbeweis liegt dem Urtheil des Parlamentes der Provence zum Grunde; auf ihn stützt sich die Wahrscheinlichkeit der Vertheidigung Herrn Silvains. Er ist der Hauptpunkt unter den Thatsachen, die für den Angeklagten sprechen. — Beleuchten wir ihn mit der Fackel der Wahrheit, daß seine Beschaffenheit deutlich werde. Dreihundert vier und neunzig Zeugen hat der Soldat aufgestellt; sie sind aus Manosque, Caille, Rougon, Toulon, Aix und Marseille. Diese Gesammtzahl schon ist Blend-

werk; ein einzelner Zeuge zählt in derſelben mehrfach, wie er an mehreren Orten Zeugniß geleiſtet hat. Hundert und zehn dieſer Zeugen ſchwören, der Soldat ſey der Sohn des Herrn von Caille, oder er werde von ihnen für dieſen gehalten. Hundert und funfzig beſtimmen gar nichts über ſeine Perſon. Fünf halten ihn nicht für Mege. Viere haben einen Mege gekannt, und ſagen aus, daß er dieſer nicht iſt. Zwei erklären ihn für einen Betrüger. Unter den hundert und zehen Zeugen, welche den Angeklagten für den Sohn des Herrn von Caille erkennen oder halten, ſind fünf Weiber aus Manosque, angeblich deſſen Ammen. Ihre Ausſagen werden durch das Journal Herrn Bourdins, welches die wahren Ammen des jungen Caille, deren Dienſtzeit angiebt, widerlegt. Der Taufſchein der Esprite Martine, welchen Herr Rolland vorlegt, beweiſt, daß ſie den jungen Caille in ihrem ſiebenten Jahre geſäugt haben müßte, wäre ſie in der That deſſen Amme geweſen. Die Zeugniſſe von ſechzehn andern Zeugen werden eben-

falls durch authentiſche Actenſtücke, welche Herr Rolland beigebracht, als falſch dargethan. Der Arzt Gandivez weiß von keiner Stirnwunde des jungen Caille, hat nie eine ſolche an ihm geheilt. Kein Tauſch von Reis gegen Getreide fand jemals zwiſchen der Schweiz und Frankreich Statt; keine Rekruten ſind von Grenoble nach Hüningen geſandt. Der junge Caille, welcher ein und zwanzig Jahre alt war, als die Familie im Herbſte 1685 Manosque verließ, kann bei dieſer Reiſe nicht, wie ein Knäbchen, auf einem Wagen mit Geräth unter der Aufſicht Reys geſeſſen haben. Die Wirthin zu Siſteron ſchwört, daß ſie nimmermehr von einem Streit zwiſchen Herrn Rolland und ſeiner Gemahlin erzählt habe, was eine Zeugin darüber von ihr vernommen zu haben vorgiebt. Zwanzig Zeugen erkennen den Soldaten für den Sohn des Herrn von Caille an deſſen Aehnlichkeit mit der Dame Rolland. Erwieſen iſt, daß nicht die entfernteſte Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dieſer Dame Statt findet: mit dem Grunde

der Angabe fällt dieſe ſelber weg. Zwanzig andre Zeugen leben von Almoſen der Brüderſchaften oder des Hospitals zu Manosque: das Geſetz erklärt ſie unfähig, Zeugenſchaft vor Gericht zu übernehmen. Die fünf Zeugen, welche den Soldaten nicht für Mege halten, haben dieſen ſeit achtzehn Jahren nicht geſehn. Die vier, welche ihn nicht für den Mege, welchen ſie kennen, erklären, beziehen ſich auf ſeinen Bruder Johann Mege. Nur die zwei Zeugen, welche ihn für einen Betrüger erklären, kennen Beide, den jungen Caille und Mege. So ſchwinden jene hunderte von Zeugen zu ſieben und vierzig zuſammen. Dieſe ſämmtlich haben den jungen Caille vor dem Jahre 1685 gekannt. Sie ſprechen aus Erinnerung eines lange Vergangenen, von Mitleid, Liebe des Sonderbaren, Sucht eigener Wichtigkeit erregt. Sie gehören zu Ständen, bei welchen die Bildung des Geiſtes nicht zu finden iſt, wodurch die edelſten der menſchlichen Naturgaben, Liebe der Wahrheit, Fähigkeit der Wahrheit, Kraft gewinnen. Sie

ſind durch öffentliche Gebete, Prozeſſionen für den Soldaten, wider uns entzündet. Nicht ein einziger iſt unter ihnen, der nicht vor Ablegung des Zeugniſſes mit dem Angeklagten zuſammengebracht wäre. Auf welche Art deſſen Gönner Zeugen für ihn abrichteten, Zeugniſſe zu ſeinem Nachtheil entfernten, darüber belehrt die Ausſage der Anne Herbe, welche zu Manosque an Ablegung des Zeugniſſes für Herrn Rolland verhindert wurde. Auch hat der angebliche Caille nie einem der von ihm vorgeſchlagenen Zeugen falſch, nie einem der von uns berufenen richtig geantwortet."

„Ihrer ſind hundert zwei und achtzig; zu dieſen kommen die Zeugen aus der Schweiz, diejenigen, welche bei den Verhören zu Toulon wider ihn gezeugt; ſie ſind aus der Schweiz, aus Joucas, Apt, Manosque, Marſeille, Aix, Toulon. Acht und dreißig erklären, der Soldat ſey nicht der Sohn des Herrn von Caille; ſie beſchreiben letzteren völlig, wie das von uns vorgelegte Gemälde deſſelben ihn zeigt. Hundert neun und dreißig erklä-

ren ihn für Mege. Von welcher Seite iſt die Ueberlegenheit der Zahl der Zeugniſſe, worauf Herr Silvain ſo großes Gewicht legt? — Die Ueberlegenheit des Charakters der von uns aufgeſtellten Zeugen hat unſer Gegner eingeräumt. An ihrer Spitze ſtehen einerſeits der Vater des jungen Caille, ſeine Schweſter, ſeine nächſten Anverwandten, alle Freunde ſeiner Familie; andrerſeits der Chef des Mege, ſein ehemaliger Dienſtherr, ſein Geſchäftsmann, Zeuge bei einem früheren Uebertritt deſſelben vom proteſtantiſchen zum katholiſchen Glauben; denn er machte ein verruchtes Gewerbe aus angeblichem Wechſel ſeiner Religion. In ſeiner Sterbeſtunde hat der Herr von Caille geſchworen, der Soldat ſey nicht ſein Sohn; der Schwur waren ſeine letzten Worte. Herr Silvain verwirft dies Zeugniß, weil der Acte darüber ſeine Unterſchrift fehlt. Der Tod erſtarrte die Hand, welche im Begriff war, ſie darunter zu ſetzen: er prägte ihr das Siegel ſeiner Wahrhaftigkeit auf. Sollte dieſer Grund, in jedem menſch-

lichen Gefühl wird er Ehrfurcht erwecken! ſollte dieſer Grund unſern Gegnern nicht genügen: ſo ſey, der Form genug zu thun, erklärt, daß nach den geſetzlichen Vorſchriften der Schweiz, eine Acte, wie die obige, keiner Unterſchrift bedarf, um vor Gericht Gültigkeit zu beſitzen."

„Doch mit einem Zuge hat der Vertheidiger unſres Gegners jene Ueberlegenheit unſres Zeugenbeweiſes zunichte gemacht: Herr Rolland hat die Monitorienregiſter der Priors von St. Anne verfälſcht; was in einem Punkte als falſch erwieſen iſt, ſoll als durchaus falſch betrachtet werden; und ſomit ſind die Ausſagen unſrer ſämmtlichen Zeugen als falſch anzuſehn. Es hat mit dieſer Verfälſchung eine gleiche Bewandniß, als mit jener der Galeerenliſten. Das geiſtliche Gericht hat das Wahre darüber erklärt, ſo lächerlich Herr Silvain deſſen Erklärung macht: die angeblichen Verfälſchungen ſind unſchuldige Correcturen. Was kann der Sache des Generaladvocaten frommen, wenn er in jenen Regiſtern ſtatt coup, col ſetzt,

deutlicher zu machen, daß der Zeuge vom Halſe ſpricht, oder wenn er ſtatt il, elle ſchreibt, wo von der Ausſage einer Frau die Rede iſt? — Auch die Zeit hat er verändert! Ja; und ſeine Veränderung rückt das Alter des Angeklagten dem Alter des jungen Caille näher; ſie wäre jenem vortheilhaft, nicht uns, die wir beweiſen, daß er letzterer nicht iſt. In allen Acten des Parlaments zu Grenoble kommen ſeit Jahren, lange vor Beginn dieſes Prozeſſes, ähnliche Correcturen, von derſelben Hand vor."

„Und trotz dieſem Allen, hätte das Parlament richtig entſchieden; denn einem Zeugen, welcher bejahet, gebührt der Vorzug vor tauſend verneinenden Zeugen. — Im gegenwärtigen Falle bejahen beide Theile, beide verneinen. Wir bejahen, daß der Angeklagte der Marineſoldat Mege, verneinen, daß er der Sohn des Herrn von Caille ſey. Er bejahet, daß er dieſer, verneinet, daß er jener ſey."

„Will endlich das Parlament von Aix den

Grundſatz geltend machen, daß beim Zweifel für den Stand entſchieden werden müſſe; will es, trotz allem Beigebrachten, zweifeln, ſo fragen wir: für wen mußte entſchieden werden? für den Angeklagten, welcher nie einen andern Namen, als den des Marineſoldaten Mege geführt, bis er ſich für den Sohn des Herrn von Caille erklärte, welcher unter jenem Namen gerichtliche Acte vollzog; in Verhältniſſen lebte, Gewerbe trieb, der Herkunft des Mege entſprechend; deſſen Sitten, Kenntniſſe, Sprache mit einer Geburt, wie die des Mege, übereinkommen; der nie den Namen, nie einen Titel des Vermögens beſaß, welche er als die ſeinen in Anſpruch nimmt? oder für die Kläger, unbeſtritten die nächſten Verwandten des jungen Caille, ſeit Jahren im geſetzlichen Beſitz ſeines Erbes? Sein Stand iſt, der Marineſoldat Mege zu ſeyn; ſie befinden ſich im Stande der Erben des jungen Caille."

„Ein neuer Umſtand ereignet ſich, welcher außer Zweifel ſetzt, daß der Angeklagte der Marineſoldat

Mege iſt; er giebt ſeinem Vertheidiger Anlaß zu neuen Verläumdungen. Honorade Venelle, das Weib des Mege, tritt auf, erklärt, jener ſey ihr Mann, klagt ihn der Bigamie an. Sein Vertheidiger weiß ihn nicht anders zu retten, als indem er die Frau zu einer Emiſſairin Herrn Rollands macht. Als Beweis für dieſe Annahme führt er deren Schweigen während der ganzen Dauer des Prozeſſes, den Umſtand an, daß ſie hier zu Paris unter meinem Schutze aufgetreten iſt. Sie ſchwieg während der Dauer des Prozeſſes — durch Schweigen entging ſie der Wahl, Theil zu nehmen an dem Truge ihres Mannes, oder, ihn für dieſen erklärend, Urſach ſeines Todes zu ſeyn. Als er durch eine zweite Ehe ſie zur Buhlerin ſtempelt, ſchweigt ſie nicht mehr, ihre Ehre zu retten. Herz und Vernunft bekennen ſich zu einem ſolchen Benehmen; doch es ſprechen auch andere Zeugen für ſie. Der Geiſtliche, welcher ſie dem Mege angetraut, der Notar, welcher den Ehecontract zwiſchen ihnen errichtet, ihre Nachbarn, Verwandte,

der Rechtsmann, welcher die kleinen Geschäfte des Ehepaars besorgt, erkennen sie für die Ehefrau des Mege, den Angeklagten für diesen; bezeugen, daß sie mit ihm, als mit ihrem Ehemanne, die Zeiten seiner Abwesenheiten auf der Flotte ausgenommen, seit dem Jahre 1687 zu Marseille gewohnt hat. Sie besitzt seine sämmtlichen Papiere, Taufschein, Ehecontract, Abschiede, Schuldscheine; nie fand ein Zweifel Statt an der Gesetzlichkeit ihrer Ehe. Er dagegen kann nicht einen Beweis aufbringen, daß sie nicht seine rechtmäßige Ehefrau sey, als den, daß sie sich nicht dafür erklärt, zu einer Zeit, da diese Erklärung ihm das Leben gekostet haben würde; als den, daß sie vor diesem Gerichtshofe unter meinem, dem Schutze des Anwaldes seiner Ankläger, auftrat. Nicht diese haben sie an mich gewiesen; indem ich ihr hier behülflich war, zu ihrem Rechte zu gelangen, handelte ich in Gehorsam gegen den Auftrag des unglücklichsten Opfers dieses Truges. Die Gemahlin des angeblichen Caille, jetzt so schmachvoll elend, als sie einst

zu jedem Glücke berechtigt war, hat das Weib an mich gesandt, welches sie für das wahre Weib ihres Mannes erkennt."

Bleich, mit zitternden Lippen, doch gefaßt und kräftig, sprach Baptiste diesen Schluß seiner Rede. Ein Getöse der Ueberzeugung, des Beifalls, folgte derselben. „Aus dem letzten Busch geklopft!" rief oben Gregoire, außer sich vor Freude, über sie, über deren Eindruck. „Er hat den Haß des Herrn von Caille wider seinen Sohn mit keinem Worte berührt; er ist über die Zeugenbestechungen Herrn Rollands mit Stillschweigen dahingegangen; er hat meine, vom Aeußern des Angeklagten entnommenen Beweise nicht widerlegt," sprach Herr Silvain laut zu den ihm zunächst Befindlichen. Der Soldat wurde abgeführt. „Eilen Sie, eilen Sie, die Gerechtigkeit ist Ihnen auf den Fersen!" rief überlaut hinter ihm her Gregoire. Erschrocken, blickte der Angeklagte zurück, seine Schritte beeilend, und schleuderte im Gehen das linke Bein im halben Kreise, ganz so wie sein Vertheidiger des

Ganges des Mege Erwähnung gethan. „Die Widerlegung!“ wurde dem Advocaten von Einem Derjenigen, zu denen er sprach, zugerufen, indem derselbe auf die Schritte des abgehenden Gefangenen zeigte. Lachen und Getöse bewiesen, daß allgemein wahrgenommen worden, was jener gesehn. Herr Silvain verlor seine Haltung nicht. Die jüngeren Advocaten drängten sich um Baptiste, ihm Glück wünschend, seine Hände schüttelnd. Er stand mit gesenkten Augen, erschöpft, von Bewegung überwältiget. Nun er der Schuldigkeit gegen die Seinen genug gethan, überfiel ihn die Vorstellung des Schicksals Magdalenens, die Besorgniß um sie. „Was hat er denn? sagte auf ihn herniederblickend, ängstlich der alte Diener: „nun er uns gerettet hat, wird er es doch nicht selbst mit dem Leben bezahlen, wie seine Schwester —“ Der Saal wurde geleert, er arbeitete sich durch's Gedränge zu Baptiste, doch erreichte er ihn nicht; lange zuvor befand sich derselbe auf dem Wege zur Wohnung la Chouette's, der ein-

geladen, bei der Berathung des Parlamentes zugegen zu bleiben, das Enclos nicht verließ.

„Der Prozeß der Deinen ist gewonnen, Dein Ruf ist gemacht! Ich danke Dir einen Tag, der mich vergessen läßt, was mich je am Tage verwundete!“ So rief der berühmte Rechtsgelehrte dem Jünglinge tiefbewegt, nach einigen Stunden, bei der Rückkehr aus dem Parlamentspalaste zu. Baptiste fühlte ganz die Freude dieser Nachricht; er warf sich in des edlen Freundes Arme, stumm, mit klopfendem Herzen. Aber sogleich auch bemächtigte sich sein eine ungestüme Wehmuth mit dem Gedanken, wie beim Entschluß zu dem Schritte, welcher jetzt so glücklich vollendet war, er gehofft, auch Magdalenen dadurch zu retten. Thränen stürzten aus seinen Augen; er verbarg sein Gesicht an der Brust, die er umfaßt. „Was hast Du?“ fragte ihn la Chouette. Er sagte ihm seinen Dank, sein Entzücken, seinen Schmerz. „Sie büßt ihr Schicksal —“ sprach jener ernst: „Die ist nicht rein zu beklagen, welche sich dem Elenden

vermählen konnte, den wir sahen; doch, was zu thun ist, muß geschehn, sie zu retten."

Honorade erschien bald in Begleitung Gregoire's, und gab Nachricht von der Flucht der Frau von Caille, deren Aufenthalte bei ihr, soviel man ihr gemeldet. Sie war zitternd, bewegt. Der Soldat, bei der Rückkehr aus dem Parlamentssaal plötzlich erkrankt, hatte Alles gestanden und sie zu sich fordern lassen; sie ging zu ihm. „Ich soll ihm verzeihen, bevor er stirbt; ich thue es von ganzem Herzen. Der arme Sansregret, er ist mein Mann, wir hatten einst gute Tage miteinander. Meyere sollte man hängen, der an Allem Schuld ist. Der gute Pierre mußte ihm immer die Pfoten leihen, die Kastanien aus dem Feuer zu holen." Sie ging. La Chouette verabredete Maaßregeln mit Baptiste, Magdal[illegible] zu Hülfe zu kommen. Er fand wahrscheinlich, daß sie von den Jesuiten entdeckt, aufgehoben, in irgend ein Kloster beseitigt wäre, und versprach, seinen Einfluß anzuwenden, Licht über ihren Aufenthalt zu

verſchaffen und ſie zu befreien; daß Baptiſte ſich in dieſer Abſicht ſelbſt nach der Provence begäbe, ſchien auch ihm zweckmäßig. Gleichwohl handelte er in der Angelegenheit mehr aus Gefälligkeit gegen ſeinen jungen Freund. „Wenn ſie entdeckt, befreit iſt, was ſoll werden? Das Beſte für ſie und für ihr Kind wäre, verborgen bleiben und vergeſſen ſeyn. Sie hat ſich in den Abgrund geſtürzt; laß die Wogen über ſie zuſammen ſchlagen," ſagte er. Baptiſte wiederholte in Gedanken, was er ſo oft, in einer ſchwereren Bedeutung der Worte, geſagt: „es iſt für mich nur Schmerz bei dieſem Gefühl!" Liebe, wagte er es vor ſich ſelbſt nicht mehr zu nennen.

Indeſſen ward Gregoire ſofort mit der Nachricht des gewonnenen Prozeſſes nach Grenoble abgefertiget. Er hätte ſich ſelbſt dahin abgefertiget, wäre dies nicht geſchehn; ohnerachtet er ſich mit Mühe losriß von ſeinem jungen Herrn, den er vergötterte, ſeit deſſen Rede vor dem Parlamente. „Sieh, Tiber! das iſt unſer junger Herr, dem wir

das Schloß danken, unsre alte Wohnung, unser altes Glück. Auch Du bist ihm Dank schuldig!" So sprach er zu seinem Hunde; und laut bellend sprang der Hund an Baptiste empor, mit Ungestüm der Freundlichkeit.

28.

Grenoble war erreicht; im Kreise der Familie Rolland und Tardivy stand der Bote, erzählte von der Sitzung des Parlamentes, dem Eindruck der Rede Baptiste's. „Mein Sohn —" sagte Herr Tardivy. Er hörte zitternd, mit niedergeschlagenen Augen, die Hände gefalten. Thränen standen in den blauen Augen des Generaladvocaten. „Gott erweist sich gewaltig in Freude wie im Leid, die er über Sie verhängt —" sprach zu ihrem Schwager die Dame Rolland. Die Kinder schwiegen, weinten; jedes hörte stumm, keines wagte zu fragen, bei so großer Freude. „Mein

Bruder, mein Freund! Ihre Ehre iſt gerettet vor dem erſten Gerichtshofe des Reiches. Nicht nur mit dem alten, mit verſtärktem Gewicht werden Sie hier von nun an wieder das Recht beſchützen!" ſagte Herr Tardivy zu Herrn Rolland. Dieſer ſchüttelte das Haupt, die freie Stirn mit den ſpärlichen, weißen Haaren. „Ich habe auf dieſen Tag gehofft," ſagte er: „nicht um hier wieder, der ich war, zu ſeyn. Meine Stelle gehört Baptiſte, meine Aufgabe an dieſer Stelle. Er iſt jung, Wirkſamkeit und Leben ſind für ihn. Er kann ſich ihnen widmen, ohne Widerſpruch gegen ſich ſelbſt. Ich gehe nach der Schweiz und bekenne mich als Proteſtant. Ein Unerläßliches giebt es: ſeinen höchſten Glauben nicht verläugnen. Daß ich lebe, dieſes Glück zu genießen, danke ich Ihnen, mein Bruder, danke ich Ihrem Sohn, ſo lange meine Augen offen ſtehn. Eines machte mir den Schritt ſchwer," ſetzte er hinzu: „meine Frau, meine Freundin. — Sie ſpricht wie Ruth: wo Du bleibſt, da bleib' ich; Dein Gott ſoll

mein Gott seyn und Dein Volk mein Volk." Er reichte die Hand seiner Gemahlin. Herr Tardivy empfand, daß ein solcher Entschluß nicht zu bestreiten wäre. Herr Rolland that noch an eben dem Tage die nöthigen Schritte zur Ausführung. Ungeduldig, ihn zu vollenden, erwartete er die Ankunft Baptiste's, welche hiezu nöthig war. „Die Schweiz wird für mich ein wahres Land der Freiheit seyn!" sagte er oft, nach den Umrissen des Juragebirges am östlichen Horizonte blickend. Sein Haus wimmelte indeß von Besuchenden, Glückwünschenden. — „Immer die alte Geschichte," sprach er lächelnd zu den Seinen — „es ist das Haus des wiedergesegneten Hiob. Wahrlich, er ist gesegnet; doch auf andre Art, als sie denken!" Gregoire erzählte allen Besuchenden von la Chouette, seinen Freunden, von der Parlamentssitzung, von Baptiste und seiner Rede. „Ich weiß nicht, wo er Alles hergenommen, was er da sagte — mein grauer Kopf enthält nicht so viel. Ich fragte ihn deshalb, er antwortete: mein guter Gregoire, es

war nicht so schwer; denn Alles lag vor mir in den Acten." „Das ist das Schwere," antwortete ihm Herr Rolland, „die Dinge auffassen und sie hinstellen, wie sie vorliegen, ohne sich irren zu lassen durch das was sich dazwischen mengt."

So ungeduldig er von Herrn Rolland erwartet wurde, so ungeduldig betrieb Baptiste seine Reise nach der Provence. Er wünschte la Chouette zu bewegen, ihn zu begleiten; vergeblich. „Der Tag, den ich verlebt, wird lange hineinstrahlen in meine Nacht," sagte dieser; „doch die Seele, welche Einsamkeit gekostet hat, ist wie der Löwe, welcher Blut schmeckte; sie dürstet immerfort darnach."

Honorade hatte Geld über Geld von Baptiste aufgenommen, gegen gute Bürgschaft auf ein kleines Capital, welches sie zu St. Chamas besaß, (sie wollte es nicht anders). Als Baptiste in seine Wohnung zurückkehrte, am Tage seiner Abreise von Paris, bei der Rückkehr von la Chouette, fand er eine Botschaft von ihr, die Bitte, sie im Gefängniß bei ihrem Manne zu besuchen, der auch seine

Verzeihung zu erhalten wünſche, bevor er ſtürbe. Er ging zu ihr. Tod in den Zügen, auf dem Strohlager ausgeſtreckt, unterm Kopf ein Polſter von Kleidungsſtücken Honoradens, mit einer weiten, weichen Decke bedeckt, keines Labſals ermangelnd durch ihre Sorgfalt, die ihn mit Stolz ihren Mann nannte, als wüſche jedes Mal, da ſie dieſen Ausdruck gebrauchte, den Flecken reiner, welchen ſeine Verläugnung auf ihrem Rufe hinterlaſſen, fand er ihn, ſie an ſeiner Seite, den Roſenkranz in der Hand, ihm Gebete vorſagend. — „Er wäre ihnen gern entflohen und zurückgekehrt zu mir; mit Schlägen haben ſie ihn gezwungen, zu bleiben und ihre Bübereyen auszuführen. Was blieb ihm da, als zu ſagen, was er geſagt? — Wer a geſagt hat, muß b ſagen —;“ ſprach ſie zu Baptiſte. „Da ſind wir nun wieder beiſammen wie ſonſt — die Fröhlichkeit fehlt nur. Verzeihen Sie ihm, mein guter Herr, Sie erleichtern ſeinen Tod.“

„Wenn man leben könnte, wie man wollte —

wer mögte ein Elender seyn, wie ich gewesen bin —" sagte der Sterbende.

Baptiste sprach ihm seine Verzeihung, schaudernd, so den Gatten Magdalenens zu sehn, schaudernd über die Verkettungen des menschlichen Lebens. Die Reise verwischte diese Eindrücke nicht.

Jetzt hatte er Grenoble und die Seinen erreicht. Er lag an der Brust seines Vaters, Esprite hielt seine Hand, seine Geschwister drängten sich um ihn; sein Oheim stand, seine Umarmung erwartend, seine Tante; etwas ferner Gregoire — Segen, Liebe, Freude strömte über ihn von Aller Lippen, aus Aller Herzen, wie Balsam über sein zerrissenes Herz.

Da wurde die Thür aufgethan, mit fester Hand und leise herein trat Magdalena, ihr Kind auf dem Arm. Ihre Farbe war gewichen, ihre Wangen waren eingefallen, nur die Augen waren wie sonst, größer noch, beseelter; auf den schön geschwungenen Augenbrauen thronte Ernst. Ihr Haar lockte sich nicht mehr um ihren Nacken, es war verbor-

gen unter einem ſchlichten Häubchen. Sie war in grobe, einfache Tracht gekleidet. So blieb ſie an der Thür, das Haupt geneigt, unfähig der Rede. „Ha, Magdalena!“ ſchrie Esprite, und flog an ihre Bruſt. Baptiſte ſtand, ſtarr auf ſie hinblickend. Einige Augenblicke unbeweglich, litt Magdalena die Liebkoſungen der Freundin, dann drückte ſie ſie leiſe von ſich: „Nicht ſo, Esprite,“ ſagte ſie, „das gehört ſich nicht von Dir zu mir. Ich komme flehend vor Sie Alle — ich erwartete Sie nicht hier, ich danke Gott, auch Sie zu finden; Sie haben gut gemacht, was ich verbrach“ — ſagte ſie zu Baptiſte gewandt. „Schenken Sie mir Verzeihung, entlaſſen Sie in Frieden nach meiner Zufluchtsſtätte mich und mein Kind.“ „Sprich nicht ſo!“ — bat ſie Esprite, ihren Nacken umſchlungen haltend, mit der Hand ihre Schulter gefaßt. — „Das iſt Dein Kind?“ ſetzte ſie hinzu, mit der andern Hand das Händchen des Kindes ergreifend. „Meine kleine Honorade,“ antwortete Magdalena: „ich hätte gewünſcht, ihr Deinen

Namen zu geben; er war zu gut für dieſes Kind; ich habe ſie nach der Frau ihres Vaters genannt, die mir eine Wohlthäterin geworden iſt.“ Baptiſte ſahe ſie bei dieſen Worten, ſo demuthsvoll als einſt ſtolz, ſo mild als einſt ſtrenge; gleich würdevoll und für den Geiſt ſchöner als damals. Sein Herz ſchug empor, er wollte reden — er ſah auf das Kind in ihren Armen, deſſen Züge ihn an das Sterbelager im Gefängniß erinnerten — er fühlte, daß es ſie von aller Welt trenne.

„Wohin wollen Sie?“ ſprach ſein Vater zu ihr: „bleiben Sie bei uns. Wir haben Ihnen von Herzen verziehen. Wir werden Ihr Unglück erleichtern.“

„Der Elende, der es veranlaßte, iſt todt. Wollen Sie lieber Frankreich verlaſſen, wo Sie ſo Vieles daran erinnern muß — wir werden Sie gern mit uns nach der Schweiz nehmen —“ ſagte Herr Rolland.

„Sie haben mir vergeben, auch Sie!“ ſprach Magdalena zu Beiden; „auch Du, Esprite? Auch

Sie?" ſagte ſie zu Baptiſte — „Sie haben mir die einzige Wohlthat erwieſen, die ich noch zu empfangen fähig bin — haben Sie ewig Dank!"

„Wohin gedenken Sie? Kind, nichts Gewaltſames!" rief zu ihr tretend die Dame Rolland.

„Nichts Gewaltſames iſt in meinen Gedanken," erwiderte Magdalena, „ich weiß meine Zuflucht; keine andere giebt es für mich."

„Sie ſind nicht ſicher in Frankreich. Ihre Aeltern haben Rechte an Sie; Mächtige ſind in Ihrem Schickſal verflochten. — Nehmen Sie das Anerbieten Herrn Rollands an. In der Schweiz werden Sie ſicher ſeyn," drang in ſie Baptiſte.

„Meine Trauungsſtunde hat mir mein Schickſal und meine Zuflucht gezeigt; ich bin ſicher, wohin ich gehe," war ihre Antwort.

„Nimm an, was wir Dir bieten!" flehte ſie Esprite. „Wie wirſt Du allein ſeyn, verlaſſen, troſtlos!" —

„Nicht allein mit meinem Kinde, nicht verlaſſen

mit Gott, nicht troſtlos, da Ihr das Eure wieder beſitzet und mir vergeben habt!" ſagte Magdalena mild, doch mit der unerſchütterlichen Feſtigkeit, welche man an ihr kannte.

„Laſſen wir ſie," ſprach Herr Tardivy zu ſeiner Schwgäerin: „wer kann beurtheilen, was ſie fühlt; wer kann ſich in ihre Lage verſetzen?" —

Die Dame Rolland machte das Kreuz an ihre Stirn, dann an die Stirn ihres Kindes. „In unſrer Aller Namen, ſeyn Sie geſegnet mit dem Segen der Liebe und des Friedens —" ſagte ſie. Tief geneigt empfing Magdalena dieſen Segen. Ein leichtes Roth überflog ihr bleiches Geſicht; ſie blickte auf, blickte auf Alle; ihre Augen flammten von Freude: „Dank, Dank!" rief ſie aus, und hatte das Zimmer verlaſſen. Das Rollen eines Wagens auf dem Steinpflaſter ſchallte immer entfernter, wie er ſie weiter hinwegführte.

Das Schloß von Caille ſtand ſeit der Entfernung der angeblichen Herren, hochragend auf ſeiner Terraſſe, mehr und mehr einer Ruine ähnlich.

Eine Zeitlang bewohnte es noch der Sohn des Bernard; das wenige, darin übrige Geräth, Fenſter und Thüren lieferten ihm Mittel zu Fortſetzung ſeiner Schwelgereien. Seine Unmäßigkeit erſchöpfte ſie ſchnell. Die Hausväter, welche unter ſeiner Vermittelung Pachtcontracte auf lange Zeit hinaus mit dem Herrn von Caille geſchloſſen und den Pachtſchilling vorausgezahlt, wurden beſorgt, ſtellten ihn zur Rede, drohten, ſich an ihn zu rächen. Sein Vater ging, verarmt, von Haus und Hof. Die Parthei, zu welcher er gehörte, wurde täglich ſchwächer im Orte. An den Priors fand er keine Beſchützer; ſie hielten ſich ſtill in der Priorei, ohne Theil mehr an dem, was außerhalb vorging; es hieß, ſie wären bemüht, ihre Pfründe gegen ein anderes Beneſizium zu vertauſchen. Die Anhänger der ehemaligen Gutsherrſchaft öffneten wieder ihre Häuſer, kehrten zu den verlaſſenen zurück, beſtellten ihre Aecker beim Tageslicht. Er ſah ſich verfolgt, gemieden, gehöhnt als Kammerdiener eines Galeerenſklavenſohns. Wie

das schwarze Brett über der Schenke Reys verschwand, der goldene Kelch auf rothem Grunde in der Mitte des Blumenkranzes, neuaufgefrischt in Vergoldung und Farben dort wieder hing, vom Winde in der blauen Luft bewegt, unter ihm Rey selbst seine Gäste von Neuem bediente, er vernahm, der Müller Audibert habe sein neues Etablissement seinem ehemaligen Mühlknappen übergeben und sey zurückgekehrt in seine Mühle an der Durance, entfernte er sich in der Stille aus dem Schlosse. Nun witterte der Bau, ganz verlassen, dem Verfall entgegen, von den Alten aus Bequemlichkeit, von den Kindern aus Uebermuth geplündert, an was nur niet- und nagelfest war; bis Funel, Rey und Audibert die untern Thüren und Fenster mit Brettern vernagelten und so den Eingang wehrten.

Oben schlug der Regen hinein, pfiff der Wind hindurch. Schwalben und Spatzen flogen ein und aus, nisteten in dem gröberen Bildwerk; das feinere, gelöset von Nässe und Luft, fiel herab auf

die Täfelung des Bodens, welche gespalten, höckerig, [illegible]rrottet aus ihren Fugen trat, hier an einigen Orten schon von Büscheln des grauschwärzlichen Theerpilzes gehoben. Zwischen den Stufen der Treppe zum Garten wucherten Steinbrech und Löwenmaul; Asplenium strickte sein zartes Rankennetz, von violetten Blumen überblüht, über die Stufen. Die Wasserstücke im Garten deckten sich mit Schlamm; an den Sonnenseiten bereiteten Conferven und Tremellen den künftigen Erdboden vor. Das Wasser sprang nicht mehr in klingenden, spiegelnden Tropfenstrahlen empor; blubbernd, mit dumpfem Geräusch, quoll es träg aus den verstopften Röhren und längs derselben herab. Die Gänge überzogen sich mit Unkraut und Gras. Nur dünner bewachsen unterschieden sie sich von den Beeten, wo die einst gepflegten Blumen kleiner, an Farbe minder prangend, sich verwildert zwischen jene mengten. Selbst die Felder lagen unbestellt. Ungestützt kroch der Wein über die die Hügel. Mancher Baum fehlte in den Dop-

pelreihen auf den Terraſſen. Nur die Nachtigallen ſchlugen in den Cypreſſen, und die Cikaden gellten ihnen Antwort wie ſonſt von den Felſenufern jenſeits der Durance.

Gegenwärtig riſſen Audibert, Rey und ihre Leute unter der Anführung Funels die Bretter von den Thüren, den Fenſtern; dann gingen ſie durch die Zimmer.

„Das Unglück hat ein Ende; ſeine Spuren werden nicht zu verwiſchen ſeyn," ſagte Rey.

„Hat ohne Hülfe der Ruin ſo ſchnelle Fortſchritte machen können; wird es auch die Wiederherſtellung, von Thätigkeit unterſtützt," erwiderte Funel.

„Nennen Sie das ohne Hülfe? — Der Galeerenſklavenſohn, der Sohn des Bernards haben dem Ruine wacker geholfen —" ſprach Audibert.

Sie traten vor das Schloß. Ein Hund ſtürzte über die Zugbrücke, bellend, heulend, ſtürzte rings umher in den Hof, in den Schuppen des Hofhundes, wieder hervor — „Ein toller Hund!

Rettet Euch! schlagt ihn todt!" schrie Rey und flüchtete in das Gebäude.

„Tiber! — Es ist Tiber — sie kommen!" rief Audibert; und Tiber wälzte sich zu den Füßen des Retters seiner Herrschaft mit Freudengewinsel, und dröhnend fuhr über die Zugbrücke deren Wagen. Mit ihr war der Prior von St. Anne, gegenwärtig auch Prior von Caille, da er dieses Benefizium an sich gebracht.

Schweigend stiegen Herr Tardivy und seine Familie aus; bewegt durch die Erinnerungen dessen, was sie gelitten, was sie an Glück in den Tagen ihres Leidens genossen, durch die Erinnerungen ihrer Flucht und Rettung, des Todes der Tochter und Schwester, deren Leben das überstandene Ungemach hinweggerafft: bewegt auch beim Anblick der Verwüstung ihres Eigenthumes. Der Bienenfreund eilte an die Stelle, wo seine Stöcke gestanden. Keine Spur derselben zeigte sich ihm. Seine Geschwister eilten zur Voliere. Stücken der Drathgitter, welche diese einst gebildet, zerbro-

chen, verroſtet lagen zwiſchen Neſſeln, Mannestreu und gelbblühender Wolfsmilch an der Stelle, wo ſie geſtanden; heller Schlag eines Kanarienvogels aus ohnfernen Wipfeln verkündete, wo die glücklicheren ihrer einſtmaligen Bewohner geblieben wären. Esprite begab ſich in was dereinſt ihr Zimmer geweſen: „Arme, unglückſelige Magdalene!“ rief ſie aus. „Wo mag ſie ſeyn?“

Vor dem Schloſſe fanden ſich die Zerſtreuten wieder zuſammen. Von allen Seiten ſtrömten, ſie zu begrüßen, alte Anhänger herbei. „Das iſt ein andrer Tag, als jener, da wir zuletzt hier bei einander waren —“ ſagte, ihre Tochter umſchlungen, zu Espriten, die Frau des Rey: „Ich glaubte nicht, daß dieſe Augen mich morgen wieder anblicken würden;“ ſie zeigte auf die Augen ihrer Tochter. Die kleine Louiſe Chantegay kam; jetzt Frau des jungen Mannes, welcher bei der Verſteigerung der Aubades, das Gebot für ihre Aubade mit zwei Franken, einen, für jedes ihrer ſchönen braunen Augen geſteigert, Mutter von zwei

frischen Knaben. „Ich spende keine Aubades mehr," sagte sie, auf Mann und Kinder deutend; „aber wir werden die Weihnachten wieder feiern. Die Noës werden schallen, von Allen durch den ganzen Ort." „Nicht eine Biene mehr!" klagte der Bienenfreund. „Es fliegen welche auf dem Thymian; ob sie wol noch von den meinen sind?" „Eine unbegreifliche Verwüstung, binnen so kurzer Zeit! —" sprach Herr Tardivy zu seiner Tochter, zum Prior, zu Funel, Rey, Audibert. „Unser Schicksal hat sich hergestellt; Alles wird werden!" sprach heiter Esprite. „Segnen Sie das Haus von Neuem ein zu unsrer Wohnung," bat sie den Prior.

Weihwasser wurde gebracht. Er trat auf die Schwelle vor dem Eingang; die zurückgekehrten Bewohner knieten um ihn her, um sie her ihre alten Freunde. — Der Himmel goldenblau über der Ruine, der Gruppe; achtlos, eilig, fröhlich unter ihm die Vögel über beide dahin. „Segne dies Haus und sie, denen Du es wiedergeschenkt zur irdischen Wohnung. Laß sie in ihm dem,

was irdiſche Bedürftigkeit fordert, genügen als Deinem Geſetz, Deiner Freude. Laß in dieſer Thätigkeit, dieſem Genuß nicht untergehn ihrer Seelen Verlangen nach einer höheren, Dir näheren Wohnung; ihrer Seelen Fähigkeit dafür.“ So betete der Prior und ſprengte weitum die Segen und Heiligung bedeutenden Tropfen, welche das Bild der Sonne in jeglichem derſelben zu Funken machte.

Lautes Summen entſtand. Schwärmende Bienen flogen herbei. An das weiße Kleid Eſpritens ſetzte ſich die Königin, um ſie her der Schwarm. „Erſchrecken Sie nicht! bleiben Sie ruhig! ſie thun Ihnen nichts! das bedeutet Glück und Fülle! Einen Stock, den Bienenmann!“ ſchrien bei dieſem Anblick die Landleute durcheinander und Eſpriten zu. „Bienen — wieder Bienen! —“ rief voll Entzücken der Bienenfreund. Das Mädchen ſtand ſtill, lächelnd, umklungen, umſummt, umſchwärmt. Der Bienenmann kam eilig; ein Stock wurde gebracht; glücklich ward der

junge Schwarm eingefangen; und begleitet von der Familie, von den Landleuten, erhielt er seine Stelle, wo vor der Flucht der Familie die Bienen des Knaben gestanden.

29.

„Sollte ich den Menschen für einen Betrüger halten, weil ihn sein Vater verläugnet, der einen andern Glauben hat, als er, seine Verwandte, die sich im Besitze des Vermögens, das er in Anspruch nimmt, befinden? Sollte ich ihn auf Muthmaßungen hin für schuldig erklären; ich Advocat, der ich die Gesetze beschworen habe, welche verbieten, in einer Criminalsache Schuld auf Muthmaßungen hin zu erkennen? Hätte ich nicht toll seyn müssen, anzunehmen, daß alte Diener, Nachbarn des Herrn von Caille, die Ammen seines Sohnes, ihr Seelenheil verschwören würden, einen Betrüger für letzteren zu erklären; daß die sämmtlichen Bevölkerungen von Manosque, Caille, Rou-

gon, unter welchen dieſer geboren iſt, erzogen iſt, gelebt hat, einem Betrüger als ihm ſelbſt zujauchzen würden? Durch dieſe Umſtände hielt ich für bewieſen, daß der Soldat der junge Caille ſey; und was bewieſen iſt, muß nach den Geſetzen betrachtet werden, als ob es wirklich wäre. Die Zeugniſſe zu Gunſten Herrn Rollands ſchienen mir allerdings wichtiger, als die zu Gunſten des Soldaten. Deswegen konnte ich nicht, der Vorſchrift der Geſetze entgegen, verneinenden Zeugniſſen den Vorzug vor bejahenden einräumen. Die Zeugniſſe aus der Schweiz waren verdächtig, ihrer inneren Widerſprüche, ihres Mangels an geſetzlicher Form wegen. — Ihnen Glauben ſchenken, auf die Gefahr hin, ein unſchuldiges Menſchenleben zu opfern, war keine leichte Sache. — Ein einziger Umſtand hat wider meine Partei entſchieden — die Stipulationen in den Tractaten zwiſchen Frankreich und der Schweiz. Ohne dieſe hätte das Parlament von Paris das Urtheil des Parlamentes von Aix beſtätigen müſſen. Sie ka-

men bei letzterem nicht vor, sonst würde sein Urtheil anders ausgefallen seyn.“ So vertheidigte sich Herr Silvain zu Paris, zu Aix, nach dem Spruche des Parlamentes jener ersteren Stadt wider seinen Clienten. Nach dessen Bekenntniß und Tod, wurden ihm Vorwürfe gemacht, daß er eine schändliche Sache vertreten habe. „Eselsbrücken!“ riefen wol Einige, wenn sie diese Gründe hörten und kehrten ihm den Rücken: „man muß ihm nicht antworten; mit Dem, der die Wahrheit nicht will, ist nicht über die Wahrheit zu streiten.“ Im Ganzen thaten dieselben, unterstützt von seiner Kälte, seiner Zuversicht, die erwünschte Wirkung. Der Präsident von Maliverny, Herr Boyer, die Räthe, welche insonderheit Theil an dem Urtheile des Parlamentes von Aix hatten, bedienten sich vorzüglich des letzteren zu ihrer Rechtfertigung. Er behielt seinen Geschäftsruhm. Ein Schimmer von Rabbulisterey mischte sich in dessen Glanz; der roheren Menge wurde er dadurch pikanter, ihm selber einträglicher.

Vier Jahre waren verfloſſen, ſeit der Wiederherſtellung der Familie Tardivy im Beſitze des Schloſſes von Caille. Die Wechſelſache Meyeres war in dieſer Zeit entſchieden. Er hatte ſich das Vergnügen nicht verſagen können, auf einem Wechſel vor Tauſend eine Eins und dahinter eine Null hinzuzufügen. Er dachte ſich luſtig den Schreck des Ausſtellers beim Anblick der veränderten Zahl; noch luſtiger, das Geld ſeine Säcke ſchwellen zu ſehn. „Wie ſie rund und prall daſtehen werden!“ rief er aus und zeichnete die Ziffern. Die verlängerte Zahlenreihe ſah ihn ſpaßhaft an. — Das Handelsgericht ſetzte ihn wegen derſelben zur Ruh, unter einem der Bäume ohne Aeſte auf den Galeeren, wie er dies Schickſal früher beſorgt. Er fand ſich auch in dieſen Glückswechſel. Der ehemalige Einſiedler blieb dort Geldmäkler im Kleinen, wurde Schenkwirth, Croupier einer Spielbank, mit ſeiner guten Laune der Beglücker und König ſeiner ſchwimmenden Geſellſchaft.

„Was hat der Elephant, welchen ſie dort her-

beiführen, verbrochen? — Er wird mein Nachbar! —" rief er aus, indem ein neuanlangender Ruderknecht die Galeere beſtieg, und deutete auf eine Bank zunächſt der ſeinen, welche leer ſtand. Das Verdeck dröhnte unter den Tritten des Neuangelangten. Meyere betrachtete deſſen coloſſale Geſtalt. „Ich habe den Nachbar irgendwo geſehn." Ihm zunächſt ward derſelbe angeſchmiedet, und kehrte das Geſicht ihm zu. „Gut gepaart! neben dem Einſiedler der Prieſter. Willkommen, geiſtlicher Herr!" rief er da.

„Was wiſſen Sie von mir?" antwortete ihm eine Stimme, wie Donner.

„Man hat einen Ziegelſtein zu Ihrer Friſur gebraucht; danach iſt Ihnen das Scheitelhaar gewachſen *); ſonſt ſehen Sie dem Vicar Taxil aus Rougon ſo ähnlich als dieſer ſelber."

---

*) Den Prieſtern, welche der weltlichen Obrigkeit übergeben werden, wird, bevor dies geſchieht, die Weihe mit einem Ziegelſteine von der Tonſur gerieben.

Der Angelangte blickte forſchend auf ihn.

„ Wir waren Gefährten bei einem ſchlimmen Handel. Nicht ganz ſo ſchlimm, als der, auf der Galeere angeſchmiedet zu ſeyn; indeß auch dieſer iſt nicht verzweifelt. Es lebe die Freude! Sie haben Glück — Sie haben den beſten Platz erhalten — an der Quelle!“ Mit dieſen Worten reichte er ihm einen Becher Wein und ließ die Würfel im Würfelbecher klappern.

Der Ankömmling ſchien ſich zu beſinnen. Nicht lange, ſo ſahen ſie in ihrer Geſellſchaft auch den Sohn des Bernard. Die Priors von Caille hatten andere Pfründen angetreten; man hörte ſeitdem zu Caille von ihnen nicht mehr.

Herr Rolland lebte mit ſeiner Gemahlin, mit der Schweſter und der Tochter des Herrn von Caille in Genf als Proteſtanten. Aus ſeinem ſich frei bekennenden Herzen ſtrömte neuer Lebensquell durch ſeine Adern, durch ſeinen Geiſt. Baptiſte beſaß ſeine Stelle. Der Ungerechtigkeit ward hier durch den Jüngling ſo kräftig, als durch ſeinen

Vorgänger, und mit mehr Mäßigung und Klugheit als durch dieſen gewehrt. Jährlich beſuchte er in der Schweiz ſeinen Oheim; zu Caille ſeinen Vater, ſeine Geſchwiſter; la Chouette zu Paris. Sein Haus zu Grenoble verwaltete Honorade. Sein Leben bewährte, was er einſt Espriten von ſeinen Gefühlen für Magdalenen geſagt, daß ihn keine gerührt außer ſie, daß keine als ſie je ihn rühren werde. Entfernt von ihr, theilte er ihr vereinzeltes Loos, da ſie das Glück, ſeine Lage zu theilen, verſchmäht. Er wußte nicht, ſchmeichelte er ſich, oder hatte er in ihren Augen bei ihrer letzten Zuſammenkunft ein anderes Gefühl für ihn als früherhin geleſen. Sie war zu ergriffen geweſen von ihrer Lage und dem Augenblick, als daß es deutlich hervorgebrochen wäre. Hätte er auch nicht geirrt, ihm entſtand keine Hoffnung mehr daher; er kannte kein Glück, als für ſeine Wiſſenſchaft, für die Seinen zu leben.

Das vierte Jahr nach dem Gewinne des Prozeſſes war bald vollendet. La Chouette hatte den

Bitten Baptiste's nachgegeben, eingewilligt dies Mal, bei seinen jährlichen Reisen Gefährte zu seyn, die Menschen persönlich kennen zu lernen, deren Wohlthäter er geworden. Schloß und Besitzungen von Caille konnten gegenwärtig Gästen schon einen zufriedenen Aufenthalt bieten. Der Prior von St. Anne verwaltete selber sein Priorat zu Caille, in seinem Geiste war die Vicarei von Rougon wieder besetzt; die vereinten Bestrebungen beider Seelsorger waren vom segensvollsten Einfluß auf die Gesinnungen der Bewohner beider Orte. Die Pachtverträge des Soldaten hatten Herrn Tardivy gedient, die letzten seiner Gegner zu gewinnen. Was sie an unrechtmäßigem Vortheil durch die vorausgezahlten Zinsen gewonnen, büßten sie ein; dagegen ließ er sich diese, welche sie von Rechtswegen ebenfalls verloren hätten, von ihnen bei den Zahlungen anrechnen, die sie ihm leisteten. Ein großer Theil des Familienvermögens war verschleudert durch den Prozeß, durch die Wirthschaft des Betrügers auf den Gü-

tern. Was übrig geblieben, war doch Heimath, Vätererbe. Im Vergleich zu ihrer vorigen Armuth, dünkte es den Besitzern Reichthum. Um so größer die Verwüstung gewesen, um so lebhafter, anhaltender umgab sie sie mit den Freuden, dem Bilde der Wiederherstellung. Vielfach hatte sich der junge Bienenschwarm vervielfältigt. Es summte, wie ehemals über den Thymianbeeten, unter den Orangenbäumen entlang, wo der junge Bienenfreund wol noch seine Bienen mit Antheil betrachtete; (denn so starke Neigungen, als für jene die seine, schwächen sich zeitweise, verlieren sich nimmermehr ganz) wo er jetzt doch lebhafter an eine andere Neigung dachte. Ein Denkmal, der kleinen Freundin der Vögel errichtet, stand an der Stelle, wo deren Voliere gestanden. Wohlversorgt und in Freiheit, wiegten sich, jagten sich, schlüpften, sangen, nisteten ihre gefiederten Lieblinge immer noch unter ihrem Schutz in Büschen und Wipfeln ringsum. Wo zwischen den Orangenbäumen Stämme gefehlt, wuchsen junge

Stämme in lichterem Grün, wie Kinder zwiſchen Aeltern empor. Das Familienwappen war hergeſtellt überm Thor der Halle. Letzterem gegenüber, ſah man in dieſer, überm Kamine, aufgefriſcht Herrn Tardivy's Sinnbild und Wahlſpruch, einen umgeſtürzten Tannenbaum mit der Umſchrift: „grünend, ob gefällt.“ Mit Fenſtern und Thüren dichtgeſchloſſen, mit ebenen Wänden, ebenem Boden, von Neuem verſehn mit Geräth, hatten Zimmer und Säle Wohnlichkeit erhalten. Die Saaten wiegten ſich auf den Höhn jenſeits der Durance, hingen um deren Felſenkante wie ein grüner oder ein goldener Kranz. Geſtützt, hob der Wein ſeine Trauben der Sonne entgegen. Die Springbrunnen klangen in den Sang der Nachtigallen, in das Gellen der Cikaden; blankes Vieh brüllte in den Ställen; das vormalige Geſinde beſorgte, größtentheils zurückgekehrt, die vormaligen Dienſte; Gregoire aber und Tiber ſtanden wie billig zunächſt der Familie, deren Loos ſie getheilt.

So ſah in dem Schloſſe zu Caille und um demſelben es aus, als Baptiſte und la Chouette ihre Reiſe dorthin antraten. Der Tag, in ſeiner ländlichen Sommerſchönheit, ihm ſo neu an ſich und alſo berauſchte den Einſiedler der Nacht. Inſonderheit entzückten ihn die harmoniſchen Klänge, wovon die ſonnige, farbenblitzende Weite erfüllt war, der Lerchen Geſang, die Schalmei des Hirten. Er lauſchte auf ſie, bis zu Thränen durch ſie bewegt. Der Morgen nahete dem Mittag, als die Freunde das Schloß erblickten. Baptiſte führte ſeinen Gefährten über die Höhen, den Fußpfad, durch den Garten nach demſelben. Eſprite befand ſich in ihrem Zimmer, als ſie dem Gebäude naheten. Die Töne ihrer Laute, die Melodie: „Wann wiederkehrt die ſüße Sommerzeit —" flogen durch die leichte, trockene, durchſonnte, durchduftete Luft, von dort herab, wie ein heitrer Gruß den Ankömmlingen entgegen. „Was iſt das?" fragte la Chouette. „Auch eine ländliche Stimme," antwortete Baptiſte, „die Stimme meiner Schweſter."

„Ihr Gesang hat sie wohl verkündet," sagte, da sie sich wieder allein mitsammen befanden, la Chouette zu seinem jungen Freund von Espriten: „sie ist heiter, weich, muthig, wie er."

Nach einigen Wochen, als der Jüngling die Reise zu Herrn Rolland antreten wollte, zog sein Gefährte seiner Begleitung, die Einladung Herrn Tardivy's und seiner Familie, daß er, während der Abwesenheit des Sohnes und Bruders, auf dem Schlosse zu Caille bleiben wolle, vor. „Hier lerne ich das volle Leben kennen," sprach er zu ihm: „hier ist der Tag, der himmlische Bruder der Nacht. Wie sie, hat er für die Menschenseele höhere Gedanken, zu welchen diese nur durch ihn gelangt. Ich lerne, daß auch vom Leben mit Guten und Sinnvollen gilt, was ich nur von der Einsamkeit für wahr hielt, daß die Seele, welche es genossen, immer wieder danach verlangt."

Er verläugnete noch sich selbst, welchen Theil Esprite an seinem Verlangen zu bleiben besaß. „Das wäre wol Tag und Nacht!" rief er bei sich

ſelbſt, ſeinen eignen Gedanken verſpottend, wenn in den nächtlichen Stunden, die er ſeiner Gewohnheit treu auch hier durchwachte, er im Schloßgarten, zwiſchen dem Geplätſcher der Quellen, dem Wogengeräuſch der Durance, dem Gellen der Cikaden, unter dem Geſange der Nachtigallen, dem Rauſchen und Verſtummen der ſchwarzen Cypreſſenwipfel, unter dem blauſchwarzen Nachthimmel dahinwandelte, wo mit einander und gegeneinander die Sterne leuchteten, zitterten, Strahlen ſchoſſen, Sternſchnuppen nieder zur Erde ſandten. Und trotz des Spottes hing er dem Gedanken nach, eines Lebens, bei welchem Esprite die Hälfte des Jahres in Paris ſeine Nacht theilte; er, zu Caille die Hälfte des Jahres ihren Tag. Am nächſten Morgen ſah er ſie mit innigerm Gefühl wieder; mit weniger Unbefangenheit.

Baptiſte trat indeſſen ſeine Reiſe allein an. Er hatte Savoyen erreicht. In den Alpen befand er ſich, an einem ſchönen Tage, ſchon da es Abend ward, ohnfern des Ortes, wo er die Nacht zu ra-

ſten pflegte. Er verließ ſein Fuhrwerk, den Reſt des öfters zurückgelegten Weges zu Fuß durch die Waldung zu machen. Wie Wogen der Erde ſtiegen um ihn Berge über Berge empor. Er ging dahin unter dunkeln Tannen, welche Golddufft des Abends durchfloß. Tauſend kleine Bäche eilten aus der unbetretenen Tiefe des Bergwaldes gegen das Thal. Sie lockten ihn, den einſamen Lauf von einem derſelben verfolgend, einzudringen in deſſen Geheimniß. Er führte dieſen Vorſatz aus. Die Heerſtraße verlor ſich längſt ihm im Rücken, als er vor ſich über das Waſſer zwei Tannen ſtatt einer Brücke geworfen ſah. Ein kleiner Fußpfad kreuzte die Bahn, ſo er eingeſchlagen. Dem Abentheuer des Locals nachgehend, ſchritt er über die Stämme, und folgte dem Fußpfad nach der Seite hin, wo um demſelben ein kleines Thal ſich zu erweitern begann. Jetzt tönte von eben dieſer Seite her Geläut durch die Wipfel. Die Bäume lichteten ſich. Platanen mengten ſich zwiſchen die Tannen; durch die Stämme ſchimmerte der Spie-

gel eines Sees; und nun, angelangt bei dessen Ufer, überblickte er diesen, rosenroth im Abendglanze dahingeschlängelt in der Mitte von grünem Rasen, welchen hie und da Platanen überschatteten; jenseits, in einiger Ferne an seinem Gestade ein Kloster, das sich abspiegelte in seiner Tiefe, das Ganze umschlossen von schwarz bewaldeten, übereinander aufsteigenden Berghöhn, die violetgoldener Duft umwob, flammende Gletscherspitzen überragten. Der Fußpfad, welchen Baptiste eingeschlagen, führte um die gewundenen Ufer des Sees nach dem Kloster. Das Geläut seiner Glokken klang friedlich über dem Wasserspiegel; ein kleiner Kahn, auf welchem sich mehrere Ordensbrüder befanden, schwamm leise darüber hin, gegen dasselbe zu, Baptiste folgte eben dahin dem Fußpfad. Indem dieser sich um eine Uferbeugung wandte, zeigten sich tiefer in der Waldung gen Osten hinter den Bäumen Trümmer eines prachtvollen Baues, gewölbte Portale, umgestürzte Säulen, Bogengänge, welche in ähnliche Wildniß als

die, aus der man in sie eintrat, führten. Neugierig gemacht, nahm Baptiste seinen Weg dorthin. Er stieg umher zwischen den Trümmern, offenbar einst ein stolzes Asyl der Macht und durch Flammen zerstört. Den Ruin betrachtend, setzte er sich auf einige übereinandergestürzte Steinplatten. Da drangen mit dem Abendwinde Laute der Klage, Schluchzen in sein Ohr. Er wandte sich dahin, von woher sie kamen, lauschte. Angebracht unter einem Portale sah er ein Strohdach, halb bedeckt von hereinwachsenden Aesten eines Platanenbaumes, gegenüber ein kleines Kreuz erhöht. Den Grund, und was auf ihm vorging, verbargen zwischenliegende Trümmerhaufen, die zum Theil schon Rasen überzog. Baptiste trat auf den nächsten, höchsten derselben. Ohnfern von dem Portale, am Boden ausgestreckt, sah er ein Kind, welches todt schien; daneben kniete ein Mönch, die Hände zusammengefalten über dasselbe erhoben. Schluchzen und Klagelaute kamen von ihm. Jenseits war ein Hügel, ähnlich dem, auf welchem

Baptiſte ſtand, ausgehöhlt, wie zu einem kleinen Gewölbe. Das Strohdach deckte eine Hütte, deren Seitenmauern die Wände des Portals, worunter es angebracht war, bildeten. Auf einem kleinen Altar, ſeitwärts davor ragte das Kreuz. Den Platanenbaum umgab ein Raſenſitz. Der Mönch kniete, den Rücken gegen den Jüngling. Dieſer ſchlich leiſe heran und trat in die Nähe der Gruppe, unbemerkt von ihr.

„O, mein Kind, mein Verklärtes! Dein Leben war Deine einzige Schuld. Der Tod hat ſie von Dir genommen. Flehe, flehe zu Gott für Deine Mutter, daß ſeine Prüfung nicht ſtärker ſey, als ihre Kraft!“

Baptiſte hörte dieſe Worte; er athmete kaum; es war Magdalenens Stimme, welche ſie ſprach. Sie neigte ſich über das Kind, küßte deſſen Hände, deſſen Stirn. „Nur dieſen Kuß noch — der letzte, für immer der letzte?“ rief ſie mit erſticktem Laut. Sie blieb knieend neben dem Kinde, das Geſicht mit den gefaltenen Händen bedeckt. Er trat ſo,

daß er ihr zur Seite kam, sie näher betrachten konnte — der Mönch war sie. — Er wagte nicht, sie zu rufen, sich ihr zu entdecken. Sie sah ihn nicht, laut weinend unter ihren gefaltenen Händen. Ihr Kind, vor ihr am Boden war todt; der ausgehöhlte Hügel zur Seite ohne Zweifel sein Grab, worein sie im Begriff stand, es zu legen. Jetzt streckte die Abendsonne, zwischen eine Oeffnung der Gebürge hinter Baptiste getreten, dessen Schatten plötzlich über das todte Kind über den Rasen. Magdalena schreckte auf. Sie erblickte Baptiste. — „Baptiste!" rief sie aus, „oder ein Engel des Trostes!" Er sah ihr bleiches, abgezehrtes Antlitz; die Züge nur noch edel: nichts mehr schön, als die Augen, in denen unaussprechlicher Schmerz flammte — Thränen stürzten über sein Gesicht. „Ich bin es!" rief er — „Gott sei Dank, daß ich hier bin, Ihnen beizustehn!"

„Helfen Sie mir —" sagte sie. Er erhob die Schultern des Kindes, sie trug dessen Füße — so legten sie es in die ihm bestimmte Gruft.

„Wiſſen Sie, was das Herz einer Mutter iſt, das brechende Herz einer Mutter?“ ſchrie Magdalena in der Angſt des Schmerzes, von Thränen erſtickt.

„Wenden Sie ſich ab von dem Anblick — überlaſſen Sie es mir —“ ſagte er.

„Nein!“ rief ſie: „mein Kelch ſoll geleert werden, bis auf den letzten Tropfen.“ Sanft ſtreute ſie die erſte Erde über das Kind, und mehr und mehr, bis ſeine bleichen Züge unter Erde verſchwanden, bis die Erde es deckte. —

„Dort haben wir gewohnt, ſeit ich Sie zum letzten Mal ſahe —“ ſagte Magdalene, von dem Grabe auf das Strohdach blickend. „Niemand mußte, wer wir waren, Niemand ahnete mein Geſchlecht. Die Mönche des nahen Kloſters verſorgten uns mit Nahrung. Dort bleibe ich nun allein. Gott wird mich nicht verlaſſen — er war mit mir gewaltig und treu. — In der Stunde der Verzweiflung hat er Sie mir geſendet! —

Sagen Sie mir, daß die Ihren leben, daß sie glücklich sind."

„Sie dürfen hier nicht bleiben —" rief Baptiste. „Solche Büßung ist nicht für Sie. Irrthum haben Sie zu beklagen, keine Frevel zu bereun. Was Sie von der Welt trennte, gab Ihrem Leben hier Zweck; es ist todt. Ich bringe Sie nach der Schweiz zu meinem Oheim Rolland."

Sie schwieg lange Zeit. „Leiten Sie meinen Willen. Ich unterwerfe ihn Ihrer Einsicht, Ihrer Güte —" sagte Sie dann. Sie ließ sich von ihm nach dem Orte führen, wohin er seinen Wagen vorausgeschickt. Sobald er sie in einem Zimmer des Hauses, in welchem er abzusteigen pflegte, wohlbeherbergt sah, verließ er sie. Er konnte kein trauliches Gespräch mit ihr wünschen; sie nicht mit ihm; welche Erinnerungen mußte es bei ihr wecken! — Und doch, welche Erinnerungen theilte er mit ihr seit den letzten Stunden! — Welches Glück lag für ihn in der Lage, worin er sich befand, für sie zu sorgen! —

In der weiblichen Kleidung, in welcher er ſie zuletzt in Grenoble geſehen, trat ſie am folgenden Morgen aus ihrem Zimmer, als er ihr melden laſſen, daß der Wagen zur Abreiſe bereit ſey. Sie fragte ihn Manches, während der Fahrt, über Esprite, ſeine Geſchwiſter, ſeinen Vater. „Ich leide den Schmerz, den ich ihm zugezogen — ich danke der ewigen Gerechtigkeit dafür," ſagte ſie.

Noch während ſeines Aufenthaltes in Genf ſah Baptiſte wieder einen Schimmer von Farbe und Gedeihn ſich über ihr Geſicht verbreiten. Sie war im Benehmen dankbar, mild, ernſt und nachdenkenvoll, wie ihre Verhältniſſe es mit ſich brachten. Die Starrheit ihres Willens war gebrochen, nicht deſſen Stärke. Mit Beklommenheit bemerkte Baptiſte, daß ſein Oheim verſuchte, ſie für den proteſtantiſchen Glauben zu gewinnen. Er verſagte ſich gleichwol, ein Wort in dieſer Hinſicht gegen ſie zu äußern.

„Was kann mir thun, ob ſie Proteſtantin wird oder Katholikin bleibt?" ſprach er bei ſich

ſelbſt. Ob ſie ihm nicht ein Wort der Nachricht über ſich an ihre Aeltern mitgeben wolle? fragte er ſie wenige Stunden vor ſeiner Rückkehr in die Provence. „Ich ſtand im Begriff, Sie zu bitten, daß ich es dürfte," antwortete ſie und gab ihm ein Briefchen. „Leſen Sie, ob es nichts enthält, das Ihnen nachtheilig werden könnte; ob ich des Aſyls erwähnen darf, das Sie und die Ihren mir geſchenkt, und das ich nicht verlaſſen werde, ſo lange Ihre Güte mich hier duldet."

Nach Caille zurückgekehrt, fand Baptiſte ſeinen alten Freund unruhig, beklommen. „Laſſen Sie uns von hinnen —" ſprach derſelbe zu ihm: „ich nehme einen Traum hinweg von hier, der, ſo ſchön er iſt, die Ruhe meiner Nächte ſtören könnte."

„Könnte er nicht Wirklichkeit werden? —" antwortete Baptiſte, welcher den Tag über ihn und Esprite beobachtet.

„Ich habe daran gedacht —" antwortete la Chouette. „Sie hat Seelengüte, ſie hat Muth — Doch, es wäre Thorheit, mehr als das; es

wäre Unrecht — fünf und zwanzig und funfzig — ich bin noch ein Mal so alt als sie?"

„Im nächsten Jahre schon nicht mehr."

„Der Abstand wächst. Ich will nicht Wolken auf der Stirn sammeln, deren Seelenfrieden mich entzückt."

Sie traten in die Halle. „Sehen Sie Devise und Sinnbild unsres Geschlechtes," sagte Baptiste, auf den Kamin ihnen gegenüber deutend; „wir fürchten nicht den Schmerz im Glücke, wir wissen vom Glück in der Trauer."

Auf der Freitreppe hörte man leichte Tritte. „Warum sollten Sie nicht glücklicher seyn, als ich? Wo noch Seelenfrieden ist, ist Hoffnung," fuhr er fort; „sie kommt; lassen Sie sie entscheiden."

Esprite trat ein.

„Wir sprechen von unsrer Abreise," sagte er zu ihr — „von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, Dich zur Begleiterin zu erhalten; nicht nur bei dieser, bei allen unsren künftigen Reisen hieher; nicht, daß Du bei mir in Grenoble, daß Du in

Paris — mit unſrem Freund, unſrem Wohlthäter lebteſt —"

„Nicht dieſes Wort!" rief la Chouette: „es klingt, wie eine Beſtechung. Er ſpricht meines Herzens Wunſch aus — warum ſollte er nicht ausgeſprochen werden — Sie haben ihn oft in meinen Augen leſen können!" — ſagte er zu Esprite. „Ja, es iſt Wunſch — nicht Bitte, welche Entſcheidung heiſcht. Schweigen Sie dazu, wenn Sie wollen — wie das Schickſal zu unſern theuerſten Wünſchen ſchweigt. Ich hoffe nicht Gewährung. Faſt könnte ich ſagen, ich will ſie nicht. Ihr Alter und das meine — welche Ausſichten in die Zukunft kann ich Ihnen eröffnen? — den Wittwenſchleier über blonde Locken, Tage der Geduld am Krankenlager —"

„Wir haben ſo oft mit einander geſprochen —" antwortete Esprite — „die Seelen, aus denen jene Freude der Gedankenmittheilung kam, ſterben nicht, ſie trennt kein Tod. Sollten Sie leiden — was würde ich lebhafter wünſchen, als Ihnen beizu-

stehn? — Doch wozu so traurige Vorstellungen? Die Zukunft ist ungewiß — gewiß, daß ich mein Leben am beseeltesten und genügendsten vollbringen werde, von Ihnen ungetrennt.“ Sie reichte ihm die Hand.

„Den Tag kennen gelernt, die Liebe, das Glück der Gegenliebe — im funfzigsten Jahr! — Es ist wie ein Mährchen; aber wie das seligste, welches jemals erfunden ward!“ Er rief's und drückte ihre beiden aneinander geschlossenen Hände zwischen den seinen an seine Lippen.

Magdalenens Brief kam zu rechter Zeit, die letzten Tage des Arztes Serry zu beruhigen. Baptiste sandte bald, in Erwiederung, ihr den letzten Segen ihres Vaters und herzliche Worte ihrer Mutter; er forderte zugleich ihre Verfügung über das beträchtliche Erbe, welches durch jenen Tod ihr zufiel. Die Summe, welche ihr Vater von dem falschen Caille erhalten, stellte sie den Familien Rolland und Tardivy zurück, als deren Eigenthum. Von einem Theil bat sie, den Armen zu Manosque

die Stiftung der Dame Rolland erneun und dem Namen des jungen Caille dabei die Namen der verstorbenen Schwester Baptiste's und ihrer kleinen Honorade hinzufügen zu dürfen. Eine Kleinigkeit behielt sie sich vor, ihren Unterhalt im Hause Herrn Rollands zu bestreiten. Die Geschäfte, welche er jetzt für sie besorgte, verschafften Baptiste den erwünschten Anlaß zu einem Briefwechsel mit ihr. Er fand ihre Briefe immer ruhiger, freier von Schmerz. Ueber seine Besorgniß ihres Religionswechsels beruhigte ihn einer derselben. „Ihr Oheim stellt mir vor," schrieb sie ihm, „wie ich von Geistlichen meines Glaubens hintergangen, für ihre Zwecke aufgeopfert worden sey. Ich frage ihn, ob er Alles billigt, was von protestantischen Geistlichen geschieht, die Meinungen ihres Glaubens zu herrschenden zu machen? Ich gestehe ihm, daß im ersten Augenblicke, nachdem ich meines Elends inne geworden, der Gedanke, mich von der katholischen Kirche loszusagen, zur protestantischen zu flüchten, mein nächster war. Seitdem haben Prie-

ſter jener Kirche mich und meine Tochter beſchützt, ernährt. Wo Menſchen walten, handeln vermengt, Leidenſchaften, Irrthum, Wille des Guten. Was mich die Einſamkeit, in der Sie mich fanden, von Gott, von Verzeihung, Liebe gelehrt: dazu bekenne ich mich mit unveränderlichem Herzen. Die proteſtantiſche, die katholiſche Kirche haben gleich Theil daran. Ich finde und vermiſſe in beiden eigenthümliche, troſtreiche Lehren; deswegen bleibe ich bei der von beiden, zu welcher mich die Geburt geſellt; den Blick gerichtet auf das, was in allen Kirchen und über alle iſt, die Religion.“ Gegen Baptiſte athmeten die Briefe Magdalenens Ergebenheit, Verehrung, Dankgefühl, Vertraun über Alles. Er hatte mehr erlangt, als er einſt zu ſeinem Glücke begehrt; und ihn bewegten leidenſchaftlich neue Hoffnungen, neues Verlangen.

In dieſer Stimmung reiſete er im folgenden Jahre nach Genf. Er fand Magdalena an Schönheit, Jugendblüthe ſo ganz, was ſie ehedem geweſen, ſo die glänzenden, ſchweren Locken um den

ſchneeigen Nacken, ſolche Zartheit ihres Colorits, ein ſolches Licht ihrer ſchwarzen Augen, daß er bei ihrem Anblick ſich über Jahre zurückverſetzt wähnte. Ihr Umgang belehrte ihn bald, daß die Spuren des Vergangenen nicht ſo in ihrer Seele, wie in ihrem Aeußern verwiſcht wären. Auch über ihre Empfindungen gegen ihn hatte er ſich durch ihre Briefe getäuſcht. Welche ſie ſeyn mochten, es miſchte ſich nichts von perſönlichem Verlangen dazu. Ihre frühere Gleichgültigkeit gegen ihn, die Schmach, welche auf ihr haftete, verhinderten den entfernteſten Gedanken daran. So rein davon war ihr Gefühl, ſo ſtark ausgeſprochen dieſe Abweſenheit bei demſelben, daß davor verſtummte, was Baptiſte an Hoffnungen entgegengeſetzter Art hegte. Ohne Magdalenen kehrte er zurück nach Caille, wo ſich Gregoire feierlich Gehör bei ihm erbat und ihm eröffnete, wie er wünſche, auf der Meierei des Bernard, welche er zu pachten gedächte, Dame Honorade Venelle als ſeine Hausfrau einzuführen und zu beſitzen. „Und Du? —“ ſagte zu Baptiſte Esprite,

da er im nächsten Jahre wiederum allein von Genf zurückkehrte, bei seiner Rückkehr sie, la Chouette, ihr Kind auf dem Arm, Honorade und Gregoire, ihn auf der Freitreppe vor der Halle begrüßten, und der junge Bienenfreund als Braut und Schwester ihm die pikante, funfzehnjährige Brunette vorgestellt, welche seinen Bienen ihn untreu gemacht — „und Du?" — „Ich werde einsam bleiben, glücklich, so vielen Glücklichen anzugehören und zu ehren, wo ich liebe," antwortete er ihr. „Wann wiederkehrt, die süße Sommerszeit —" sang sie.

„Bring' uns Magdalenen. Sag' ihr, nur sie fehle unter uns Geschwistern —" mit diesen Worten entließ sie ihn, als die Zeit gekommen war, von welcher ihr Gesang gesprochen, er sich zum dritten Mal nach der Schweiz begab. Die Prophezeihung des Liedes ging in Erfüllung. Die Zeit, welche den Geist, wie den Körper erneut, bei beiden tiefe Züge verwandelt, verwischt, hatte Magdalenens Gefühl ihrer Verschuldung und Erniedrigung geschwächt, ihr Gefühl der Ergebenheit

und Verehrung gegen Baptiste zu solcher Leidenschaftlichkeit gesteigert, daß seine Leidenschaft sie hinriß zu dem Entschluß, ihm anzugehören.

Zum dritten Male vollzog der Prior von St. Anne die Trauung eines Kindes seines Freundes; zum dritten Male wiederklang die Halle des Schlosses von Caille vom hochzeitlichen Jubel der Landleute; ward der Kreis blühender, glücklich begabter Nachkommen um Herrn Tardivy vergrößert. Arm in Arm wandelnd, erinnerten Esprite und Magdalene in den Gängen des Gartens sich ihrer Flucht durch ihn. Durch Verschulden, Büßen, Verzeih'n, war die geschwisterliche Innigkeit unter Beiden vermehrt.

Magdalena gebar Baptiste einen Sohn; Esprite la Chouette zwei Söhne und eine Tochter. Nichts war verwandelt durch ihr Leben mit ihm, in seinem nächtlichen Leben zu Paris. Den Tag genossen sie jährlich zu Caille, wo die Gemahlin des jungen Bienenfreundes an der Spitze des Hauses stand, wohl unterstützt und berathen von

den Damen Rey, Venelle, von der kleinen Louise Chantegay und der Tochter der Rey.

Honorade lebte mit Gregoire zufriedene Tage, ohne ihres armen Pierre zu vergessen, welcher doch der Gemahl ihrer grünen Jugend gewesen, sagte sie. Gregoire war nicht eifersüchtig auf den Verstorbenen; es kam dadurch kein Unfriede in ihr Haus. Nicht einmal durch die Katze Honoradens und durch Tiber kam solcher in dasselbe. Beide gaben ein Beispiel, wie unter Trefflichen der feindseligsten Gattungen Freundschaft herrschen kann: mit einer gewissen Galanterie behandelte Tiber die treffliche Katze, diese ihn mit zärtlicher, capricieuser Murrerei.

mein Fritz!

Druckfehler.

Seite	2	Zeile	13	lies	welcher statt welche.
"	21	"	2	"	den andern st. dem andern.
"	29	"	9	"	Herkunft st. Herrkunft.
"	31	"	22	"	Sechzehnhundertundneunzig st. Sechzehnhundertfünfundzwanzig..
"	40	"	10	"	geschriebenem Recht st. Rechtsbuchstaben.
"	41	"	4	"	bitten st. bittend.
"	41	"	15	"	um st. und.
"	60	"	21	"	Funel st. Junel.
"	61	"	2	"	Kunel st. Junel.
"	62	"	21	"	Funels st. Junels.
"	63	"	1	"	die st. Dir.
"	82	"	11	"	Lareidat st. Carcidat.
"	84	"	8	"	wandelte vor st. wandelte, vor.
"	86	"	16	"	Cadet st. Cadett.
"	96	"	19	"	doch st. doch noch.
"	117	"	17	"	Croiset st. Troiset.
"	120	"	14	"	Croiset st. Troiset.
"	128	"	15	"	Begleitung st. Beglitung.
"	130	"	7	"	vorbrechendem st. verbrechendem.
"	142	"	17	"	um st. und.
"	176	"	10	"	Voraussetzung st. Veranlassung.
"	183	"	1	"	ward st. wird.
"	198	"	20	"	hievon st. hiervon.
"	209	"	1	"	im Chore st. im Thore.
"	211	"	15	"	alte Freunde st. alle Freunde.
"	232	"	6	"	Epinousse st. Epinouche.
"	242	"	15	"	seit st. mit.
"	219	"	18	"	Cormis st. Lormis.
"	316	"	20	"	zu statt zum.
"	318	"	1	"	Crotes st. Groles.
"	320	"	3	"	Marseille st. Toulon.
"	331	"	7	"	ein Comma hinter Zeit.

Seite	356	Zeile	12	lies ein Semicolon hinter nach.
"	403	"	9	" und ehrliche ſt. um ehrliche.
"	413	"	5	fällt das Comma hinter beantwortet weg.
"	413	"	10	lies Datha ſt. Natha.
"	432	"	10	" lichtblaue, dichte ſt. dichtblaue lichte.
"	460	"	5	" geheiligten ſt. geheiligtern.
"	462	"	9	" fanden ſt. fand.
"	472	"	18	" hinter Menſchenſchwarm ein Semicolon.
"	474	"	6	" beide ſt. Weide.
"	474	"	19	" thieriſchen ſt. thieriſche.
"	481	"	1	" Weite ſt. Weiden.
"	481	"	8	" wiederum Weite ſt. Weiden.
"	483	"	18	" mich ſollen ſt. mir ſollen.
"	493	"	8	" hinter Prozeſſes ein Comma.
"	531	"	1	" Er ſt. Es.
"	533	"	12	" ihre ſt. ihrer.
"	541	"	18	" niedrigſten ſt. niedrigſter.
"	545	"	7	" ſchädliches ſt. unſchädliches.
"	554	"	8	" Dich ſt. mich.
"	561	"	7	" vor offen, ein Comma.
"	562	"	7	" hinter ſchaffen ſtatt des Comma ein Semicolon.
"	567	"	11	" von ſt. der.
"	573	"	7	" hinter kennend, ſtatt des Comma ein Semicolon.
"	573	"	15	" freier beſeelt, ſt. freier, beſeelt.
"	599	"	16	" ein Comma nach gemacht, ſt. des Semicolon.
"	605	"	14	" ihm geſperrt.
"	609	"	15	" hinter wurden ein Semicolon ſt. des Comma.
"	609	"	17	" nicht das die hinter vertrat.
"	615	"	14	" einer ſt. Einer.
"	615	"	15	" andern ſt. Andern.
"	618	"	6	" la Renie ſt. la Reine.
"	682	"	20	" Freundin —" „Sie ſt. Freundin — Sie.

Seite 686	Zeile 13	lies	Hand, und st. Hand und.
» 690	» 6	»	Schwägerin st. Schwängerin.
Ebend.	» 17	»	schallte, immer st. schallte immer.
Ebend.	» 20	»	des st. der.
Seite 694	» 5	»	Gegenwärtig, st. Gegenwartig.
» 702	» 16	»	diesem st. diesen.
» 704	» 21	»	seinem st. seinen.

Interessante belletritische Notiz.

Auf nachstehende Jugend- und schöngeistige Schriften, welche in demselben Verlag erschienen, und sich der günstigsten Beurtheilung der geachtetsten Zeitschriften zu erfreuen hatten, die wir auszugsweise hier mittheilen, erlauben wir uns, das Publikum aufmerksam zu machen.

Leben Elisabeth der Heiligen, Landgräfin von Thüringen. Deutschland's edler und gebildeter Jugend gewidmet von Amalia Schoppe geb. Weise. Nebst dem höchst ähnlichen Portrait der Verfasserin. 1830. 1 thlr. 12 gr.

Von der rühmlichst bekannten Amalia Schoppe, sagt der Eremit Nr. 156., erschien das Leben der Landgräfin von Thüringen; der Roman hat besonders viel wohlthuende Wärme und warnt vor der Art von Schwärmerei, zu der die Fromme sich hinneigte. Da Elisabeth durch weibliche Tugend sich auszeichnete, so ist dies Buch zunächst für die reifere weibliche Jugend bestimmt, der wir es bestens empfehlen wollen.

Ehrenvolle Anerkennung verdient gewiß die Absicht der Verfasserin, erklärt der Recensent der Mitternachtszeitung 1830 Nr. 61., eine Lehr- und Unterhaltungsschrift für die reifere Jugend zu schaffen, die sie auch glücklich gelöst hat; er empfiehlt sie aber besonders muthwilligen und übermüthigen Charakteren, als treffliches Gegengewicht, indem er hofft, daß sie solche Gemüther zu den heilsamsten Betrachtungen führen werde.

Da die reinste, moralische Tendenz, den reinen Willen der Verfasserin beurkundet, sagt er weiter, so verdient sie den bessern Jugendschriften an die Seite gesetzt zu werden.

Lehrreich und zweckmäßig, für die Jugend eingerichtet, sagt der Recensent der Jenaer Litteraturzeitung Nr. 74. 1830, ohne Ueberspannung und Vergötterung, aber mit herzlicher Liebe schildert die Verfasserin das Leben Elisabeths und zeigt darin, wie selbst die schönsten Naturen, so lange sie noch auf Erden wallen, von menschlicher Unvollkommenheit nicht frei sind, wobei sie vor dem Uebermaaß, sogar der höchsten Tugenden, als vor einer Klippe warnt, die gefährlich werden kann, wie es Elisabeths Schwärmerei ihr wurde. Zum ersten Mal, sagt er weiter, finden wir darin Ludwig als zärtlichen, treuen Gatten (was er auch wirklich war) dargestellt, und seine Nachsicht, seine Geduld mit Elisabeths Schwächen, mit der vollen Kraft der Wahrheit hervorgehoben. Was das Geschichtliche dieses Werkes betrifft, so ist dar in nichts Ueberflüssiges gesagt, nichts Wesentliches weggelassen; wir sind der Verfasserin auch dafür vielen Dank schuldig, so wie für das ganze Buch, an dem recht viel Leser sich erfreuen mögen.

Die Rache des Amor. Eine Gallerie von Nachtstücken in Teniers Manier. 1831. 2 Thle. 2 thlr. 9 gr.

Unser Teniers mit der Feder, meint der Recensent der Jenaer Literatur-Zeitung 1831 Nr. 60, ist ein wackerer Zeichner, dem sogar das Anmuthige gelingt, doch in Composition und Gruppirung muß er seinem Vorbilde weichen. Doch damit sey keineswegs gesagt, daß er nicht zu scherzen und einen Plan zu entwerfen verstehe, vielmehr giebts gute Späße, und das Walten der comischen Nemesis verbindet die Einzelnheiten zu einem fröhlichen Ganzen.

Wer Liebhaber einer Lectüre ist, welche Stoff zum Lachen liefert, berichtet der Wegweiser zur Abendzeitung 1831 Nr. 36., dem wird die Rache Amors kein uninteressantes Buch seyn, doch ist nicht zu läugnen, daß der Verfasser auch ernsten Lesern Vergnügen zu verschaffen vermöge. Sein Werkchen ist ein Liebes-Roman, der nicht ohne Kunst angelegt und durchgeführt, der in seinen überraschenden Situationen, bunten Scenen, mit einem fast unerschöpflichen Witz, mit froher Laune und treffender Satyre gewürzt und belebt

ist. Die Sprache des Verfassers bezeugt auf das Deutlichste seine höhere wissenschaftliche Bildung und seinen Umgang mit den classischen Schriftstellern des Alterthums, und ist deshalb natürlich, leicht, gut und dem Stoffe angemessen.

Ludwig der Heilige in Aegypten. Schauspiel in fünf Aufzügen vom Königl. Bayer. Regierungs-Rath Freiherrn v. Oefele, Verfasser der „Belagerung von Rhodus." 1831. 15 gr.

Dieses Drama, auf streng historisches Studium gegründet, scharf und sicher in seinen Charakteren, sinnreich und poetisch in seinen Intentionen, anziehend in seiner Entwickelung und rein in Vers und Sprache, urtheilt der Recensent der litt. Blätter 1831. Nr. 117., verkündet ein achtbares Talent, der Verfasser kennt den Zwiespalt von Bühnen und Drama, und macht den Versuch, ihn auszusöhnen. Die Behandlung seines Stoffes hat der poetischen Erfindung wenig Raum verstattet, allein hier vertrat die Geschichte glücklicherweise die Stelle der Poesie. Ludwig der Heilige in Aegypten hat auch in der Geschichte das Ansehn einer schönen Fiction, und wir wissen nicht, wie viel von seinen Abentheuern der ausschmückenden Erfindung seinem Chronisten angehört. Der Verfasser führt uns den Moment vor, wo Fakardins Aufruhr seinen Todfeind vom Throne stürzte, und die Sarazenen den gefangenen Franken-König zu ihrem Beherrscher aufrufen, was ihn rührt und ihn zum Frieden und zur Heimkehr nach Frankreich bewegt. Hier bedurfte es wenig poetischer Schöpferkraft, um die schönsten Situationen, wie von selbst herbeizuführen. Wenige Stoffe sind der dramatischen Behandlung günstiger als dieser; die Geschichte selbst ist ein Drama voll Kraft und dichterischer Prägnanz. Der Verfasser versteht es, die wirksamsten Situationen hervorzuheben und seine Personen mit der Sprache zu begaben, die hier die zweckmäßigste war. Ludwig ist ein Held, treu seiner Pflicht bis zum Tode, begeistert, standhaft, ein halber Heiliger; Margarethe ist die wurdige Gattin eines solchen Helden, und seine Gefährten sind ächte Kreuzritter. Die Ausartung des Kreuzheeres im Großen, zeigen uns einige wohlerfundene und kräftige Scenen; Fakardin ist ein fanatischer aber redlicher Muselmann, Almoadan, der Sultan, ein Despot ohne Ahnung der höhern Menschenwürde. Der Kern des ganzen Gedichts ist die

fünfte Scene des letzten Akts, wo Ludwig und die gefangenen Kreuzritter den Tod erwarten, den Fakardins Aufstand plötzlich in ihren höchsten Triumph verwandelt. Die Ritter, vor ihren Todesblöcken knieend, fordern von ihrem König, daß er sie segne. O! Kinder! ꝛc. ruft er aus. — In Sprache und Situationen verräth der Verfasser Mäßigung und die Nachahmung guter Muster; der Ausdruck ist dichterisch und würdig, die Katastrophe mild rührend, ohne weichlich zu seyn, und die ganzen Charaktere sind zugleich menschliche. Das Ganze wird bei zweckmäßiger Darstellung sich Freunde erwerben. Unter den historischen Dramen dieses Jahres nimmt sie die erste Stelle nach dem Johann von Schwaben ein.

Die Vielgeprüfte und der Doppelgänger von A. v. Schaden 1831. à Bändchen 1 thlr. 3 gr.

In der ersten Erzählung, berichten die Blätter für litterarische Unterhaltungen 1831 Nr. 64., findet ein sanftes weibliches Herz, das wenig verschuldet, sich oft getäuscht. Geschick, Zufall, Thorheit und Schlechtigkeit der Menschen thaten ihm wehe, und nur als es nicht mehr schlug, ward ihm Ruhe. — Der Doppelgänger ist kein übernatürliches Wesen, sondern ein, zwar nicht Verwandter, aber sehr ähnlicher Mensch, der sein Ebenbild in komische und ernste Verlegenheiten stürzt, und dadurch den vergnüglichen Schluß der Erzählungen herbeiführt.

Der Recensent der Jenaer Litteratur-Zeitung 1831 Nr. 101. sagt über dieselben Erzählungen: Das traurige Schicksal der geprüften Dulderin weis't zur Sühnung, nach einem bessern Jenseits; ihr Glaube bewährt sich herrlich, er schützt sie vor Verzweiflung, vor Hader mit der Vorsehung, die es zugab, das ein einziger Fehler ihr ganzes Leben vergiftete. Der Doppelgänger ist kein gespenstisches Schauerbild, sondern ein leichtfertiger Lebemann, der dem, auf Wartegeld gesetzten Exofficier, seinem Ebenbilde, manchen bösen Possen spielt, indeß auch dazu beiträgt, ihm zu Geld und Gut, einer hübschen Frau, und dem Leser zu einer ergötzlichen Unterhaltung zu verhelfen.

Vittoria Colonna, Römische Erzählung von D. L. B. Wolf, Verfasser der Scherben. 1828. 3 Thle. 3 thl. 6 gr.

Ueber dieſen Roman hat die Stimme der Kritik ſich bereits höchſt günſtig ausgeſprochen. In den Blättern für literariſche Unterhaltung 1829. Nr. 117. ſagt der Recenſent u. A., „daß dieſer Roman einer beſondern Erwähnung würdig ſey, da das Werk reich an Unterhaltung, Charakterſchilderung und Sittenmalerei, doch ſeine vorzüglichſte Zier von einem Charakter erhielt, der eben ſo originell als neu, geiſtvoll und glücklich aufgefaßt (es iſt dies Latour d' Auvergne, der bekannte erſte Grenadier von Frankreich); er kenne nichts, ſagt er weiter, das dieſer einzigen vorbildloſen Geſtalt ähnlich wäre, und es ſey dieſe Charakterſchilderung ein unſchätzbarer Beitrag der hiſtoriſch-poetiſchen Gattung, die ſchon allein genügen würde, dem Roman Popularität zu gewinnen. Daß der ſprachkundige gewandte Uebertrager den Reiz der Darſtellung durch Vermeidung üblicher Breiten nur erhöht hat, wird man gewiß vorausſetzen.

Antonius, Prior von Crato, geſchichtlicher Roman von J. L. Zöllner. 1830. 2 Thle. 2 thl. 9 gr.

Der Verfaſſer giebt uns in dieſem Werke, ſagt die Mitternachtszeitung, 1830 Nr. 166., ein intereſſantes Gemälde der Kämpfe und Mühen des unglücklichen Prätendenten von Portugal, Antonio de Crato, deſſen Lebensgeſchichte gewiß den fruchtbarſten Stoff zu einer romantiſchen Erzählung darbietet. Der Verfaſſer hat den hiſtoriſchen Grund in van der Velde's Manier mit kräftigen Pinſelſtrichen aufgetragen und läßt es nicht an pittoresker Staffage fehlen, denn das wechſelnde Geſchick des edlen, ritterlichen Velasco, der überhaupt mit vieler Mühe und Sorgfalt gezeichnet iſt, ſo wie die freundliche Zwiſchenhandlung, welche den Goldſchmidt Antonio und die holde Joſephe in das Schickſal des verfolgten Fürſten verkettet, hat uns ſehr befriedigt. Antonius ſelbſt iſt eine wohlgelungene, kräftige Figur, und ſein Freundſchaftsbündniß mit Velasco ſtellt ihn, der als Held und Fürſt ſo groß iſt, nicht minder hoch als Menſch vor unſern Blick. Die Charaktere des Beichtvaters und des Don Velasquez ſtreifen zwar ſehr an das Gewöhnliche, und insbeſondere iſt Velasquez, der ränkeſpinnende Abgeſandte des mißtrauiſchen Philipp, zu flach gehalten, aber beide Figuren dürfen als Folie des Meneſes und Velasco in dem Gemälde nicht fehlen und ſind als die Schattenparthie des freundlichen Ganzen zu

betrachten. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser uns in der Folge noch manches edle Bild vor's Auge führen und die schöne Literatur mit mancher interessanten Neuigkeit bereichern werde. Auf jeden Fall gehört der Antonius zu den *bessern* Erzeugnissen der neuern Literatur, und wenn der Schluß der Erzählung ein wenig zu stark an v. d. Velde's Arwed und Kronhelms Carvalho erinnert, so dürfen wir den Verf. durch die Versicherung trösten, daß die spätere Wiedervereinigung zweier Liebenden, welche der Sturm des Lebens auseinander riß, in der *Wirklichkeit* eine zu seltene Erscheinung ist, um nicht im Felde der Romantik noch immer gern gesehn zu werden. Auch die Schreibart ist gefällig, der Periodenlauf rein und die Sprache edel.

Woldemar. Ein Roman von *Amalie Schoppe* geb. *Weise.* 2 Thle. 1830. 2 thlr. 12 gr.

Mangel an Raum läßt uns von diesem Lieblingskinde der Verfasserin nur sagen, das sie selbst es als das Beste, was je aus ihrer Feder floß, erkennt. Das nahe Ende der Auflage bewährt ihre Ansicht.